

Schau-ins-Land

Herausgegeben
vom
Breisgau-Verein Schau-ins-Land
Freiburg i. Br.



Jahrlauf 69
1950

H
465
da
69.
1950

Mit Beiträgen aus der
Festschrift für Dr. Heinrich Brenzinger

Inhaltsverzeichnis zum 69. Jahrlauf

	Seite
* Das Dreisamthal als mittelsteinzeitliches Siedlungsgebiet Von Prof. Robert Lais, † 28. März 1945	3
* Das Ciborium in der Kapelle des Heiliggeistspitals in Freiburg Von Prälat Univ.-Prof. Dr. Joseph Sauer, † 13. April 1949	8
Der Zynklus der sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Eine ikonographische Untersuchung Von Dr. Gustav Münzel, Freiburg i. Br.	18
* Eine Freiburger Steinmadonna um 1330 Von Univ.-Prof. Dr. Werner Noack, Direktor der Städtischen Sammlungen, Freiburg i. Br.	49
Ein Allgäuer als Pfarrer am Freiburger Münster (1349—1355) Von Stadtarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Hefele, Freiburg i. Br.	55
Dom Besuch Ludwigs XIV. in Breisach und Freiburg i. Br. (Oktober 1681) Von Dr. Max Neustädter, Paris	60
* Das älteste Stadtbild von Waldkirch Von Hermann Rambach, Waldkirch	70
* Johann Christian Wenzingers Bildnisse des Reichsfreiherrn Ferdinand Sebastian von Sickingen zu Hohenburg auf Ebnet und seiner ersten Gemahlin Von Rudi Keller, Freiburg i. Br.	88
Freiburg in der 48er Revolution Von Kreisoberschulrat Joseph L. Wohleb, Freiburg i. Br.	102
43. Vereinsbericht	119

Schriftleitung: Rudi Keller, Freiburg i. Br., Jacob-Burckhardt-Straße 3

Selbstverlag des Breisgau-Vereins Schau-ins-Land

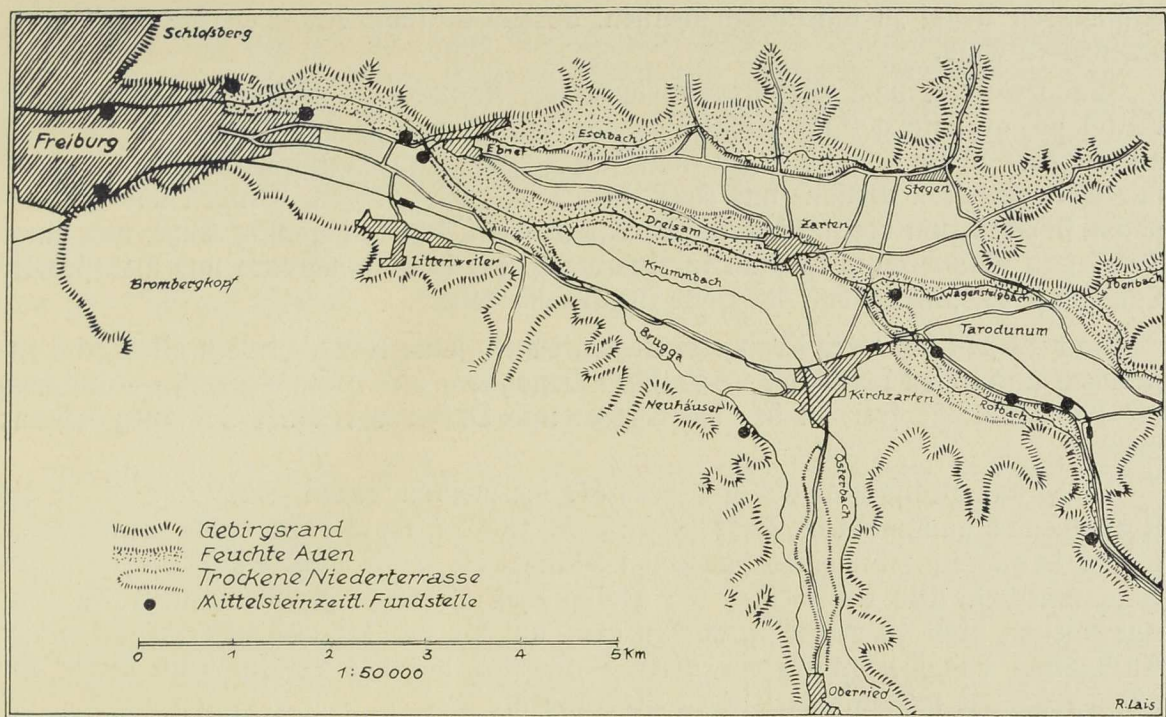
Anschrift: Kreisoberschulrat J. L. Wohleb, Freiburg i. Br., Colombistraße 3

Postschloßfach 244, Postcheckkonto Karlsruhe 30 540

Gedruckt bei Poppen & Ortman, Universitätsdruckerei,
Freiburg i. Br., Kaiser-Joseph-Straße 229

Der Breisgau-Verein Schau-ins-Land ehrte sein verdienstvolles Ehrenmitglied Dr. Ing. e. h. Heinrich Brenzinger, Freiburg i. Br., an dessen 65. Geburtstag am 20. Juni 1944 durch Widmung einer Festschrift mit 22 Beiträgen von Mitgliedern des Vereins. Wegen der damaligen Kriegszeit konnte die Festgabe nur in Maschinenschrift überreicht werden. Eine dieser Arbeiten wurde bereits im 68. Jahrlauf (1949) gebracht. Von den Arbeiten dieses Heftes entstammen die in obigem Inhaltsverzeichnis mit * versehenen der Brenzinger-Festschrift.





Das Dreisamtal als mittelsteinzeitliches Siedlungsgebiet

Von Robert Lais

† 28. März 1945

In seiner wertvollen sprachgeschichtlichen Studie über die Dreisam hat F. Pfaff (1907) auch die Frage nach der Quelle der Dreisam beantwortet. Für die anderen größeren Schwarzwaldflüsse, die Wiese, Elz, Schutter oder Kinzig etwa, erscheint eine solche Frage unnötig, und vollends brauchte sich kein Historiker um sie zu bemühen. Daß es bei der Dreisam geschah, ist darin begründet, daß der Fluß heute seinen Namen nicht von seiner Quelle, sondern erst von der Stelle an trägt, wo der Rotbach in den Wagensteigbach mündet, obwohl kein Zweifel darüber bestehen kann, daß der Wagensteigbach die natürliche Fortsetzung der Dreisam ist. Er trug auch bis in das 18. Jahrhundert hinein ihren Namen.

Das Tal der Wagensteig allerdings ist nicht die Fortsetzung des Dreisamtals, so wenig wie eines der vier andern großen Täler, die in den Anfang des heutigen Dreisamtals einmünden. Wer aus seiner Mitte, etwa zwischen Zarten und Kirchzarten, nach Norden, Osten und Süden schaut, sieht auf Berge, die, höher und höher steigend, in der Ferne zum Gebirge zusammenwachsen und einen

halbrunden Kessel zu umranden scheinen. Vergebens sucht das Auge die Fortsetzung des weiten Tals.

Wandert man vom Hirschsprung durch die Schlucht des Höllentals abwärts, so weitet sich an seinem Ende plötzlich die bis dahin durch schroffe Felswände und steil aufsteigende Berge beengte Schau: man sieht sich am Rande eines geräumigen Beckens mit weitgedehnten Wiesen- und Ackerflächen, mit Einzelhöfen, Weilern und geschlossenen Dörfern, um die sich die Obstbäume scharen. Aus drangvoller Enge, aus einer Fels- und Waldwildnis ist man in eine weite und helle, fruchtbare und altbesiedelte Landschaft gewandert, von der Hölle ins Himmelreich.

Nach Westen hin wird das weite Becken enger; seine Ränder treten allmählich zusammen und lassen schließlich — zwischen Schloßberg und Brombergkopf — nur noch die schmale Lücke frei, in der die Türme und Dächer der Stadt Freiburg sichtbar werden.

So ist das Dreisamtal völlig anders als die meisten Schwarzwaldtäler, die in die Rheinebene hinausmünden. Während diese sich zum Schluß wie ein Füllhorn erweitern, gleicht das Dreisamtal einer bauchigen Flasche, die ihren Inhalt durch einen engen Hals entleert. Wir haben hier die geologischen Ursachen dieser eigenartigen Tal- ausweitung nicht zu erörtern, müssen aber auf die mit ihr eng zusammenhängende Entstehung und Gestaltung des alten Talbodens näher eingehen, denn dieser vor allem trägt die mittelsteinzeitlichen Siedlungen.

Als während der letzten Eiszeit die höchsten Teile des Schwarzwaldes Gletscher trugen, waren die tieferen Teile der zerstörenden Wirkung des Spaltenfrostes ausgesetzt, der den Fels überall in große und kleine kantige Trümmer zerlegte. So wurden die Höhen und Abhänge mit gewaltigen Schuttmassen überkleidet. Wo diese in den Wirkungsbereich der sommerlichen Schmelzwässer gerieten, wurden sie talabwärts geführt und zu Geröllen abgeschliffen. Die Bäche haben die Fracht der Gerölle den vorhandenen Senken zugeführt, sie allmählich ausgefüllt und so die Schotterfluren geschaffen, die heute den Boden aller breiten Schwarzwaldtäler bilden. Dem Auge erscheint diese Sohle als eine talabwärts schwach geneigte Ebene. In Wirklichkeit ist sie ein Teil eines äußerst flachen Kegels, dessen Rückenlinie sich etwa in der Mitte des Tales hält.

In der weiten Wanne des hinteren Dreisamtals breitete sich, aus fünf größeren Tälern gespeist, dieser Schuttkegel mächtiger aus als in den andern Schwarzwaldtälern. Nach der Eiszeit aber haben die in den Hintergrund des Dreisambeckens einmündenden Bäche in diesen Schutt ihre mehr oder weniger breiten Betten gegraben und so aus der Ebene Terrassen geschaffen, zwischen denen sie in einer mit Wiesen bedeckten, mit Weiden und Erlen bestandenen feuchten Aue dahinfließen.

Von den sechs größeren Bächen, die ins Dreisamtal münden, vereinigen sich im Hintergrund des Beckens nur zwei, der Ibenbach und Wagensteigbach. Die andern fließen, durch die Wölbung des Schuttkegels nach Norden und Süden abgedrängt, kilometerlang nebeneinander her, ehe sie sich finden. Am frühesten noch treten der Rotbach (Höllensbach) und der Wagensteigbach zur Dreisam zusammen. Aber der Zastlerbach (Osterbach), der westlich von Kirchzarten Krumbach heißt, und die Brugga laufen nicht nur im Dreisamtal, sondern im unteren Oberrieder Tal in geringem Abstand, insgesamt acht Kilometer lang, nebeneinander her, wie zwei feindliche Geschwister, bis sie endlich nördlich des Falkhofes in die Dreisam münden. Kaum anders treibt es am Nordrand des Tals der Eschbach, der bei Stegen aus dem Gebirge heraustritt, sein Wasser aber erst unterhalb von Ebnet in die Dreisam schüttet.

So wird also das Tal von lang hinziehenden feuchten Niederungen durchfurcht, zwischen denen zungenförmige, trockene Rücken als Reste der sogenannten Niederterrasse stehen geblieben sind. Im Osten des Dreisambeckens, wo der Schuttkegel steiler ansteigt, überragen sie die Aue um etwa 15 Meter, im Westen, bei Ebnet oder Freiburg, beträgt der Höhenunterschied nur noch 3 bis 5 Meter.

Auf diesen Rücken liegen die Äcker, an ihren Rändern die Ortschaften, über sie führen die Straßen und die Strecke der Höllentalbahn. Die tiefere und reich bewässerte Aue trägt überall Wiesen.

So ist die Sohle des Dreisamtals weit lebhafter zerschnitten als die der übrigen großen Schwarzwaldtäler, in denen die Schotterebene der Niederterrasse von einer einzigen, den Fluß fortlaufend säumenden Aue durchfurcht ist.

Die hinterste Terrasse des Dreisamtals, die in ansehnlicher Höhe und mit steilen Rändern die Auen des Rot- und Wagensteigbaches überragt, ist die berühmte Stätte der spätkeltischen Volksburg *Tarodunum*. An der schmalsten Stelle des Verbindungsstückes mit dem Hintergelände war diese natürliche Feste durch Wall und Graben gesichert, und der steile Rand rundum von einer aus gewaltigen Schwarzwaldgerölln aufgeschichteten Trockenmauer gekrönt gewesen, deren Reste noch heute stellenweise erhalten sind und als niedriger Wall die Hochfläche säumen.

Als dieser Wall im Jahre 1931 beim Bau eines Hauses südöstlich des Brandenburger Hofes angeschnitten wurde, fanden sich bei der durch das Landesamt für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg vorgenommenen Untersuchung zwei kleine Jaspisstücke, darunter eine schöne Klinge aus rotem Bohnerzjaspis. Kraft schrieb damals (1931): „Sie deuten auf eine nahegelegene, wohl steinzeitliche (mesolithische?) Siedlung hin.“

Daß diese Deutung das Richtige traf, haben spätere Funde bewiesen. Gelegentliches Absuchen der Äcker durch die Herren R. und A. Halter, O. Vogelgesang, A. Wangart und den Verfasser hat schon eine ganze Anzahl mittelsteinzeitlicher Funde und Fundstellen geliefert, die erkennen lassen, daß das Becken des Dreisamtals damals dicht besiedelt gewesen sein muß.

Verzeichnis der Fundstellen und Funde:

1. Gemarkung Falkenstein, südlich der oberen Blechschmiede, am Rand der hochliegenden Niederterrasse: Kerbkrazer von dreieckigem Querschnitt aus grauem Muschelkalkhornstein, Splitter aus grauweißem, chalzedonartigem Muschelkalkhornstein. Lais und Vogelgesang.
2. Gemarkung Burg, Südrand der Hochfläche von Tarodunum, östlich des Rainhofs: Reststück aus lederbraunem Bohnerzjaspis (Rheingerölle). Lais.
3. Gemarkung Burg, Südrand der Hochfläche von Tarodunum, westlich des Rainhofs: Zwei Feuersteinsplitter. A. Wangart 1934, siehe Lais 1937.
4. Gemarkung Burg, Südrand der Hochfläche von Tarodunum, westlich des Birkenhofs zwischen Landstraße und Terrassenkante: Vier Klingen aus rotem Bohnerzjaspis, braunem Bohnerzjaspis, weißem Jaspis, dunkelgrauem, fast schwarzem Muschelkalkhornstein, ein kleiner Stichel aus schwarzem Muschelkalkhornstein, Abspilse und Splitter aus den gleichen Gesteinen. Lais und Vogelgesang.
5. Gemarkung Burg, Südrand der Hochfläche von Tarodunum, südlich des Brandenburger Hofes: Die oben erwähnten zwei Jaspisstücke.
6. Gemarkung Burg, Westspitze der Hochfläche von Tarodunum: Splitter aus Muschelkalkhornstein, ein kleines Stück Radiolarit aus dem Rheinkies. Lais und Vogelgesang.

7. Gemarkung Freiburg (Littenweiler), nahe der Gemarkungsgrenze gegen Ebnet, gegenüber der Einmündung des Eschbachs in die Dreisam, am nördlichen Terrassenrand: Kleine, am Rücken fein retuschierte Klinge aus fleischrotem Bohnerzjaspis Lais 1943.
8. Gemarkung Freiburg (Universitätsstadion): Mikrolithisches Messer mit Rücken. Halter 1936, siehe Lais, 1937.
- 9.—11. Gemarkung Freiburg. Aus der Ebene des Dreisamtals haben vielleicht noch drei im Stadtgebiet gemachte Feuersteinfunde mesolithisches Alter: Beim Strandbad, bei der Schwabentorbrücke und beim neuen Bahnhof Wiehre. Sie sind erwähnt bei Lais, 1937. Von den Rändern des Dreisamtals sind bis jetzt zwei Fundstellen bekannt geworden:
 12. Gemarkung Neuhäuser, Engenberg: Die von A. und R. Halter entdeckte Fundstelle (siehe Lais, 1937) hat noch einige weitere Funde geliefert.
 13. Gemarkung Freiburg, Kartäuserstraße, etwa 60 Meter nördlich der Kartäuserstraße in der zum Hirzberg hinaufführenden Einmuldung: Abschlag aus lederbraunem Bohnerzjaspis und ein Stück grauer Muschelkalkhornstein. O. Vogelgesang. Das mesolithische Alter ist fraglich.

Für die meisten dieser Funde ist das mittelsteinzeitliche Alter durch das Auftreten typischer Werkzeuge wie der kleinen, teilweise mit abgestumpftem Rücken versehenen Klingen, eines kleinen Stiehels und Kerbkratzers und durch die Feinheit der Retuschen gesichert. Daß es sich um ein kleingerätiges Mesolithikum handelt, steht fest, doch sind die Funde noch zu spärlich, als daß sie die Zuweisung zu einer bestimmten Stufe oder Gruppe zuließen.

Besonders geologische Bedeutung hat der Fund von Freiburg-Littenweiler. Er lag am Rand einer niedrigen Stufe der Niederterrasse, etwa 5 Meter über dem Spiegel der Dreisam. Diese Stufe ist etwa 400 Meter weiter südlich durch eine flache, aber deutlich erkennbare Böschung von der allgemein entwickelten höheren Stufe der Niederterrasse getrennt, sonst im Dreisamtal aber nur selten und schwach ausgebildet. Sie ist wie die höhere Stufe älter als das Mesolithikum dieses Gebietes.

Die mittelsteinzeitlichen Siedlungsstellen reihen sich, im unteren Höllental beginnend, in ziemlich dichter Folge am Südrand der Terrasse von Tarodunum vom Rainhof bis zu ihrer Westspitze und von Ebnet über das Freiburger Strandbad zum Universitätsstadion und vielleicht bis in das Innere der Stadt. Es darf als nahezu sicher gelten, daß auch die übrigen Terrassenränder Funde liefern werden, wenn erst einmal danach gesucht wird. Zwar erscheint ihre Menge noch gering. Hält man ihr jedoch die Gesamtzahl der im ganzen übrigen Schwarzwald bekanntgewordenen Fundstellen aus mesolithischer Zeit, etwa 17, gegenüber, so tritt die Bedeutung des Dreisamtals in ein anderes Licht.

Unsere Siedlungsstellen lassen eine enge Bindung an die Ränder der trockenen, die feuchte Aue um drei bis zwanzig Meter überragenden Niederterrassenflächen klar erkennen; Trockenheit des Bodens und Wassernähe waren für ihre Auswahl bestimmend. Daß es nicht das in der Aue durch flache Gruben leicht erschließbare Grundwasser, sondern der fischreiche Bach war, kann mit den Verhältnissen im Dreisamtal begründet werden. Hier fließen nicht nur an den auf den Terrassenrändern liegenden Siedlungen wasserreiche Bäche in unmittelbarer Nähe vorbei, sondern auch an den beiden andern, die auf den Abhängen der das Dreisamtal einschließenden Berge entdeckt worden sind, am Engenberg und Hirzberg.

Die Siedlungsstellen des Dreisamtals zeigen eine überraschende Ähnlichkeit mit den neuerdings von P. Braun in der Rheinebene, westlich von Baden-Baden, zahlreich entdeckten mesolithischen Fundplätzen. Hier ist im Bereich des ehemaligen, dem Gebirgsrand entlang fließenden Kinzig-Murg-Flusses ein weites Gebiet der Ebene

sumpfige oder feuchte Niederung; aber an vielen Stellen ragen aus ihr kleine trockene Sand- und Kieselinseln oft nur meterhoch heraus, deren Mehrzahl mesolithische Siedlungsstellen getragen hat. Heute sind die meisten der niedrigliegenden Wiesenflächen nicht mehr von Wasserläufen durchzogen. Nach den Untersuchungen Oberdorfers (1934) hat aber der Kinzig-Murg-Fluß sein Bett erst in atlantischer Zeit (4000—3000 Jahre v. Chr.) verlassen, so daß auch in diesem Gebiet die mesolithischen Siedlungen die gleiche Bindung an trockenen Boden in unmittelbarer Nähe von Wasserläufen erkennen lassen wie im Dreisamtal.

In diesem Zusammenhang darf auch auf den Fund eines winzigen mesolithischen Messers bei Oberrimsingen hingewiesen werden. Es lag hart am Rand des Hochufers der Rheinebene, wo diese steil zur Aue und zur Möhlin abfällt.

Jedoch darf nicht verschwiegen werden, daß im Schwarzwald zahlreiche andere mesolithische Siedlungsstellen durchaus keine enge Bindung an das Wasser erkennen lassen (siehe Lais, 1937). Ob hierin eine Scheidung der mesolithischen Bevölkerung in einen, vorzugsweise der Jagd und einen anderen, hauptsächlich dem Fischfang obliegenden Teil zum Ausdruck kommt, ist eine Frage, die noch unbeantwortet bleiben muß, wie so viele andere, die sich auf die Mittelsteinzeit beziehen. Die Forschung steht hier noch am Anfang.

Darüber aber, daß das Dreisamtal, begünstigt durch die Besonderheiten seiner Bodengestalt und seines Gewässernezes, schon vor sieben- bis elftausend Jahren ein bevorzugtes Siedlungsgebiet gewesen ist, kann kein Zweifel sein. Darum wird, wenn sich erst einmal in planmäßiger Arbeit die Fundstellen und Funde gemehrt haben werden, es dazu berufen sein, die Mittelsteinzeitforschung wesentlich zu fördern.

Benuzte Schriften:

- Kraft, G.: Neue Funde der Latènezeit in Oberbaden. Bad. Fundber. 13,2, H.8, 1931
Lais, R.: Die Steinzeit im Schwarzwald. Bad. Fundber. 13, 1937.
Oberdorfer, E.: Zur Geschichte der Sümpfe und Wälder zwischen Mannheim und Karlsruhe. Festschrift zur Jahrhundertfeier des Vereins für Naturkunde, Mannheim, 1934.
Pfaff, F.: Die Dreisam. Festschrift der 15. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins: Aus dem badischen Oberland. 1907.



Aufnahme: Photo-Röbke, Freiburg i. Br.

Eiborium. Gotischer Kelch
in der Kapelle des Heiliggeistspitals in Freiburg i. Br.
um 1270 in Freiburg entstanden

Das Ciborium in der Kapelle des Heiliggeistspitals in Freiburg

Von Joseph Sauer

† 13. April 1949

Die nachstehenden Ausführungen wollen ein Kunstwerk zur Kenntnis und Würdigung bringen, das für die Geschichte mittelalterlicher Kunst in Freiburg nicht ganz unerheblich ist, das aber bisher so gut wie unbekannt geblieben ist. In meinem „Alt-Freiburg“ (1928) habe ich zwar auf Seite 143 eine Abbildung davon gebracht; sie wird aber kaum imstande gewesen sein, eine auch nur oberflächliche Vorstellung von der kunstgeschichtlichen Bedeutung des Stückes zu vermitteln. Eine unmittelbare Besichtigung war bisher dadurch erschwert, daß das Ciborium noch im Gebrauch und daher für gewöhnlich im Tabernakel verschlossen ist. Seit Erhöhung der Luftgefahr ist es in Sicherheit gebracht, und dieser Umstand hat es leider unmöglich gemacht, daß zu den zwei bisher vorhandenen Aufnahmen noch weitere angefertigt werden konnten, die alle Einzelheiten hätten veranschaulichen können.

Das Ciborium oder richtiger der Kelch aus vergoldetem Silber ist 17 cm hoch und hat einen Durchmesser von 15 cm am Fuß, von 13 cm an der Cuppa. Für einen Meßkelch ist die letztere nach heutigem Brauch übergroß, so daß die Verwendung als Ciborium oder Hostienkelch in neuerer Zeit sich leicht nahelegte. Ob eine solche aber schon bei seiner Entstehung in Frage kam, möchte ich bezweifeln. Das ikonographische Programm der angebrachten Darstellungen spricht eindeutig für einen Zelebrantenkelch, und die Größe der Cuppa ist im Mittelalter keineswegs ungewöhnlich gewesen¹. Ein etwas über 100 Jahre älterer Kelch aus St. Trudpert, den ich in der Eremitage in Petersburg (heute New York) wieder auffinden konnte², dessen Cuppa ähnlich groß und weit ist, wird durch den Zubehör einer ebenfalls noch erhaltenen Patene und zweier Saugröhrchen bestimmt als Meßkelch ausgewiesen.

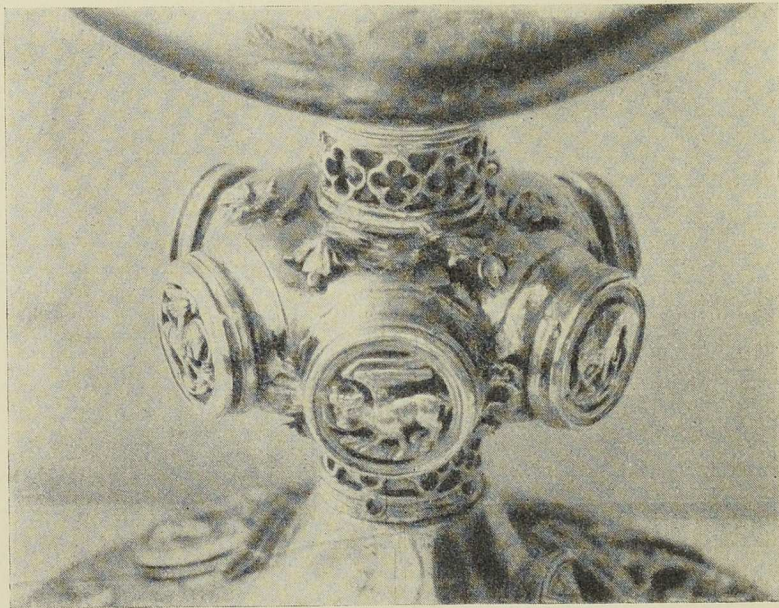
Der Kelch ist heute noch im ursprünglichen Zustand erhalten, frei von jeglicher Erneuerung oder Ergänzung, frei auch von irgendeiner Beschädigung. Nur am oberen Rande ist 1717 eine Inschrift in Antiqua eingraviert worden, die folgenden Inhalt hat: TRINCKE DIE LIEBE DES HEILIGEN IOHANNIS DIE DICH STAERKE VND FIEHRE IN DAS EWIGE LEBEN. Zwischen Anfang und Ende der einzeiligen Inschrift steht ein altarartiger Würfel, von dem eine Flamme hochschlägt, darunter die Initiale: P. I. S. M. M. B. AMEN. MDCCXVII. Hier ist zweifellos eine Änderung in der bisherigen Zweckbestimmung des Kelches inschriftlich festgelegt. Man mochte zu Anfang

¹ Vgl. zahlreiche Beispiele bei J. Braun, Das christliche Altargerät (München 1932), Taf. 4—16.

² Kurzer Hinweis in Zeitschr. des Freib. Geschichtsvereins 46 (1935), 58. — Jetzt im Metropolitan-Museum in New York.

des 18. Jahrhunderts ihn wegen seiner Form und Größe für unpraktisch zum Selbrieren gehalten haben, vielleicht war er schon seit längerem deswegen außer Gebrauch gesetzt. Dafür wurde er jetzt durch die Spitalleitung einer Verwendung zugeführt, für die er sich sehr wohl eignete, zur Spendung der Johannesminne. Dieser geweihte Trunk, der seit dem 12. Jahrhundert auf deutschem Boden nachweisbar ist, wurde zur Abwehr von Gefahren und bösen Einflüssen für Leib und Seele und zur Erlangung des ewigen Lebens dem gläubigen Volk, insbesondere aber Pilgern und selbst auch Verbrechern auf dem Gang zur Richtstätte³ verabreicht. Daß das letztere auch in Freiburg üblich war, hat Joh. Willmann⁴ gezeigt. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß unser Kelch ein Jahrhundert lang, bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts, diesem mehr weltlichen Volksbrauch gedient hat. Irgendwelche andere inschriftlichen Zeichen wie Meister- oder Beschauzeichen, Signierungen, Datierungen finden sich nirgends, so daß das Stück das Geheimnis seiner Entstehung und Herkunft scheinbar verbirgt und Auskunft darüber nur aus einer Prüfung seiner künstlerischen Ausstattung und einer Würdigung seiner Formen zu bekommen sein wird.

Wenn die Form der Cuppa noch romanische Tradition bekundet, so folgt doch schon die kräftige Ausladung ihres Profiles dem Schwung der Gotik, und Knauf und Fuß ausgesprochen den Formen dieses Stiles. Auf dem Fuß, den eine kräftige Hohlkehle von der Bodenplatte trennt, sind vier stark erhabene Rundmedaillons eingelassen,



Aufnahme: Photo-Köbke, Freiburg i. Br.

Knauf des Ciboriums

auf den Zapfen ausgestanzte Reliefmedaillons
der Evangelistensymbole.

sechs sehr kräftige Rundzapfen, wie es der Formentwicklung des 14. Jahrhunderts entspricht⁵. Seine Verbindung mit der Cuppa und dem Fuß ist durch

deren Reliefdarstellungen der Verkündigung an Maria, Geburt Christi, der Kreuzigung und Auferstehung auf dunkelblauem Glasfluß ruhen. In den Zwickeln zwischen je zwei dieser Medaillons sind oben wie unten ähnlich erhabene Dreieckfelder mit geschweiften Seiten aufgesetzt; sie zeigen auf abwechselnd rotem und blauem Grund in Email oben Blätter, unten zweimal eine Mittelrose, von deren Randeinfassung dreimal ein Kleeblatt ausgeht, und zweimal einen Drachen in der bei Dole-rien des 14. Jahrhunderts üblichen Behandlung. Die abgeplattete Kugelform des Nodus oder Knaufes ist völlig aufgelöst durch

³ Dgl. A. Franz, Die kirchl. Benediktionen im Mittelalter (Freiburg 1909) I, 529.

⁴ Die Strafgerichtsverfassung der Stadt Freiburg i. Br. (Freiburg 1917), S. 71.

⁵ Dgl. J. Braun, a. a. O., S. 108 ff.

ein Band mit plastischen Vierpässen hergestellt und die Kalotte des Nodus zwischen den Zapfen oben wie unten mit erhabenen Blättern belegt. Auf der vorderen Spiegelfläche dieser Zapfen sind auf blauem Glasfluß plastisch die vier Evangelistensymbole dargestellt, geflügelt und Rollen tragend; auf den zwei weiteren Feldern ist ein Pelikan zu sehen, der die Brust aufreißt, um seine toten Jungen wieder zum Leben zu erwecken, und ein Löwe, der durch Anblasen oder Anbrüllen seine Jungen wieder lebendig zu machen sucht. Diese zwei Motive, in der durch den Physiologus begründeten Symbolsprache des Mittelalters Sinnbilder der Erlösungsgnade des Kreuztodes⁶ und der Auferstehung, sind im hohen Mittelalter ungemein beliebt als Schmuck von Kelchen. Die Evangelistensymbole halten Rollen, nicht wie es sonst üblich und nach Durandus (Ration. I, 3 n. 9—11) Regel war, Bücher. Man wollte aus dieser Abweichung für ein im Vatikan befindliches, hochwertiges Kreuz des 13. Jahrhunderts, das, wie die neuesten Nachforschungen zeigten, aus Tennenbach stammt und nach meinen Nachweisen in Freiburg entstanden ist⁷, eine Herkunft aus dem Maasgebiet ableiten⁸. Ich konnte aber zeigen, daß diese Ansicht auf einer ungenügenden Kenntnis der Denkmäler aufbaut, daß vielmehr im Oberrheingebiet und hier besonders in Freiburg die Rollenbeigabe an die Evangelisten bzw. ihre Symbole vom 12. bis 15. Jahrhundert sich lokalisieren läßt, wie das Niellokreuz in St. Trudpert, der Eptinger Kelch des Basler Münsterschatzes (Hist. Museum), das Kreuzreliquiar von dort (Kunstgewerbemuseum in Berlin), die Kasel des 12. Jahrhunderts von St. Blasien (in St. Paul in Kärnten), das St. Trudperter Silberkreuz in Petersburg, das Scheibekreuz und der silberne Buchdeckel im Münsterschatz zu Freiburg i. Br. genügend dartun. Daß man im vorgeschrittenen Mittelalter bei dieser ikonographischen Beigabe in unserem Gebiet eine fast kanonische Regel preisgab, mag durch künstlerische Erwägungen bedingt gewesen sein, aus denen heraus man eine bewegte Rolle für wirkungsvoller ansah als ein Buch.

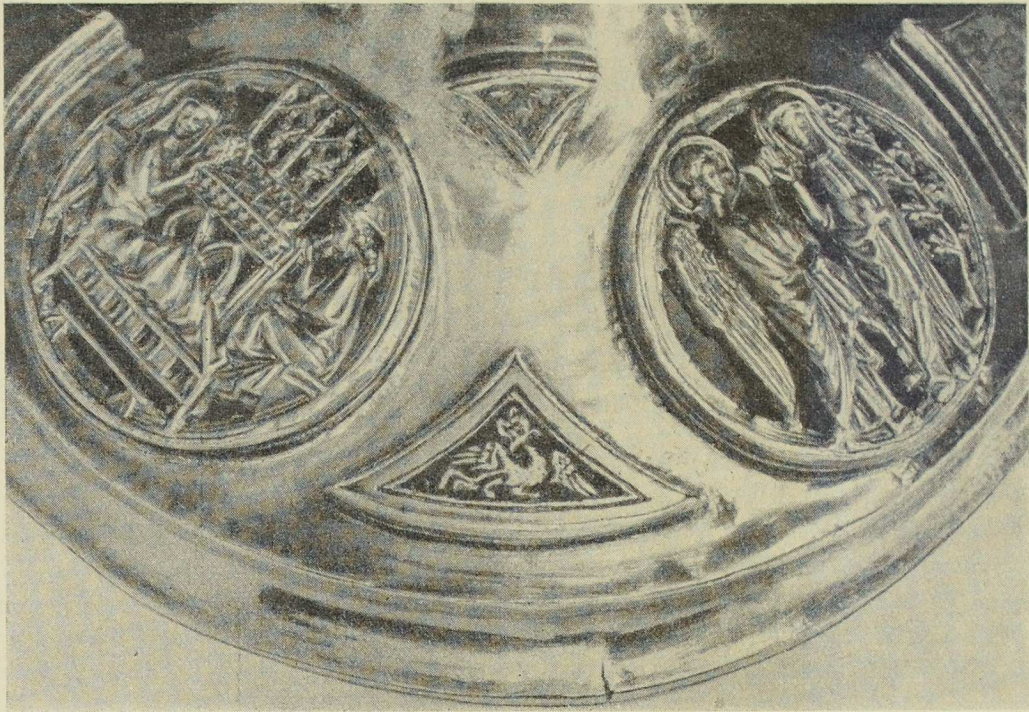
Unser Kelch unterscheidet sich auf den ersten Blick von ähnlichen Werken des 13. und auch des 14. Jahrhunderts durch die isolierte Anbringung der Medaillon-darstellungen und der Zwickelornamente; sie sind der Grundfläche des Gegenstandes ohne die sonst übliche ornamentale Verbindung aufgesetzt in Kastenfassung, wie sie in älterer Zeit für Schmucksteine üblich war. Der geschlossene Teppich von romanischem Filigrangespinnst oder eines fast freiplastisch aufgelöteten köstlichen Blattwerkes, wie er auf Werken Hugos von Vignies und den unter seinem Einfluß entstandenen prächtigen Stücken von Freiburger Herkunft (Buchdeckel von St. Blasien in St. Paul in Kärnten, Silberkreuz von St. Trudpert in Petersburg, ein gleiches Kreuz von Tennenbach im Vatikan) die Bildfelder in Relief oder Grubenschmelz umschließt, fehlt hier vollständig. Ohne Spur einer derartigen dekorativen Einfassung stehen die Darstellungsfelder in ihrer vollen plastischen Wirkung da; dem konstruktiven Aufbau des Kelches und dem bildlichen Eindruck seiner Motive ist doch wohl schon im Geist der Spätgotik keinerlei Abbruch getan.

Die Medaillon-Reliefs am Fuß sind wie die am Knauf in Treibarbeit ausgeführt und allem Anschein nach nachziselirt. Dabei sind die Gesichter auffallend unscharf ausgefallen. Die vier Darstellungen, Verkündigung, Geburt, Kreuzigung und Auf-

⁶ Folgerichtig sind Pelikan und Löwe in ganz gleicher Aktion über einer Kreuzigung im Malerfenster des Freiburger Münsters zu sehen. Vgl. Fritz Geiges, Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters (Freiburg, o. J.), S. 217.

⁷ Vgl. Zeitschr. des Freib. Geschichtsvereins 46 (1935), 73 ff.; 48 (1938), 121—123.

⁸ Faïson in The Art Bulletin 1935, 164 f.



Aufnahme: Photo-Röbke, Freiburg i. Br.

Fuß des Ciboriums

Silber vergoldet mit getriebenen, ausgestanzten Reliefmedaillons auf grünem Glasuntergrund. Hier Geburt Christi und Verkündigung. Dazwischen Zwickel-Ornamente und Drolierien in opakem, abwechselnd rotem und hellblauem Emailgrund.

erstehung, kommemorieren die Herrenfeste des Kirchenjahres und damit die Hauptstufen des Erlösungswerkes, so daß sie, oft noch zusammen mit alttestamentlichen Vorbildern oder, wie in unserem Falle, mit entsprechenden Symbolen der Tierlegende den üblichen Bildschmuck von Kelchen des 13. und 14. Jahrhunderts⁹ bilden. So findet man auf dem Nodus des schon oben erwähnten Kelches von St. Trudpert (in New York) die Verkündigung, Geburt Christi, Taufe und Kreuzigung und auf dem Fuß die Typen des Alten Bundes, den blühenden Aaronstab, den brennenden Dornbusch, die eiserne Schlange und die Arche Noahs. Ein Kelch von St. Godehard in Hildesheim veranschaulicht genau das gleiche Programm wie unser Freiburger Stück, Verkündigung, Geburt Christi, Kreuzigung und Auferstehung. Diese beiden Gegenstände aus einer übergroßen Zahl anderer mögen genügen für den Nachweis, daß der Freiburger Kelch mit seinem Bildschmuck eng sich anschließt an ein stereotypes Programm des 13. und 14. Jahrhunderts.

Nicht weniger ergiebig ist auch der ikonographische Gehalt der vier Medaillons. Es sind hier neben einem fortschrittlichen Realismus, der für das 14. Jahrhundert charakteristisch ist, eine Reihe von Einzelheiten verwertet, in denen sich noch eine traditionelle Symbolik ausspricht. Eigenartig in letzterer Hinsicht ist schon gleich die Darstellung der Verkündigung: zwei hohe, schlanke Gestalten, nahe aneinander gerückt, erheben in der Begrüßung jederseits die Rechte gegeneinander. Hinter Maria die

⁹ Vgl. J. Braun, a. a. O., S. 182; Ch. Rohault de Fleury, La Messe IV (Paris, o. J.), S. 29 ff.

Andeutung eines Baumes; in der Linken hält sie einen Apfel¹⁰. Diese Beigabe, mit der die Darstellung von dem üblichen ikonographischen Schema völlig abweicht, kann nur ein Hinweis auf den Apfel der Eva sein, deren Folgewirkung Maria im Begriff steht aufzuheben. Im übrigen entspricht die Komposition, in der Haltung der beiden wie im Körperbau, vollkommen dem Stil der Zeit und insbesondere dem des Oberrheins, wie ein Vergleich mit den Darstellungen in der Freiburger Münstervorhalle, auf dem Schmiedefenster im Münsterinnern, auf dem Kreuz von St. Trudpert in Petersburg, auf dem Markusschrein in Reichenau-Mittelzell leicht zeigen kann.

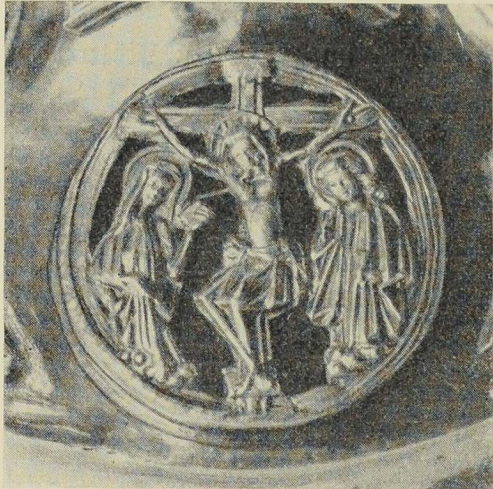
In der Geburtsszene ist, wie auch in anderen Darstellungen dieses Motivs im 13. und 14. Jahrhundert (etwa Münstervorhalle), auf die Andeutung einer die Örtlichkeit charakterisierenden Architektur verzichtet. Die Örtlichkeit wird nur gekennzeichnet durch das Bett, auf dem Maria liegt, und die Krippe. Maria, durch den Nimbus ausgezeichnet, trägt einen lang herabfallenden Schleier; sie hat sich auf dem Lager aufgerichtet, um das ebenfalls nimbierte Köpfchen des auf der Krippe hinter ihrem Bett liegenden Kindes zu streicheln. Letzteres ist bis zum Hals in einem kompakten Wickel eingeschnürt. Am Fußende des Bettes sitzt erhöht Joseph, der einen Judenhut trägt und nicht nimbiert ist; er stützt beide Hände auf einen Stock. Kompositionell berührt sich die Darstellung aufs engste mit derjenigen auf dem Petersburger Silberkreuz von St. Trudpert oder der des Markusschreines der Reichenau. Sie weist aber in Einzelheiten verschiedene bemerkenswerte Besonderheiten auf. So ist das Ruhelager der Gottesmutter mit kulturgeschichtlicher Exaktheit dargestellt, eine breite Bettstatt auf vier hohen Füßen, die oberen Wandungen durchbrochen durch eine Folge gekuppelter Rundbogenöffnungen; ein schräg ausgelegter Pfuhl dient als Kopfkissen; vor dem Bett dient eine lange niedrige Schemelbank auf vier Füßen zum Aufsteigen. Gegenüber diesem Realismus eines profanen Ausstattungsgegenstandes weist die Krippe einen ausgesprochen sakralen Aufbau auf und unterscheidet sich dadurch grundsätzlich von der Krippe aus Korbgeflecht, wie wir sie in der Tympanondarstellung der Münstervorhalle, auf dem Schmiedefenster im nördlichen Seitenschiff des Münsters oder auf dem Markusschrein der Reichenau vor uns sehen. Hier ist durchweg der Versuch gemacht, realistisch eine Krippe nachzubilden. Auf unserem Kelch aber ist ein Altar daraus geworden, stärker und anschaulicher noch als in anderen Paralleldarstellungen der Zeit. Auf einem hohen Unterbau, der durch zwei stark profilierte Spitzbogen gegliedert ist, ruht ein rechteckiger Behälter, dessen oberem Rand entlang ein Spitzbogenfries läuft; hinter dem Behälter erhebt sich ein retabelartiger Aufbau mit zwei durch Seitensialen eingesaßten Spitzbogenarkaden, durch die Ochs und Esel die Köpfe strecken. Ganz ähnlich, nur reicher noch, ist der Unterbau der Krippe auch auf dem noch romanischen Fenster anschließend an die Ostjoche des südlichen Seitenschiffes unseres Münsters behandelt¹¹; nur fehlt die Retabelrückwand. Auch das Silberkreuz von St. Trudpert in Petersburg hat eine verwandte Angleichung der Krippe an einen Altar, und sie begegnet noch auf einer größeren Zahl von Denkmälern, vor allem Miniaturen und Elfenbeinen, von karolingischer Zeit bis herauf ins 14. Jahrhundert¹².

¹⁰ An einen Wollknäuel und damit an die altchristliche Legende zu denken, der zufolge Maria vor der Verkündigung mit Spinnen beschäftigt gewesen, verbietet die Spätzeit und der nordische Kunstkreis, dem unser Stück angehört, vor allem aber auch das Vorhandensein eines Baumes.

¹¹ Abb. bei Geiges, a. a. O., S. 32.

¹² Dgl. J. Wilpert, Wandmalereien und Mosaiken der Kirchen Roms, S. 757, und Wilh. Molsdorf, Christl. Symbolik der Mittelalterl. Kunst (2. Aufl., Frankf. 1926), S. 26.

Ich nenne nur die Elfenbeintafel des Domes von Salerno und die Emailtafel des Nikolaus von Verdun in Klosterneuburg. Zu Grunde aber liegt dieser Vorstellung der theologisch symbolische Gedanke, daß der neugeborene Heiland der Menschheit sich als Opfer dargebracht hat, oder, wie Honorius Augustodunensis¹³ sich ausdrückt: In praesepe, scilicet in pabulo animalium, reclinator, quia corpus eius fidelibus ad pastum vitae datur.



Aufnahme: Photo-Röbke, Freiburg i. Br.
Reliefmedaillon der Kreuzigung
am Fuß des Ciboriums.

Im Kreuzigungsmedaillon ist wiederum jede Andeutung der lokalen Situation vermieden. Das Kreuz und die beiden Gestalten Maria und Johannes stehen auf isolierten Erdschollen. Das Kreuz ist durch Randsalzen gegliedert. Die Haltung des Gekreuzigten ist die bei uns gegen Mitte des 14. Jahrhunderts charakteristische: die Arme nicht gestrafft, sondern eine halbkreisförmige Kurve beschreibend. Die Beine sind bei der ausgesprochen realistischen, durch die Annagelung der beiden Füße übereinander veranlaßten Tendenz förmlich ineinander verflochten, die Oberschenkel hochgezogen und die Knie in einem harten Knick weit nach links geschoben. Der Oberkörper ist noch einigermaßen aufgerichtet und das Haupt nur leicht nach links gesenkt, während er auf sehr vielen Denkmälern dieser Zeit — ich erinnere nur an die Kreuzigung auf

dem Schusterfenster unseres Münsters, auf einem Silberkreuz im Vatikan aus Tennenbach, auf dem Markusschrein der Reichenau, auf einem Glasgemälde in Oberkirch bei Frauenfeld (um 1340), auf einem Wandgemälde vom Jahre 1348 in der oberen Sakristei des Münsters zu Konstanz — in sich zusammengesunken in einer Kurve nach rechts ausbiegt und das Haupt tief auf die Brust gesenkt ist. Dieser übersteigerte Realismus tritt in Frankreich schon im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts vor allem in der Elfenbeinplastik auf und greift dann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts rasch auch bei uns um sich. J. Gramm hat seinerzeit, ausgehend von dem eben genannten und datierten Wandbild im Münster zu Konstanz von 1348, geglaubt, einen enger umgrenzten Bodenseetyp darauf aufbauen zu können¹⁴, eine Illusion, die ich wieder zerstören mußte durch den Hinweis auf die weite und dichte Verbreitung dieses Typs in den verschiedensten Gebieten und Ländern des Abendlandes von rund 1270—1350¹⁵, so daß man geradezu von einem Zeitstil reden kann. In unserem Münster sind allein fünf Beispiele dafür zu nennen (Tympanon der Vorhalle, Schuster-, Maler- und Schmiedefenster, Fenster stammend aus dem Konstanzer Münster im südlichen Seitenschiff). Daß diese realistische Darstellungsweise mit ihren Körperverrenkungen anfänglich nicht ohne Widerspruch hingenommen wurde, besagt uns die Äußerung des Bischofs Lukas von Tuv¹⁶, der die Neuerung der Annagelung der Füße Christi

¹³ Honor. Augustod. *Speculum ecclesiae*: In nativitate Domini (Migne P. L. 172, 818). Ähnlich auch Ludolf von Sachsen, *Vita Jesu Christi* (Vened. 1568) I, 9 fol., 28. J.

¹⁴ Jos. Gramm, *Spätmittelalterl. Wandgemälde im Konstanzer Münster* (Straßb. 1905), S. 11 ff.

¹⁵ *Freib. Münsterbl.* 7 (1911), 15 ff.

¹⁶ Vgl. das Nähere in meiner „*Symbolik des Kirchengebäudes*“, 2. Aufl. S. 408.

durch nur einen Nagel, statt wie bisher zwei, den Albigenfern zuschrieb und als Beweggrund angab, sie hätten das Kreuz des Herrn damit lächerlich und zum Gegenstand des Spottes machen wollen. Dieses beachtenswerte Zeugnis beweist, daß über die ikonographische Neuerung verschiedenartige Auffassungen bestanden haben, und daß demgemäß ihre Verbreitung nicht immer ganz reibungslos vor sich ging. So hat die Kreuzigungsdarstellung auf dem schon genannten Kelch von St. Trudpert (New York) aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch zwei Nägel für die Füße, und der Crucifixus des Petersburger Silberkreuzes von St. Trudpert (um 1280) ist noch unberührt von den realistischen Verrenkungen, desgleichen derjenige auf dem Dillinger Scheibenkreuz (1268 in Freiburg entstanden). Unsere Darstellung auf dem Kelch dürfte mit der wieder aufgerichteten Haltung des Oberkörpers den Ausgang der Entwicklung des realistischen Typs markieren. Auf dem Standkreuz des Augustinermuseums vom Jahre 1342 (aus Adelhausen) ist er schon überschritten.

Von den zwei Begleitfiguren hat Johannes in einem weiten, faltenreichen Mantel in der Linken wie häufig auf Kreuzigungsdarstellungen ein Buch. Aber auch Maria, deren Gesicht beiderseits von dem Kopfschleier eingerahmt ist, hält ein solches in der Linken erhoben gegen Christus hin. Diese Beigabe habe ich in unserer Gegend nur noch einmal angetroffen, und zwar auf dem Silberkreuz von St. Trudpert. Der Sinn kann nur der sein, den das Buch in der Hand der Gottesmutter mit dem Kind hat, sinnbildliche Andeutung der Prophezeiung Simeons: *Et tuam ipsius animam pertransibit gladius* und des weiteren Wortes: *et mater eius conservabat verba haec in corde suo* (Luc. 2, 35. 51).

Das Medaillon der Auferstehung Christi hält sich im allgemeinen an die ikonographischen Einzelheiten des Motivs aus dem 14. Jahrhundert. Das Grab ist allerdings nicht ein einfacher Sarg, wie etwa auf dem Markuschrein der Reichenau, sondern eine auf einer hohen Spitzbogenarkade ruhende Platte, auf deren Mitte der Erstandene als bejahrter Mann sitzt, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken die nach rechts entfaltete, unten dreigespaltene Kreuzfahne. Vor ihm verkriecht sich rechts einer der Wächter, links liegt ein zweiter, und der dritte reckt sich auf und schwingt ein Schwert. Hinter ihnen die schräg aufstehende Grabplatte. Christus ist im Unterschied von den Darstellungen des späteren 15. Jahrhunderts voll bekleidet, wie auch auf dem eben genannten Markuschrein oder dem Albinuschrein von St. Pantaleon in Köln und in zahlreichen bis noch ins 15. Jahrhundert reichenden Darstellungen aus allen Teilen Deutschlands. Daneben finden sich aber auch schon früh andere, die den Auferstandenen mit unbekleidetem Oberkörper zeigen, wie die Altartafel von Nikolaus von Verdun in Klosterneuburg oder das von Luz und Perdrizet veröffentlichte *Speculum humanae salvationis*. Eine Verteilung des einen und des anderen Brauches auf lokale Kunstkreise scheint mir vorerst nicht möglich zu sein.

Aus unserem ikonographischen Überblick geht hervor, daß der Meister des Kelches neben einer weitgehenden Vorliebe für realistische Behandlung von Einzelheiten, be-



Aufnahme: Photo-Röbke, Freiburg i. Br.
Reliefmedaillon der Auferstehung
am Fuß des Ciboriums.

sonders von architektonischen Formen und Ausstattungstücken, eine ausgesprochene Neigung zeigt, den symbolischen Gehalt der Motive herauszustellen. Das entsprach auch am besten der Bedeutung des Stückes, das er herzustellen hatte. Wenn die Krippe im Portaltympanon unserer Münstervorhalle entsprechend dem mehr geschichtlichen Aufbau seines Zyklus realistisch dargestellt wurde, so mußten bei einem Kelch, der der eucharistischen Feier dient, die symbolischen Belange, die an die Krippe anknüpfen, ebenso bei einem Kreuz wie dem von St. Trudpert (Petersburg), das eine Reliquie des Kreuzes Christi einschloß, in Erscheinung treten. Unser Überblick hat auch gezeigt, daß die Ikonographie des Kelches, nicht etwa nur in Einzelheiten des allgemeinen Zeitstiles, sondern gerade auch in ausgesprochenen Besonderheiten die nächsten Parallelen an dem Silberkreuz von St. Trudpert hat. Ich betone die Ikonographie; in Bezug auf künstlerische Qualität steht das letztere weit über unserem Kelch. An die vornehme, fast klassische Schönheit jenes Stückes wie auch des prächtigen, fast gleichzeitigen und auf die gleiche Werkstatt zurückgehenden Buchdeckels von St. Blasien (in St. Paul in Kärnten), an den vollendet schönen, weichen, fließenden Linienschwung reicht der Meister unseres Kelches auch nicht entfernt mehr heran. Er ist herber und härter, derber und handwerklicher. Er folgt einem anderen Stilgeist, der mit seinen gehäuften, stark gebrochenen Quer- und Senkfalten schon weit ins 14. Jahrhundert führt. Die Darstellungen treten kräftiger ins Relief und werden in dieser Richtung noch betont durch den farbigen Glasflußgrund. Die Zeit der romanischen Grubenschmelzdarstellungen ist vorüber. Wir finden sie nur noch in den kleinen Ornamentzwickeln spärlich verwendet, die den Metallgrund des Kelchfußes und des Nodus etwas auflichten müssen. Etwas mehr Grubenschmelz ist auf dem Markuschrein vom Anfang des 14. Jahrhunderts aufgesetzt, aber auch nur an untergeordneter Stelle.

So führen uns die Technik unseres Kelches wie seine ikonographischen Einzelheiten, die Behandlung des Gewandes, der Falten von den Stileigenheiten des 13. Jahrhunderts weg, und schon erheblich weit ins 14. Jahrhundert, gegen dessen Mitte¹⁷; aber auch in Zusammenhänge mit Kunstwerken, die am Oberrhein zu lokalisieren sind. Unter diesen Parallelstücken aber hebt sich eine Gruppe ab, an die immer wieder erinnert werden mußte, das Silberkreuz von St. Trudpert, das von Tennenbach im Vatikan und der Buchdeckel von St. Blasien (in St. Paul in Kärnten). Sie ist aber nach unsern früheren Nachweisen mit fast absoluter Sicherheit auf Freiburg als Entstehungsort zurückzuführen. Gehört nun auch unser Kelch in diesen lokalen Schulkreis? Vom rein geschichtlichen Standpunkt aus gesehen, würde man diese Frage mit einiger Wahrscheinlichkeit bejahen können. Über den Anfang des 18. Jahrhunderts rückwärts haben wir zwar keinerlei geschichtliche Anhaltspunkte; man wird aber doch wohl annehmen dürfen, daß er zum Altbesitz des Spitals gehörte und als solcher auch im 19. Jahrhundert an den neuen Sitz der Anstalt übernommen wurde. Sehr viel entscheidender aber für die Bejahung der Entstehung des

¹⁷ Zusatz der Redaktion:

In einer noch ungedruckten Dissertation „Freiburger Goldschmiedekunst im Hochmittelalter“ (1948), die diesen Aufsatz im Manuskript benutzen konnte, stellt Hans-Jörgen Heuser eine durch Qualität und Umfang ihrer Produktion ausgezeichnete Freiburger Goldschmiedewerkstatt zusammen, die auch das Heiliggeist-Liborium geschaffen hat. Aus diesem größeren Zusammenhang ergibt sich eine frühere Entstehung als Sauer sie angenommen hat, nämlich um 1270.
Vgl. auch Inge Schroth: Mittellalterliche Goldschmiedekunst am Oberrhein. Freiburg i. Br. 1948, S. 29 f.; Taf. 16, 18, 20.

Kelches in Freiburg dünken uns die vielfachen Übereinstimmungen ikonographischer Eigenheiten mit solchen auf Werken von Freiburger Herkunft, Übereinstimmungen vor allem in ganz einzigartigen Punkten, die eine Lokaltradition darstellen müssen. Auch zur Kunst unseres Münsters hat uns der ikonographische Überblick mehrfach führen können. Diese engen Beziehungen auf einem an feste Tradition so gebundenen Gebiet, wie es die Ikonographie ist, fallen um so stärker ins Gewicht, als in stilistischer Hinsicht der zeitliche Abstand von zwei Generationen sehr deutlich in Erscheinung tritt. Gegenüber den Silberkreuzen von St. Trudpert und Tennenbach oder dem Buchdeckel von St. Blasien offenbart sich hier eine neue Zeit mit anderer Zielsetzung. Wenn aber trotzdem unser Kelch mit jenen älteren Werken in anderer Hinsicht eng zusammengeht, so kann das nur durch Ortstradition verständlich werden. Reiht sich aber dieses Stück als ein Werk der Mitte des 14. Jahrhunderts den Schöpfungen heimischer Edelschmiedekunst ein, dann erscheint ihr Entwicklungsgang im 13. und 14. Jahrhundert, der bisher nur durch einige unsichere Anhaltspunkte belegt war, immer geschlossener und lückenloser.

Der Zyklus der sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters

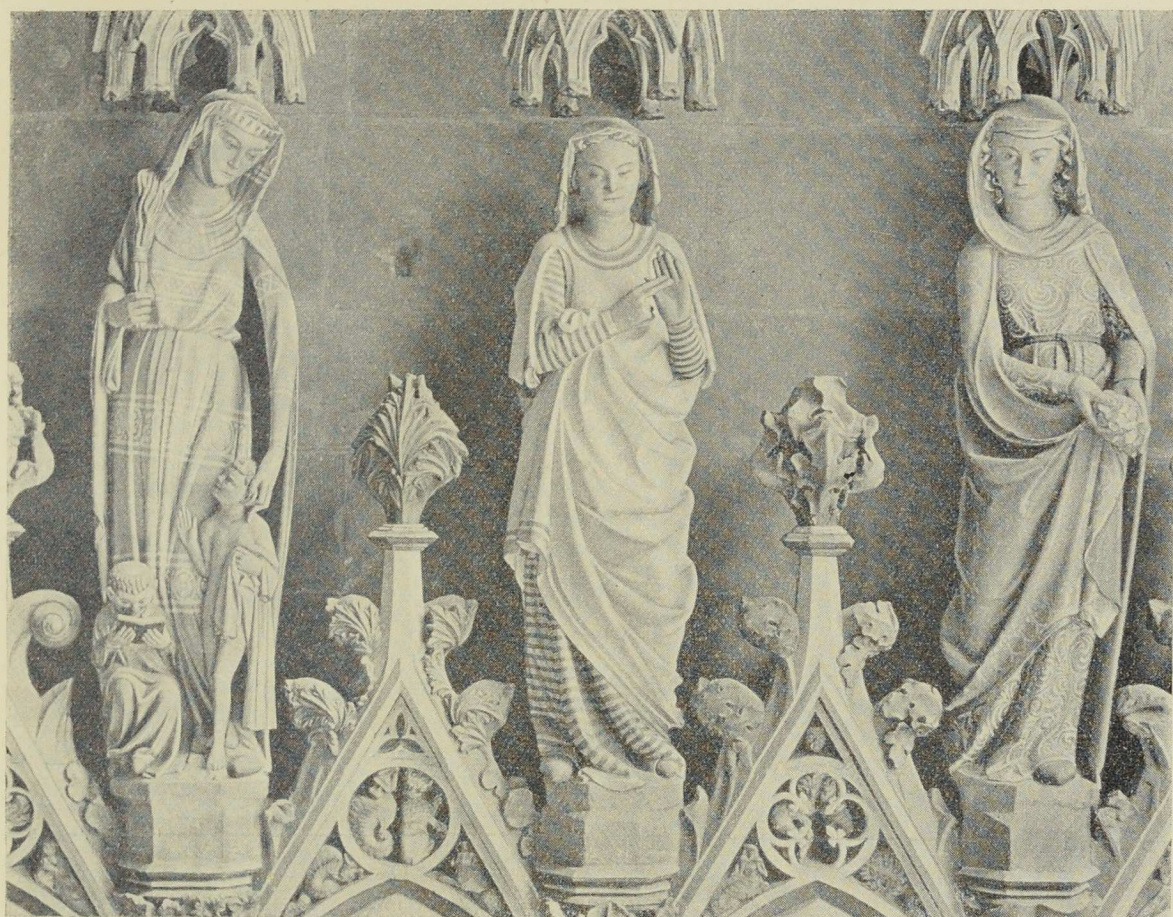
Eine ikonographische Untersuchung
Von Gustav Münzel

I.

Die aus dem Altertum übernommenen sieben freien Künste, die *artes liberales*, teilen sich in die drei formalen des Triviums: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und in die vier mathematischen des Quadriviums: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Die drei des Triviums sind formale Wissenschaften; sie lehren die sprachliche Darstellung und gedankliche Durcharbeitung des Stoffes. Die vier des Quadriviums stellen die mathematische Grundlage der Naturerkenntnis dar. Denn auch die Musik ist in diesen Kreis wegen ihrer mathematischen Grundlage aufgenommen worden, die durch die Entdeckung der Pythagoreer, daß zwei Saiten harmonisch klingen, wenn sie in bestimmten mathematischen Beziehungen stehen, festgestellt wurde. Dadurch ist eine für die ganze Zukunft höchst wichtige Erkenntnis von großen Folgen gewonnen worden¹. Für die Astronomie ist diese Grundlegung ohne weiteres ersichtlich, handelt es sich ja doch vor allem dort um die Messung, um die Bestimmung der Lage und der Bewegung der Himmelskörper, um die Berechnung ihrer Bahn, wie sie ja auch in der Epizikeltheorie der alten Ptolomäischen Astronomie zum Ausdruck kommt.

Aber diese sieben freien Künste stehen nicht nur für sich da, sie repräsentieren im Mittelalter die weltlichen Wissenschaften überhaupt, wie sich das aufs deutlichste zeigt, wenn sie mit der Verkörperung der Wissenschaft, der Philosophie, als ihrem Mittelpunkt auftreten, wie z. B. im Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, oder auf einem Glasgemälde der Kathedrale von Auxerre. Philosophie ist das Symbol des menschlichen natürlichen Wissenstrebens, die Zusammenfassung und Einheit aller menschlichen Verstandeskräfte, wie sie sich in den einzelnen Wissenschaften darstellen, und die sieben freien Künste sind der historisch bedingte Ausdruck für diese Wissenschaften, aber alle anderen natürlichen Wissenschaften werden von ihnen mit umfaßt. Die Wissenschaft beschränkt sich nicht auf das Schulwissen der Antike, wie es bedingt war in seiner Auswahl durch die Anschauung der damaligen Zeit über die Würde des

¹ So sagt Werner Heisenberg in seiner Abhandlung, Gedanken der antiken Naturphilosophie in der modernen Physik (Die Antike, Bd. 13, jetzt auch: Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft 1945, S. 55), daß diese Entdeckung zu den stärksten Impulsen menschlicher Wissenschaft überhaupt gehört. Wenn in der musikalischen Harmonie, wie in der Form der bildenden Kunst die mathematische Struktur als Wesenskern erkannt wird, so muß auch die sinnvolle Ordnung der Natur ihren Grund in dem mathematischen Kern der Naturgesetze haben. — Wenn an manchen Orten der Siebenzahl der Künste auch Malerei oder Architektur hinzugefügt werden, so bleibt die Einheit des Gesichtspunktes nur gewahrt, wenn eben die mathematische Grundlage in diesen Künsten damit gemeint wird.



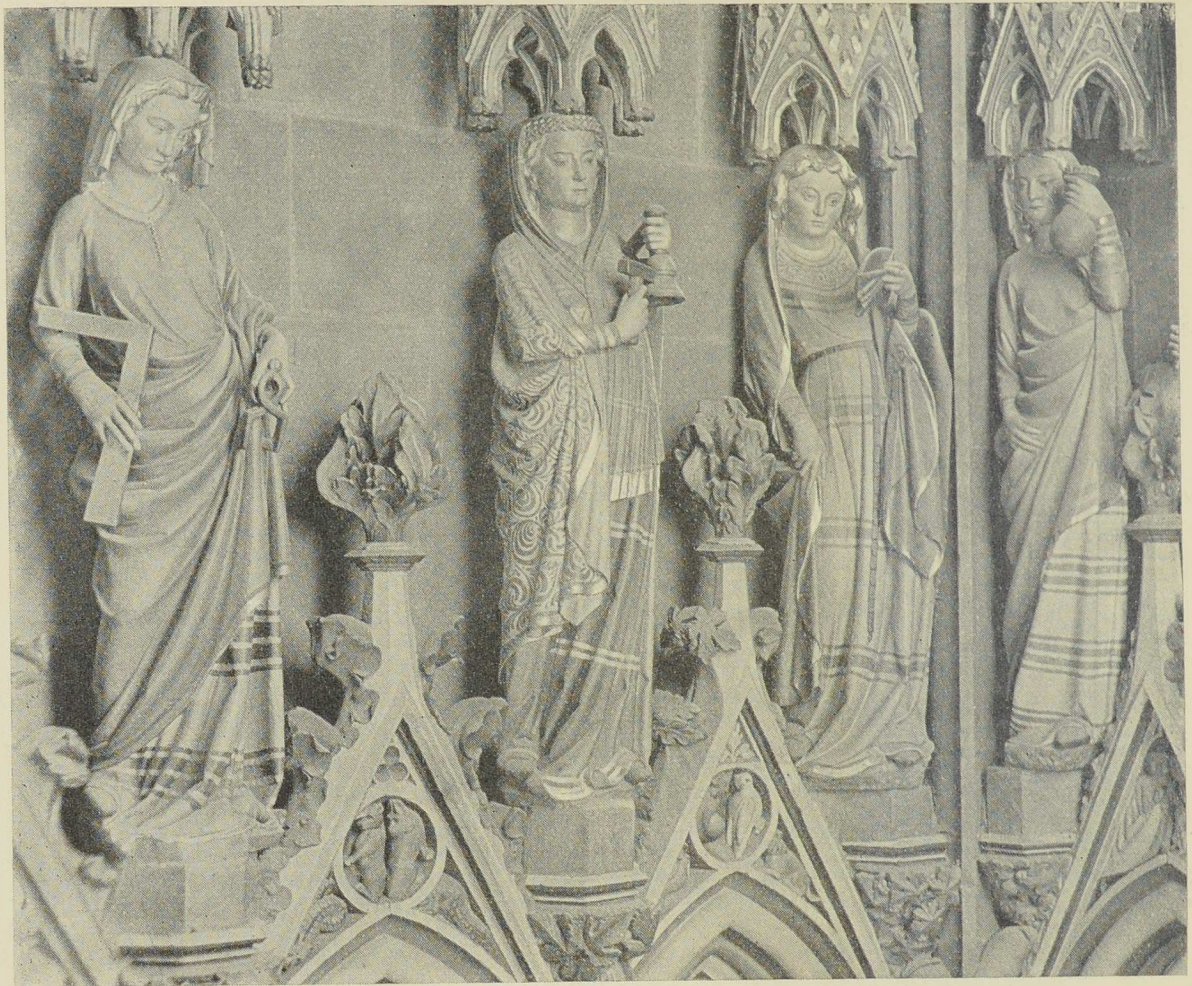
Aufnahme: Bildarchiv Münsterbauverein Freiburg i. Br.

Grammatik, Dialektik-Logik und Rhetorik aus dem Zyklus der sieben freien Künste.
Vorhalle des Freiburger Münsters.

freien Mannes und die ihm gemäße geistige Tätigkeit, sondern der ganze Umkreis des für den Menschen Wißbaren gehört zu ihr. So stehen auch die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters als die Vertreter der Wissenschaften da, als Repräsentanten der forschenden Verstandeskräfte des Menschen, deren Niederschlag die Wissenschaften sind. Diese natürlichen Wissensgebiete sind außerdem für die Scholastik von Bedeutung als propädeutische Erkenntnisquellen für die Theologie.

In der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die grundlegende Feststellung der Zuordnung der einzelnen Künste zu den verschiedenen Figuren in der Freiburger Vorhalle; diese ist bei mehreren bestritten. Damit wird die Voraussetzung gegeben zu den weiteren Fragen der historischen Beziehung zu den anderen Figuren des Zyklus, wie auch zur Klärung ihrer ästhetischen Bedeutung, insbesondere aber zu den Problemen, die sich aus der Anwesenheit der sieben Künste in der Vorhalle für die Interpretation des ganzen Zyklus ergeben, die ganz verschieden beantwortet wird. Diese Fragen gehören in einen anderen Zusammenhang. Hier wird dazu die ikonographische Grundlage gelegt.

Der Zyklus der sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters ist singular als statuarische Darstellung der sieben Künste in der deutschen Kunst und ebenso bedeutend in künstlerischer Beziehung. Er hat weiter die Aufmerksamkeit auf



Aufnahme: Bildarchiv Münsterbauverein Freiburg i. Br.

Geometrie, Musik, Arithmetik und Astronomie aus dem Zyklus der sieben freien Künste.
Vorhalle des Freiburger Münsters.

sich gezogen durch die Ungewißheit, ob der gegenwärtige Platz der Figuren der ursprünglich beabsichtigte gewesen ist, wie auch durch die Meinungsverschiedenheiten über seine geistige Stellung innerhalb der Gesamtheit der Vorhallefiguren, worüber es zu lebhaften Auseinandersetzungen kam und schließlich über die Bedeutung einzelner Figuren innerhalb des Zyklus der sieben Künste. Denn nicht weniger als vier der sieben Figuren werden für verschiedene Künste in Anspruch genommen, darunter eine für nicht weniger als vier Benennungen. Zu den seit alters bestehenden Verschiedenheiten der Auffassung der Figuren kam neuerdings, einer Anregung des Freiburger Altphilologen Otto Immisch folgend, in der zweiten Auflage des Münsterführers von Kempf und Schuster eine Meinung zu Worte, die eine fast völlige Neubenennung und Umstellung der umstrittenen Figuren im Gefolge hatte. Die folgenden Ausführungen sollen dazu dienen, darüber zur Klarheit zu kommen. Dabei wird von der genauen Beobachtung der einzelnen Figuren ausgegangen, von dem tatsächlichen Befund und von der künstlerischen Absicht der Darstellung. Es wird dabei weiterhin alles herangezogen, was zur Klärung der Sachlage dienlich ist. Auf diese Weise wird versucht, den Sinn der einzelnen Figuren soweit möglich sicherzustellen.

Drei Figuren des Zyklus, die erste, vierte und fünfte, haben keine besonderen ikonographischen Erörterungen nötig, sie sind eindeutig bestimmt.

Die erste Figur zeigt eine Frau mit einer Rute in der Hand, zu ihren Füßen hat sie zwei Scholaren, der eine ist nackt, der andere bekleidet, die von ihr unterrichtet werden. Es ist die Grammatik, die grundlegende Wissenschaft, in die die Jugend eingeführt wird. Ihre gewöhnliche Beigabe auf der Darstellung der Künste ist die Rute, das Werkzeug der Bestrafung, zuweilen statt dessen auch eine Geißel (Ambrazer Miniaturenhandschrift, Wien), Stab oder Zepter, so auf einer Truhe in Wien, Rute und Messer im Prämonstratenser-Kloster Brandenburg. Ohne Attribute ist sie dargestellt im Kapitelsaal in Puy. Auf dem Titelblatt wie auf der Einzeldarstellung in der Margarita philosophica des Gregor Reisch von 1503 hält sie eine Tafel mit Buchstaben. Oft hat sie nur einen Schüler zum Unterricht (Laon, Spanische Kapelle Florenz, Chorfenster der Kathedrale von Auxerre). Am Campanile in Florenz hat sie deren drei. Von den zweien in Freiburg ist der eine schon für die an ihm vorzunehmende Bestrafung ausgezogen. Diese Darstellung ist sehr ähnlich der am Portail royal in Chartres.

Die vierte Figur hält einen Zirkel² in der linken Hand, ein Winkelmaß in der rechten, deutliche Zeichen der Geometrie. Sonst hat die Geometrie auch eine Tafel, auf die sie die Figuren zeichnet, und den Zirkel (Chartres, Sens und Laon). Einen Meßstab neben dem Zirkel hat sie im Hortus deliciarum der Herrad.

Neben der Geometrie (fünfte Figur) steht eine Frau, die mit einem Hammer auf eine Glocke schlägt. Die Glocke ist ein beliebtes Attribut der Musik. In Laon sind deren fünf neben ihr aufgehängt, und in einem Fenster der gleichen Kathedrale schlägt sie auf drei. Bei Konrad von Scheyern schlägt sie mit einem Hammer auf sieben Glöckchen. Im Fenster der Kathedrale von Auxerre sind drei Glocken sichtbar. In Freiburg war bei dem gegebenen Raum und bei der Größe der Darstellung schwer mehr als eine Glocke anzubringen. An anderen Orten ist die Musik durch eine Harfe gekennzeichnet, so bei der Herrad; sie hält diese in der Hand, neben ihr sind noch zwei Instrumente aufgehängt. Am Portal der Kathedrale von Auxerre spielt sie auf einer Laute, auf dem Leuchter im Dom von Mailand Zither, ebenso am Campanile in Florenz. In der Prämonstratenser-Kloster-Bibliothek Brandenburg hält sie gleichfalls eine Zither in der Hand. In der Spanischen Kapelle spielt sie auf einer Handorgel. Über die Stelle der Musik in der Reihe der Künste im Freiburger Zyklus wird später zu sprechen sein.

Sind diese drei Figuren hiermit bestimmt, so verlangt jede der anderen umstrittenen Figuren eine besondere Untersuchung.

II.

Mehrfach haben die Autoren, die sich eingehender mit diesem Zyklus befaßt haben, der Meinung Ausdruck gegeben, daß Freiburg in mehr als einer Beziehung vom

² Es wird auch die Meinung geäußert, dieses Werkzeug sei kein Zirkel, sondern ein sogenannter Wolf, ein Instrument, das beim Bau zum Hinaufziehen der Steine verwendet wird. Es wird zangenartig in die Steine eingeschlagen, und so werden diese dann in die Höhe gezogen. Ein solches Werkzeug ist aber das von der Figur gehaltene nicht, es fehlen dazu die an der Spitze nach innen gerichteten Zacken, die den Stein greifen. Die Spitzen laufen geradeaus, das Instrument ist ein Faß- oder Greifzirkel zum Messen von Körpern. Was sollte auch der Wolf, das Hilfsmittel beim Bauen, bei der Geometrie!

üblichen abweiche, und die Schwierigkeit einer sicheren Bestimmung betont. So wird von einem nicht leicht zu erklärenden Eindruck gesprochen, den eine bestimmte Figur zunächst mache, von einer Unsicherheit in der Benennung der Figuren, und daß diese nur unter Vorbehalt erfolgen könne und auch davon, daß die Probleme, die diese Statuen aufgeben, nicht als gelöst angesehen werden können. So schließt Baumgarten seine Studie, es blieben immer noch Fragen, auf die wir eine befriedigende Antwort zu geben außerstande sind³.

Die zweite Figur ist die erste der sieben Künste, die verschiedener Bedeutung unterworfen ist. Lange als Dialektik-Logik angesehen, wurde sie neuerdings als Darstellung der Rhetorik in Anspruch genommen. Diese Auffassung wird dadurch erleichtert, daß in der Reihenfolge der Künste nicht immer deren Aufzählung bei Martianus gefolgt wird, sondern der Ordnung des Isidor von Sevilla und seiner Nachfolger, bei der die Rhetorik die Stelle vor der Dialektik einnimmt. Daneben läuft noch die Meinung, daß es sich bei ihr um die Arithmetik handle. Es soll hier gezeigt werden, daß die Auffassung als Rhetorik nicht stichhaltig ist, und die Meinung, daß es sich um eine Arithmetik handle, auf einem offensibaren Verkennen des tatsächlichen Befundes fußt.

Ein Hauptabzeichen der Dialektik ist die Schlange, ein Attribut, das auf die Schrift: *De nuptiis Philologiae et Mercurii* des Martianus Capella zurückgeht. Durch Alanus ab Insulis ist dann häufig ein Skorpion an Stelle der Schlange getreten⁴. Außerdem kommen noch verschiedene andere Attribute vor. In Ivrea (11. Jahrhundert) hält sie eine Schreibrtafel. Im Hortus deliciarum der Herrad faßt sie einen Hundskopf. In der Bibliothek des Prämonstratenser-Klosters Brandenburg schreibt sie an einem Katheder. Am Campanile in Florenz ist sie mit einer Schere dargestellt, in der Spanischen Kapelle in Florenz hält sie in der einen Hand einen Skorpion, in der anderen einen Zweig.

³ In diesem Sinne sprechen sich darüber aus:

B o c k , Die Statuen der sieben freien Künste in der Vorhalle des Münsters zu Freiburg. Christliche Kunstblätter 1869, S. 179 ff.

B a u m g a r t e n : Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Schau-ins-Land 1898. Bd. 25, S. 44, 48, Anm. 81 und weiter: Nochmals die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Schau-ins-Land 1902, Bd. 29, S. 31.

M o r i z - E i c h b o r n : Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters 1899, S. 14, 15.

K ü n s t l e : Ikonographie der Christlichen Kunst, Bd. 1, 1928, S. 150.

⁴ So heißt es im ersten Kapitel des dritten Buches des Anticlaudianus des Alanus (Migne, Patr. latina 210, Sp. 509):

Virgo Secunda Logica:

Dextra manus floris donatur honore, sinistram

Scorpius incidens caudae mucrone minatur.

Mel sapit ista manus, fellis gerit illa saporem:

Es ist die Dialektik, wie diese Kunst in der Spanischen Kapelle in Florenz dargestellt ist. Wenn aber Mâle (*L'art religieux du XIII siècle* 1931, S. 83) sagt, eine Ausnahme von dem Schlanaenattribut zeige die Dialektik am Portail vieux zu Chartres, dort trage sie einen Skorpion in der Hand, ein Wechsel in den Attributen, der auf Alanus zurückgehe, so ist das nicht richtig. Die Frau am Portail vieux trägt keinen Skorpion sondern ein geflügeltes Tier mit zwei Füßen, langen herabhängenden Ohren und einem Kopf- und Rückenkamm (vergl. die Abbildung bei Houvet, *La Cathédrale de Chartres* o. J. Portail royal Pl. 62). Es ist ein sehr gut durchgebildetes Geschöpf von drachenartigem Aussehen, es erinnert an eine chinesische Drachensfigur. Baumgarten nennt das Tier eine geflügelte Schlange, nach St. Beuves Ausdruck *dragon ailé*. Gewiß ist das Tier kein Skorpion.

In Rimini führt sie einen Jungen und ein Mädchen einander zu⁵. Dann kommen Darstellungen vor, die sie ohne Attribut zeigen, nur mit bestimmter Handhaltung. So ist es auch in Freiburg. Sie hat keine Attribute, sie hält die Hände einander zugekehrt, in der Art des Argumentierens. Nun hat man diese Haltung als nicht für die Dialektik eigentümlich angesehen, sondern diese Geste, mit dem Finger auf die flache Hand weisend, zeige die Rhetorik an nach einer Anekdote des Stoikers Zeno, die im Mittelalter bekannt war⁶. Es ist nichts darüber bekannt, daß diese Anekdote für die Gestaltung der Rhetorik unter den freien Künsten benützt worden ist. Wie steht es nun damit in Freiburg? Die folgenden Ausführungen machen deutlich, daß die Zenonische Anekdote für die Interpretation der Freiburger Figur nicht herangezogen werden kann.

Die antike Quelle für diese Äußerung des Stoikers ist bei Kempf nicht angegeben. Auf der Suche danach zeigte es sich, daß die Hauptquelle für Zenos Leben, Diogenes Laertius, darüber schweigt. Hingegen finden sich in der Sammlung der Stoiker Fragmente von Joh. v. Arnim⁷. Berichte über eine Äußerung Zenos in dieser Richtung bei verschiedenen antiken Schriftstellern, so bei Cicero, Quintilian und Sextus Empiricus.

Die Stelle bei Cicero, de finibus II, 6, 17 lautet: Zenonis est, inquam, hoc Stoici: omnem vim loquendi, ut iam ante Aristoteles, in duas tributam esse partes, rhetoricam palmae, dialecticam pugni similem esse dicebat, quod latius loquerentur rhetores, dialectici autem compressius. — Dazu Orat. 32, 113: Zeno quidem ille, a quo disciplina Stoicorum est, manu demonstrare solebat, quid inter has artes interesset. Nam cum compresserat digitos pugnumque fecerat, dialecticam aiebat eiusmodi esse; cum autem diduxerat et manum dilataverat, palmae illius similem eloquentiam esse dicebat. — Das gleiche bei Quintilian Inst. Or. II, 20, 7: Itaque cum duo sint genera orationis, altera perpetua, quae rhetorice dicitur, altera concisa, quae dialectice; quas quidem Zeno adeo coniunxit ut hanc compressae in pugnum manus, illam explicatae diceret similem etc. Ebenso bei Sextus Empiricus adversus mathematicos II, 7.

Außer diesen Stellen zur Rhetorik ist bei Arnim (S. 19, Nr. 66) noch eine Stelle zur Logica angeführt, aus Ciceros Academica pr. II, 145, wo gleichfalls durch Handbewegungen Zenos ein Unterschied verdeutlicht werden soll. Es handelt sich um den Aufstieg von dem bloßen Sinneseindruck (visum) zur geistigen Zustimmung (adsensus huiusmodi), dem Fürwahrhalten, dann zur *κατάληψις*, dem Begreifen, dem Begriff, und schließlich zur scientia, dem Wissen. Alles wird ausgedrückt durch

⁵ Cahier (Nouveaux mélanges d'archéologie, d'histoire et de littérature sur le moyen âge 1874 p. 281 ff.) spricht davon, andere hätten als Dialektiker einen Zänker, Rabulisten (Batailleur) dargestellt, der seine geschlossene Faust mit drohender Miene zeige, und seine linke Hand halte in Reserve scharfe und umgebogene Geschosse, um den Gegner zu durchbohren oder aus dem Sattel zu heben — aber Cahier gibt nicht an, wo sich eine derartige Darstellung befindet.

⁶ Kempf und Schuster (II), Das Freiburger Münster 1923, S. 40: Die Rhetorik, auf ihre flache Hand weisend, ein Gestus, der auf eine im Mittelalter bekannte Anekdote des Stoikers Zeno zurückgeht. Dieser Auffassung Kempfs folgend, halten auch: O. Schmitt, Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters 1926, Bd. 2, S. XIII, Fig. 31, Tafel 117, 136; ebenso Beenen, Bildhauer des 14. Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben, 1927, S. 58, auch mit Abb. S. 55, Nr. 22, die Figur in der Mitte; Janzen, Das Münster zu Freiburg 1929, S. 28; Sauer, Alt-Freiburg 1928, S. XVI, diese Figur für die Rhetorik.

⁷ Joannes ab Arnim, Stoicorum Veterum Fragmenta, 1905, Vol. 1, Zeno Citieus, S. 21, f. Rhetorica.

Bewegung einer Hand, zuerst zeigte Zeno mit ausgestreckten Fingern die innere Hand (visum), dann zog er die Finger ein wenig zusammen (adsensus), darauf schloß er die Finger zu einer Faust (*Katálhpsis*), und schließlich nahm er die andere Hand dazu und preßte die Faust damit heftig zusammen, was dann die scientia versinnbildlichte, die nur der Weise besitzt. Man sieht, es herrscht hierbei ein ähnlicher Gedankengang innerhalb der Logik wie bei den Stellen über Rhetorik und Dialektik.

Da sich sonst über eine derartige sinnbildliche Handbewegung Zenos nichts finden läßt, die eben mitgeteilte Stelle über den Aufstieg zur Wissenschaft als nicht hierhergehörig ausscheidet, bleibt die erste als einzig mögliche in Betracht kommende übrig. Vergleicht man nun diese antike Stelle mit der Angabe bei Kempf, so zeigt sich ein großer Unterschied. In der Anführung Zenos bei Cicero findet sich nur die Bewegung einer Hand angegeben, sie ist ausgestreckt oder geballt, von einer Tätigkeit der anderen Hand ist dabei keine Rede, sie wird gar nicht erwähnt, während bei Kempf gesagt wird, nach Zeno weise die Rhetorik auf ihre flache Hand, das ist aber nicht der Fall. Diese Mitwirkung der zweiten Hand bei der Freiburger Figur ist aber von entscheidender Bedeutung.

Will man noch die angeführte Stelle zur Logik zum Vergleich hinzunehmen, wo die geballte Faust mit der zweiten Hand heftig zusammengepreßt wird, so nimmt die pressende Hand dabei eine ganz abweichende Bewegung vor, es ist etwas völlig anderes, als es bei der Freiburger Figur geschieht. In Freiburg ist es die Art des Dokumentierens, des Demonstrierens. Träfe die Logikstelle aber für die Erklärung der Bewegung der Freiburger Figur zu, so würde ja dadurch die Auffassung der Figur als Rhetorik unmöglich gemacht. Es kann also nicht zweifelhaft sein, daß die Zenonische Versinnbildlichung des Unterschiedes von Dialektik und Rhetorik nicht auf die zweite Freiburger Figur angewandt werden kann, sondern daß deren Geste etwas ganz anderes ausspricht.

Dazu ist noch etwas weiteres zu sagen. Wenn diese zweite Freiburger Figur wirklich die Rhetorik nach Zeno wäre, wo bleibt dann da die Gegensatzfigur Zenos, die Dialektik mit geschlossener Hand? Man müßte doch annehmen, wenn jemand von der Unterscheidung Zenos ausging, so hätte er gewiß nicht nur die eine der Redekünste, sondern auch die zweite im Sinne Zenos angegeben, um den von diesem gewollten Gegensatz deutlich zu machen, worauf doch alles ankam. Davon ist aber nicht die Rede, es gibt keine solche Figur im Freiburger Zyklus. Man kann also sagen, die Beziehung auf Zeno zur Deutung der zweiten Figur scheidet aus.

Die Rhetorik ist mit den verschiedensten Attributen und in verschiedenen Stellungen überliefert — die Aufzählung bei der Figur der Rhetorik gibt ein Bild davon — eine Figur mit der Wiedergabe des zenonischen Redegestus ist nicht dabei. Wenn die Rhetorik ohne Attribute dargestellt ist, dann hält sie Spruchbänder in den Händen wie am Mailänder Domleuchter und in der Spanischen Kapelle in Florenz mit der Inschrift: „Ich bezaubere, wenn ich rede.“ Tritt sie mit einer Geste auf, so ist diese völlig von jener Handhaltung des Redners bei Zeno verschieden. In Chartres (Portail royal) macht sie eine große ausgreifende Bewegung. Sie hebt mit der linken Hand ein Mantelstück hoch in die Höhe, die rechte Hand ist tiefer gehalten und wie zur Bekräftigung geballt, es ist eine sehr eindrucksvolle Bewegung in der ganzen Figur. In Laon macht sie eine weit ausladende Geste mit dem linken Arm, der rechte ist gleichfalls nach außen gerichtet, die Hand ist abgebrochen. Es sind bei beiden Figuren in Chartres und Laon, von denen gleich noch in anderem Zusammenhange gesprochen wird, echt rhetorische, ausgreifende Gebärden mit auseinanderstrebenden Armen,

Gebärden des Mitreißens und der Überredung. Dagegen ist die Geste der zweiten Freiburger Figur eine solche des Argumentierens, des Überzeugens. Es sind die Gesten, wie sie in gleicher Art oder ähnlich heute noch gemacht werden bei Diskussionen. Bei der Freiburger Figur ist es eine Geste gesammelter, innerlicher Art für die philosophische Überlegung und Beweisführung. Die Bewegungen der rhetorischen und dialektischen Figuren sind in der Tendenz einander entgegengesetzt.

Zur weiteren Erklärung und um Mißverständnisse auszuschließen, sei noch darauf hingewiesen, daß der andere griechische Philosoph gleichen Namens, Zeno der Eleate, mit der Dialektik in Verbindung gebracht wird. Er galt im Altertum durch den Scharfsinn seiner Beweise gegen die Vielheit des Seienden und die Wirklichkeit der Bewegung geradezu als Erfinder der Dialektik. Plato nennt ihn darum im Phaidros (St. 261, cap. 44) nach dem großen Erfinder der Sage den Palamedes der Dialektik, und ebenso wird er von Aristoteles als Begründer der Dialektik bezeichnet. Bei diesem Ansehen wird er auch im Mittelalter mit der Dialektik in enge Verbindung gebracht. So steht er im „Wälſchen Gaſt“ des Thomasin von Zirclaria (um 1215/16) als Repräsentant der Dialektik da⁸:

Dialectica hät ouch ir diet:
die ſint die beſten die ſi hiet,
Ariſtoteles, Bôécjus,
Zênô und Dorphirius.

In der Spanischen Kapelle in Florenz ſißt er als Hauptvertreter der Dialektik unter dieſer als würdiger Greis mit großem Bart, breitem Hut, ein Buch auf den Knien vor ſich hinhaltend, nachſinnend. Eine Beziehung des Eleaten zur Bewegung der Freiburger Figur iſt nicht vorhanden⁹.

Dagegen finden wir die Handhaltung der Freiburger Figur in einer faſt identischen Weiſe in einer Darſtellung der freien Künſte, die unzweifelhaft die Logik-Dialektik zeigt. Sie befindet ſich in dem Kapitelsaal bei der Kathedrale von Puy auf einem Fresko vom Ende des 15. Jahrhunderts¹⁰. Das nur zum Teil erhaltene Fresko ſtellt die ſieben freien Künſte in der überlieferten Art dar, wie ſie aus der Spanischen Kapelle in Florenz bekannt iſt. Jede der ſieben Künſte hat einen Hauptvertreter bei ſich, die Künſte ſelber ſißen auf einem verzierten Katheder, und zu ihren Füßen befindet ſich ihr Repräsentant. So ſißt auch die Logica auf ihrem thronartigen Katheder, in den Händen hält ſie Skorpion und Salamander, die angreifend gegeneinander

⁸ Capelle, Die Dorfokratiker 1938, Zenon S. 170/71; Thomasin von Zirclaria 1852, herausgegeben von Rückert, Vers 8941 ff.

⁹ „La logica ha il serpente in mano sotto un velo, e a'piedi suoi Zenone Eleate che legge.“ Daſari, Vite de piu eccellenti pittori scultori ed erchitetti, T. I, Taddeo Gaddi, 1767, S. 426.
Baumgarten 1898, S. 31, mit Abbildung der ſieben freien Künſte aus der Spanischen Kapelle.

¹⁰ Nicht 13. Jahrhundert, wie J. von Schloſſer, Beiträge zur Kunſtgeſchichte aus den Schriftquellen des frühen Mittelalters, ſagt (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften, Phil.-hiſt. Claſſe, Bd. 123, 1890, S. 140). — Cahier, Nouveaux mélanges d'archéologie d'histoire et de la littérature sur le moyen âge, curiosités mystérieuses 1874, p. 288 ff. — Paul Manſ, Une tournée en Auvergne. Gazette des beaux arts 1887, S. 120 ff. — Baumgarten, Noch einmal die ſieben freien Künſte in der Vorhalle des Freiburger Münſters. Schau-ins-Land 29, 1902, S. 31 ff.

gerichtet sind¹¹. Was haben diese Tiere zu bedeuten? Cahier neigt dazu von vornherein in den der Dialektik beigegebenen Attributen Rechthaberei, Sophismen, Trugschlüsse, leeres Wortgezänk symbolisiert zu sehen. Diese Art der Interpretation geht nicht an. Die Annahme ist durchaus abzulehnen, daß in der Personifikation der Dialektik im Kreis der sieben Künste, die doch zu ihren Ehren angelegt wird, die negative Seite dieser Kunst, ihr Mißbrauch, dargestellt werde, sondern daß ihre positive Seite, die besondere Art ihrer Bemühung symbolisiert werden soll. Nach der Meinung Cahiers (S. 240) zeigt der Hundekopf in der Hand der Dialektik bei der Herrad, daß sie vielleicht als Necksucht, wie sie bei der Rechthaberei ganz gewöhnlich sei, erklärt werden könne, ein Geklaffe um nichts, nur um den Mund in Übung zu halten. Diese Meinung ist bestimmt nicht richtig. Viel eher kann man daran denken, daß der Hundekopf als Zeichen der Wachsamkeit, der scharfen Aufmerksamkeit aufzufassen ist, wie die gedanklichen Operationen der Dialektik sie erfordern. Wie bei der Herrad verfährt Cahier auch bei der Logik in Puy. Dort passe sich die Logik den Bosheiten (*malices*) des Aristoteles, ihres Repräsentanten, an und habe die beiden Tiere einander entgegengestellt. Hier ist die Charakterisierung der Logik ganz verfehlt. Aristoteles sagt keine Bosheiten, er führt nur seine Argumente auf, die er an den Fingern seiner Hand aufzählt. Die Dialektik hört ihm ruhig zu.

Die Auffassung Cahiers wird allein schon durch den Vers am Rande der Darstellung widerlegt, in dem auf die Wichtigkeit der Dialektik für die Beschäftigung mit den anderen Künsten hingewiesen wird:

Me sine doctores frustra coluere sorores

Dabei ist die Erläuterung Cahiers zu *sorores* durch *musas in artes* zu verändern.

Was tun nun die beiden Tiere, die die Logik auf ihren Händen trägt? Sie stellen das logische Streitgespräch zweier Personen dar. Ihr Streit soll die Schärfe des Kampfes, die Konzentration des Geistes anzeigen, die dazu nötig ist. Beide kampf-lustigen Tiere sind giftig, nicht nur der Skorpion — der Salamander, dem die unheimlichsten Fähigkeiten seit dem Altertum zugeschrieben werden, ist es auch. Das von ihnen ausgesprikte Gift symbolisiert die Gefahren, die mit dem Streit verbunden sind. Erwähnte doch schon Martian die *virosos circulos latentis anguis*, die *insidias vipernas*.

Tiefer als die Logik sitzt zur Seite Aristoteles ihr zugewandt. Er hält die Hände demonstrierend und argumentierend genau in der Art, wie es bei der Freiburger Figur der Fall ist: mit dem Zeigefinger der rechten weist er auf die ausgestreckte flache linke Hand, von der die zwei letzten Finger eingeschlagen sind. Es ist die Geste, wie sie in Freiburg in analoger Weise vorliegt. Die Gesamtgeste ist die gleiche, nur ein kleiner Unterschied ist in der Fingerhaltung. In Puy sind bei der linken Hand zwei Finger eingeschlagen, die anderen ausgestreckt, in Freiburg alle ausgestreckt. Bei der rechten deuten zwei Finger auf die ausgestreckte linke Handfläche in Freiburg, in Puy nur einer. Es ist evident, daß es sich bei beiden um dieselbe Geste handelt¹².

¹¹ Baumgarten sagt, 29, 1902, die Figur halte Skorpion und Schlange in den Händen. In dem früheren Aufsatz (25, 1898) hat er an Cahiers Benennung „lézard“ anknüpfend gesagt: „Skorpion und Eidechse“. Aber auch das ist nicht haltbar, das Tier ist ein Salamander. Es ist bestimmt keine Schlange, es hat vier Füße, aber es ist auch keine Eidechse. Seine ganze Gestalt, die gefleckte Haut zeigen, daß es ein Salamander ist.

¹² Baumgarten (29, 1902, S. 32) betont, daß der Aristoteles zwei Finger der linken Hand genau in derselben Weise eingeschlagen hat, wie die Dialektik in der Freiburger Münstervorhalle dies mit den Fingern ihrer rechten tut.

Und daß es in Puy auch wirklich die Logik ist, beweist nicht nur der Aristoteles, zu allem Überfluß steht am Thron der Figur ihr Name angeschrieben: *Logica*.

Wir haben es demnach in Freiburg mit der gleichen Figur zu tun, wie ja auch ihr überlieferter Name und ihre Stellung als zweite im Zyklus es verlangt. Wie sehr die Geste eine für die Dialektik oder *Logica* charakteristische ist, zeigt auch die Figur der Dialektik in Caon. Dort sind die beiden Arme einander zugewandt, die linke Hand flach ausgestreckt, und der Zeigefinger der rechten Hand nähert sich der Fläche der anderen Hand. Die gleiche Gebärde zeigt dann noch das Titelblatt der *Margarita philosophica* von 1503, wo unter den sieben freien Künsten die *Logica* in einer sehr ähnlichen Lage abgebildet ist. Die rechte Hand ist flach ausgestreckt, die linke mit den zwei eingeschlagenen letzten Fingern strebt ihr zu. Was in der Freiburger Vorhalle und dann in Puy als Abschluß der Geste dargestellt ist, nämlich das Berühren der flachen Hand durch die andere, ist in Caon und in der *Margarita* in einem Momente vorher wiedergegeben, die eine Hand strebt der anderen zu. Wie dieses Spiel der beiden Hände für das Argumentieren in der philosophischen Diskussion gebraucht wurde, zeigt auch Masolinus Freske der Disputation der hl. Katharina von Alexandrien mit den heidnischen Philosophen in S. Clemente in Rom. Auf die ausgestreckte linke Hand neigt Katharina die rechte hinunter, berührt einen Finger der linken und hebt ihn etwas in die Höhe.

Es kann danach wohl nicht mehr zweifelhaft sein, daß es sich in Freiburg bei der zweiten Figur nicht um eine Rhetorik, sondern um eine Dialektik-Logik handelt. Hinzu kommt, daß die ganze Ordnung der Künste in der Vorhalle bei der Annahme einer Rhetorik umgestürzt werden müßte, da doch unzweifelhaft die Folge von Trivium und Quadrivium in der Aufstellung der Figuren erhalten bleiben soll. Demnach käme, wenn es sich bei der zweiten Figur um die Rhetorik handelte, die sechste Figur an die Stelle der zweiten Figur, die zweite an die Stelle der dritten, die dritte an die Stelle der sechsten. Man kann nicht annehmen, daß eine so völlige Verschiebung der Figuren einmal stattgefunden hat, wie ja auch keinerlei Bericht darüber vorliegt, daß die Südseite der Vorhalle eine Umstellung erhalten habe.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß Mâle¹³ die Freiburger Figur nach ihrer Handhaltung für eine Darstellung der Arithmetik gehalten hat. Schon vorher hatte Viollet-le-Duc¹⁴ gesagt: *La Dialectique semble compter sur les doigts*. Beide halten demnach die Geste für eine Art des Fingerrechnens, aber das Fingerrechnen geschieht auf eine ganz andere Weise, wie das an der Arithmetik-Figur in der Spanischen Kapelle in Florenz zu sehen ist; Beugen und Strecken der Fingergelenke als Angabe der Zahl ist etwas ganz anderes als die Bewegung in Freiburg¹⁵. Es ist demnach irrig von Mâle, bei der Figur in Freiburg Fingerrechnen anzunehmen und die Figur danach als Arithmetik aufzufassen. Dieser auffallende Irrtum von Mâle zeigt aber auch, wie selten diese Geste in ganz ausgebildeter Form ist, so wie sie bei der Freiburger Dialektik vorkommt. Wie ja Baumgarten bei Besprechung der Figur von Puy betont hat, daß diese die Argumente aufzählende Geste ihm im Bereiche dieser Darstellung noch nirgends begegnet ist.

¹³ 13 siècle, S. 83.

¹⁴ Dictionnaire de l'architecture II, S. 10.

¹⁵ Vgl. Baumgarten 1898, Anm. 77, S. 48, mit den Abbildungen S. 27 und 31.

Bei seinen Überlegungen zur dritten Figur mit den Goldmünzen, die er nach den von ihm bis dahin angeführten Gründen nicht als Rhetorik ansprechen möchte, ebenso wenig aber auch als Arithmetik, als Zählkunst, spricht auch Moriz-Eichborn¹⁶ von der Möglichkeit, eher noch als die dritte Figur könne als Arithmetik die zweite, von ihm als Dialektik aufgefaßte Figur, nach ihrer Fingerhaltung angesehen werden.

III.

Die dritte Figur, die Frau mit den Goldmünzen, ist nach der sechsten Figur die umstrittenste des ganzen Zyklus. Es gibt dabei Autoren, die mit ihrem Urteil zurückhalten und keine positive Entscheidung geben, andere wechseln ihre Meinung und geben nacheinander verschiedene Urteile ab¹⁷. Der Zweifel bei dieser Figur besteht zwischen der Auffassung als Rhetorik und als Arithmetik, hier wird die Auffassung vertreten, daß es sich um eine Rhetorik handle. Am ausführlichsten haben Bock¹⁸ und Baumgarten¹⁹ diese Figur behandelt.

Bock hat das Verdienst, sie zuerst bestimmt und Gründe zu ihrer Erklärung beigebracht zu haben. Er betont dabei das Ungewöhnliche und beim ersten Anblick nicht leicht zu Erklärende ihrer Erscheinung. Baumgarten übernimmt die Feststellungen und Angaben von Bock und führt sie weiter aus. Da Baumgarten zu denen gehört, die ihre Meinung gewechselt haben, so empfiehlt es sich, von ihm auszugehen, seine Gründe für und gegen die Rhetorikauffassung kennenzulernen und Stellung dazu zu nehmen.

¹⁶ Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters, S. 14.

¹⁷ Wie man aus der hier folgenden Übersicht ersieht: Schreiber geht in seinen beiden Münsterführern 1820 und 1826 auf die Bestimmung der Einzelfiguren nicht näher ein. — Bock hält die dritte Figur für eine Rhetorik. Christl. Kunstblätter 1869, S. 179. — Marmon, Unser lieben Frauen Münster 1878, ist gleichfalls für die Rhetorik, die Goldmünzen bedeuten den Redefluß. — Schaefer, Das alte Freiburg 1895, S. 35: Die Figur ist die Rhetorik, die Menge der Goldstücke erinnert an die einträglichste aller Künste. — Baumgarten (Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters) hält die Figur für eine Rhetorik, hat aber Bedenken gegen diese Auffassung, sie könnte vielleicht auch Arithmetik sein. Schau-ins-Land 1898, Bd. 25, S. 37 und 48. In diesem Sinne entscheidet er sich in dem späteren Aufsatz: Nochmals die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Schau-ins-Land 29, 1902, S. 30. Ebenso in seinem Münsterführer „Das Freiburger Münster“ (o. J.), S. 19. — Moriz-Eichborn, Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters, 1899, S. 14, hält mit seinem Urteil zurück, die bis dahin ausgesprochenen Gründe für die Darstellung der Rhetorik befriedigen ihn nicht, ebenso wenig aber auch die Gründe für die Arithmetik. — Kempf und Schuster, Freiburger Münster, 1. Auflage (in Zukunft Kempf [I] zitiert), 1906, S. 78, hält die Figur für die Rhetorik mit dem Gold der Rede in den Händen. — Kempf und Schuster, Freiburger Münster, 2. Auflage (zitiert Kempf [II]) 1923, hält die Figur für Arithmetik mit dem zum Rechnen dienenden Gelde. Diese wie auch die anderen neuen Bestimmungen der freien Künste geben wieder die drei folgenden Autoren: O. Schmitt, Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters 1926, S. XIII, Fig. 52, Tafel 127. — Sauer, Alt-Freiburg 1928, S. 16. In seiner Symbolik des Kirchengebäudes 1924 hält er die sechste Figur für die Arithmetik, S. 436. — Janzen, Das Münster zu Freiburg 1929, S. 28. — Moisdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst 1926, S. 226, Nr. 1093, hält die Figur für Rhetorik, mit der Frage, ob sie so als einträglichste aller Künste bezeichnet sei. — Kunstle, Ikonographie der Christlichen Kunst, Bd. 1, 1928, S. 150. Rhetorik hält mit beiden Händen einen Haufen Goldstücke, der Redner wird Goldmund genannt. Viollet-le-Duc hält die Goldmünzen der Rhetorik irrtümlich für ein Blumenbündel. (Dictionnaire de l'Architecture, Bd. 2, Arts, S. 10).

¹⁸ Christl. Kunstblätter 1869, S. 179.

¹⁹ Schau-ins-Land 25, S. 37 und 48.

Baumgarten sagt darüber folgendes:

Die Art der Kennzeichnung der Rhetorik unterscheidet sich von allen anderen uns bekannten Darstellungen. Einen Haufen Goldstücke schüttet die Gestalt aus ihren freigebig ausgestreckten Händen aus. Man erinnert sich dabei an Aussprüche des Martianus Capella wie: Schatz des Gedächtnisses, die Frau mit der Goldstimme. Oder Matthäus 13, 52, wo der zum Himmelreich Gelehrte aus seinem Schatz Neues und Altes hervorholt. Oder es war an eine Verbindung der Rhetorik mit der Rechtsprechung gedacht, an die pekuniäre Bevorzugung der Juristen durch die verschwenderisch ausgeteilten Goldstücke. Oder ist es das Gold der Rede, das einem Dio von Prusa, einem Johannes von Byzanz den Beinamen Chrysostomos oder Goldmund eintrug, damit andeutungsweise gemeint?

In einer Anmerkung²⁰ kommt Baumgarten auf die Bedenken zu sprechen, die einer Interpretation dieser Figur als Rhetorik entgegenstehen. Er sagt, es wäre immerhin möglich, daß sie die Arithmetik darstellen soll. Die Gründe, die Baumgarten für seine Bedenken anführt, sind aber nicht stichhaltig. Er beginnt damit, daß er sagt: gerade an dieser Stelle sähe man gerne die Arithmetik an der Spitze der Quadriviums-künste. Wie kommt Baumgarten dazu? An dieser Stelle steht normalerweise die dritte Figur des Triviums, sei es die Rhetorik oder seltener die Dialektik, und dann folgt erst das Quadrivium. Er sagt selbst, daß diese Figur als Arithmetik angesehen auch keine eigentliche Parallele habe, sie bleibe auch als solche ungewöhnlich. Was er als Vergleich mit der Arithmetik angibt, ist nicht beweiskräftig. Wenn er sagt, nur einigermaßen lasse sich die Darstellung mit jener von Heinrich von Mügeln vergleichen, wo die Arithmetik an einem Tisch Geld zähle, so ist das allerdings mit der Freiburger Figur gar nicht in Vergleich zu setzen, da ist doch einfach ihre Tätigkeit am Abakus gemeint. Und wenn er weiter anführt, daß in der Beschreibung einer Tischplatte durch Theodor von Orléans gesagt wird, die Arithmetik halte in der einen Hand Zahlen, in der anderen habe sie ein Buch gehalten: *Ista manus numeros retinebat et illa volumen*, so ist seine Konjektur, die er vorschlägt, von *numeros* in *nummos* ganz willkürlich. J. v. Schlosser sah in der Stelle eine Anspielung auf das Morraispiel und auf die Fingerrechnung. Einfacher erscheint es Baumgarten, immer noch an eine Figur der Arithmetik zu denken, wie in Laon, wo sie einige Zählkugeln der Rechenschnur in den Händen hält. Aber da liegt gerade der Unterschied. Bei Figuren wie bei der in Laon und an anderen Orten wird an der Rechenschnur wirklich gezählt, was in Freiburg nicht der Fall ist und auch nicht sein kann, weil gar keine Schnur da ist. Die Arithmetik hat den Abakus zum Rechnen oder die Zählchnur, am häufigsten den Abakus. Die Freiburger Figur zählt aber nicht, sondern schüttet aus.

Bei Kempf (II) wird diese Figur als Arithmetik angesehen mit der Angabe: „mit ihren zur Rechenkunst dienlichen Münzen“. Nur kann die Rechenkunst auf diese Weise, wie die Figur einen ganzen Haufen von Goldstücken ausschüttet, sicher nicht symbolisiert werden. Zählchnur und Zählbrett sind notwendig für das Rechnen, die Münzen allein sagen gar nichts, zumal wenn sie, wie hier, regellos ausgeschüttet werden.

Für die Figuren der Künste gibt es eben keine vollständige Einheitlichkeit in ihren Attributen, jede von ihnen hat mehrere, und darunter gibt es häufiger angewandte und seltener, geradezu Sonderformen. Die Rhetorik zeigt sich zuweilen attributlos (Konrad von Scheyern, 13. Jahrhundert; Mailänder Domleuchter, 13. Jahrhundert;

²⁰ Nr. 81, S. 48.

Spanische Kapelle in Florenz, 14. Jahrhundert), statt dessen hält die Figur ein Spruchband. Einige der Rhetorikfiguren haben noch etwas von dem antiken Redegestus, der den Redner mit erhobenem rechten Arm und ausgestreckter Hand zeigt, wie bei dem etruskisch-römischen Arringatore in Florenz und bei der Augustusstatue im Vatikan. In ähnlicher Art hebt die Rhetorikfigur in Caon (13. Jahrhundert) die Hand. Nach Mâle²¹ trug sie in der anderen abgebrochenen Hand vielleicht ein Schwert, wenn sie nicht, was wahrscheinlicher ist, nur eine Geste damit machte. Eine Abwandlung zeigt die Figur in Chartres (Portail royal, 12. Jahrhundert), die den Arm in die Höhe hebt, zugleich aber ein Mantelende mit in die Höhe hält, die andere Hand ist bei ihr geballt, wie bei dem Arringatore. Nur erscheint bei beiden mittelalterlichen Figuren die Funktion der beiden Arme gegenüber der Antike ausgetauscht. In der Prämonstratenser-Kloster-Bibliothek Brandenburg hält sie Zweige in der Hand²². In einer Miniatur des 13. Jahrhunderts (Bibliothek Sainte Geneviève) trägt sie Helm, Schild und Lanze²³, am Campanile in Florenz Schild und Schwert. Am Portal von Déols trug sie ein Schwert. Im Hortus deliciarum²⁴ wie in der Rose von Caon schreibt sie auf eine Tafel, in Runkelstein bei Bozen auf eine Rolle. In Puy, in dem Kapitelsaal neben der Kathedrale, hält sie ein Instrument, das man für eine Feile hält²⁵. In einer Miniaturenhandschrift aus Ambras, jetzt in Wien, 14. Jahrhundert, die mit Giustos Fresken in einer Kapelle der Eremitanerkirche in Padua zusammenhängt, hält sie ein mit Schriftzeichen bedecktes großes Pergament in der Hand²⁶. Auf dem Titelblatt der Margarita philosophica des Gregor Reisch (1503) hält sie eine Urkunde, von der ein Siegel herabhängt.

Baumgarten kommt dann auch darauf zu sprechen, daß die Rhetorikfigur ja im Zyklus fehle, wenn die Figur die Arithmetik darstelle. Er meint, sie fehle dann ebenso wie im Mosaik von Ivrea. Woher weiß Baumgarten, daß die Figur dort fehlte? Auf dem Rest eines Mosaikbodens aus dem 11. Jahrhundert in Ivrea ist die Philosophie und an ihrer linken Seite Dialektik, Geometrie und Arithmetik abgebildet, auf der anderen Seite ein Bruchstück der Grammatik. Nach Baumgarten folgte vermutlich neben der Grammatik, Musik und Astronomie, und die Rhetorik fehlte, scheint es, gänzlich. Das ist doch eine ganz vage Vermutung, es könnte doch auch eine der beiden Figuren des Quadriviums nicht vorhanden gewesen sein, wenn überhaupt eine Figur gefehlt hat; denn es ist gar nicht gesagt, daß dies wegen der Symmetrie der Darstellung habe so sein müssen. Aber ganz abgesehen davon, daß diese Vermutungen völlig in der Luft hängen, wie könnte man das angebliche Fehlen der Rhetorik in Freiburg als Analogie anführen, wenn einmal aus Raumnot oder aus einer rhythmischen Überlegung heraus eine Figur der sieben Künste anderswo nicht aufgeführt wurde? So fehlt auf einer gravierten romanischen Bronzeschüssel aus Westfalen²⁷ die Astronomie, während die Rhetorik vertreten ist. Die Schüssel ist durch einen Sechspañ geteilt, der wahrscheinlich nur des bequemen Zirkelschlages wegen gewählt wurde, wodurch dann eine Figur wegfiel. Der ganze Hinweis auf das Mosaik in Ivrea ist

²¹ S. 83.

²² Baumgarten 25, 1898, S. 27.

²³ Mâle, S. 83, Anm. 3.

²⁴ 12. Jahrhundert.

²⁵ Baumgarten, S. 34.

²⁶ Baumgarten 29, 1902, S. 26.

²⁷ Vgl. darüber W o r m s t a II, Eine romanische Bronzeschüssel aus Westfalen, Zeitschrift für christliche Kunst 10, 1897, S. 239 f.

aber hinfällig, es sind ja in Freiburg sieben Figuren, es fehlt gar keine. So kommt Baumgarten auf den Ausweg, daß die sechste Figur des Zyklus, die von ihm im Text als Arithmetik angesehen wird, als Rhetorik etwa mit Schriftband zu ergänzen wäre, ähnlich wie sie in der Spanischen Kapelle in Florenz dargestellt ist.

Die Gründe, die sich Baumgarten so selbst entgegenstellt, können die von ihm im Haupttext vertretene Meinung, daß es sich bei dieser Figur um die Rhetorik handle, nicht entkräften. Trotzdem haben diese Bedenken Baumgarten dann später veranlaßt, in einem zweiten Aufsatz: Nochmals die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters und dann noch in seinem Münsterführer²⁸ diese Figur als Arithmetik anzuführen. Er sagt, die dritte Figur ist die Arithmetica mit Münzen in den Händen, und fügt dann bei, es fehlt die Rhetorik, die aber auch sonst bei Aufzählung der freien Künste ausgelassen wird. Baumgarten wird gezwungen, das Fehlen der Rhetorik anzunehmen, weil er in der sechsten Figur mit der sogenannten Palette die Astronomie sieht und in der siebten die Medizin, so daß danach mit der Rhetorik acht Figuren vorhanden wären.

Sprechen die angeführten Gründe nicht gegen die Bestimmung der Figur als Rhetorik, so können die positiven Gründe dafür wesentlich verstärkt werden. Schon Bock hatte auf den *Thesaurus capacis memoriae recordationisque* bei Martianus²⁹ hingewiesen und hinzugefügt, das sei wohl der Schatz, den die Rhetorik so verschwenderisch preisgebe, wie es dann Baumgarten wiederholt hat. Es ist merkwürdig, daß sich Bock bei seiner Bestimmung auf diesen Schatz des Gedächtnisses bezieht, während er in einer kurzen Anmerkung eine Stelle aus Alanus beifügt, die den Zusammenhang mit der Darstellung der Rhetorik in einer weit vollkommeneren Weise darbietet. Es ist dies eine Stelle aus dem *Anticlaudianus* des Alanus ab Insulis. In diesem Gedicht überlegt die Natur die Mittel und Wege, um einen sittlich vollkommenen Menschen zu bilden. So kommen die Klugheit und die Vernunft, da sie allein dieses Werk nicht vollbringen können, überein, einen Wagen von den sieben freien Künsten bauen zu lassen, der sie in den Himmel zu Gott führen solle, da nur er eine vollkommene Seele erschaffen könne. Allein können sie aber nicht dahin gelangen, die Theologie und der Glaube müssen sie unterstützen, und diese führen sie in das Innerste des Heiligtums, wo ihnen von Gott ihre Bitte gewährt wird. Der vollkommene Mensch wird auf die Erde gesandt und von den Tugenden und Künsten werden ihm Geschenke überreicht, und mit den Tugenden verbunden erringt er den Sieg über die Laster. Von dem Geschenk, welches die Rhetorik dem vollkommenen Menschen überreicht, berichtet Alanus (*lib. VII, Cap. 6*):

Donat opes ars illa suas, quae semina rerum,
Foedera, complexus, causas, et vincula, certis
Legibus inquirat, numeros vestigat, et omnes
Discutit effectus, quibus omnia fixa tenentur
sub vicibus constricta suis, numerisque ligantur
cuncta simul, pacemque tenent cessante tumultu.

Und vorher heißt es:

Has sermonis opes cultus et sidera verbi
Copia Rhetoricae jactat, juvenisque loquelam
Pingit, et in vario praesignit verba colore.

²⁸ o. J., S. 19.

²⁹ 1869, S. 180.

Hier werden die Schätze, die sie gewährt, die sie ausschüttet, hervorgehoben. Man könnte erwägen, ob nicht auch eine Beziehung der „numeri“ zu den Goldstücken besteht.

Die Rhetorik gewährt Schätze, sie unternimmt es, die Grundlage der Dinge, ihre Beziehungen und Verbindungen nach bestimmten Gesetzen festzustellen. Das sind die Schätze, die sie dem vollkommenen Menschen gewährt. Und so sieht die Figur, um die es sich hier handelt, geradezu aus wie eine Verbildlichung der Alanusstelle. Sie rechnet nicht, sie zählt nicht, sie hantiert nicht mit einzelnen Rechenmarken, sondern sie schüttet einen großen regellosen Haufen von Goldstücken aus, sie gewährt etwas, sie schenkt, wie schon Bock und Baumgarten übereinstimmend das freigebige Gewähren in der Gebärde der Frau betont haben. Das ist es, worauf es ankommt. Es handelt sich nicht um einen Schatz, den sie besitzt, wie es der ihres großen Gedächtnisses ist, wovon die von Bock angeführte Stelle des Martinanus berichtet, sondern um einen Schatz, den sie den Menschen gewährt, *donat opes*. Dieses Gewähren ist bei unserer Figur dargestellt, und die Gebärde der Frau ist so sicher und frei, daß eine willkürliche Auslegung, ein Mißverstehen der Darstellung oder ein Verkennen der Absicht des Künstlers gar nicht in Betracht kommt. Es ist eine ungemein charakteristische Handhaltung, mit der sie den Haufen Gold hält. Sie zeigt sich gerade in dem Augenblick, wo sie den Schatz mit den vorgestreckten Armen niedergleiten läßt. Das sind die Schätze, die sie gewährt. Die Worte „*donat opes*“ kommen so zur vollendeten künstlerischen Anschauung. Unter den Schätzen, an die man zu denken hat, sind an erster Stelle die Rechtskunde und die Diplomatie zu verstehen, für die ja die Rhetorik von besonderer Bedeutung war, weshalb die Figur der Rhetorik auch zuweilen mit einer diplomatischen Urkunde mit einer Abmachung mit Brief und Siegel, als Attribut dargestellt wird. Sie ist ja Lehrerin des *ius civile*, wie Isidor von Sevilla sagt, und so ist am Campanile in Florenz ihre Figur durch das gemeine Recht ersetzt. Alle bisher angeführten symbolischen Beziehungen des Goldes der Rhetorik zum Schätze des Gedächtnisses, zum Schätze des zum Himmelreich Gelehrten, zu der Goldstimme, zum Glanz und Reichtum der ausübenden Rhetoriker treten weit zurück an Unmittelbarkeit, Anschaulichkeit und Tiefe, an innerer Beziehung des Gedankens gegen die Vorstellung, daß diese Kunst Schätze ganz anderer Art gewährt.

Diese Stelle ist es, die meiner Meinung nach der Bildung der Rhetorik in der Vorhalle zugrunde liegt. Daß Alanus einen solchen Einfluß hatte, liegt bei der Hochschätzung dieses scholastischen Philosophen und Dichters des 12. Jahrhunderts sehr nahe, denn der *Anticlaudianus* gehörte zu den beliebtesten Dichtungen des Mittelalters und war allgemein bekannt. Er war auch auf Dante von Einfluß. Und die Stelle hier ist ja auch nicht die einzige Einwirkung seines Gedichtes auf die Darstellung der freien Künste. In seinem Gedicht tritt die Dialektik nicht mit der von Martianus überlieferten Schlange, sondern, wie erwähnt, mit einem Skorpion auf, und dieses neue Attribut wurde an verschiedenen Orten bei der Darstellung der Dialektik verwandt.

Der Künstler, der diese Figur in der Vorhalle schuf, oder eher sein Berater, tat einen sehr glücklichen Griff, als er die Alanusstelle zur Kennzeichnung der Figur heranzog. Die Rhetorik, ähnlich wie die Dialektik, entbehrt der sinnlich sichtbaren Werkzeuge, wie sie die Künste des *Quadrivium*s besitzen und dadurch leichter kenntlich gemacht werden konnten. Auch ging es nicht an, sie anschaulich in ihrer Tätigkeit zu zeigen, wie dies bei der Grammatik in ihrem Unterricht mit den Knaben der Fall war. So mußte man sich, wenn man nicht überhaupt davon absah, die Rhetorik und Dialektik mit Attributen darzustellen, versuchen, sie durch verschiedene Arten von

Allegorien wiederzugeben. Die Alanusstelle bot dazu die Gelegenheit, eine Allegorie zu schaffen, indem man die Schätze, die die Rhetorik schenkt, darstellt und dabei das Wort „Schatz“ in seiner ursprünglichen Bedeutung darbietet als Goldschatz. Dazu kommt noch, daß, wenn die dritte Figur nicht als Rhetorik anzusprechen ist, die Systematik der Figuren mit Trivium und Quadrivium gestört wäre, die dritte Figur hätte ihren Platz zu räumen und ihn mit einer anderen, mit welcher weiß man nicht, zu vertauschen. Wenn auch innerhalb des Triviums und des Quadriviums eine gewisse Freiheit in der Reihenfolge der Figuren des Zyklus besteht, so wird an der Trennung zwischen Trivium und Quadrivium streng festgehalten. Gewiß liegt eine Umstellung der Figuren im Bereiche der Möglichkeit, aber wir wissen von einer solchen nichts in Freiburg, und so ist es zweifellos eine Unterstützung für die hier vertretene Auffassung, wenn diese mit der gegebenen Reihenfolge übereinstimmt. Das sind Bedenken, die bei der Rhetorik ebenso wie bei der zweiten Figur, der Dialektik, auftreten, wenn diese anders bestimmt werden.

Schließlich muß man noch darauf hinweisen, daß die inzwischen verschwundenen Inschriften der Figuren aus dem 17. Jahrhundert unsere Figur als Rhetorik angegeben haben. Wenn diese Inschriften auch keine absolute Beweiskraft besitzen, so geben sie doch ein willkommenes Zeugnis von der Tradition und sind in dieser Hinsicht von Bedeutung.

Wenn man so von der Anschauung, von dem künstlerischen Sinn der Bewegung der Figur ausgeht und diesen Sinn in einer literarischen Quelle ersten Ranges vorgebildet sieht, und die darauf aufgebaute Benennung der Figur durch die Systematik des Zyklus bestätigt findet, wie gleichfalls auch in der Überlieferung über die Benennung Übereinstimmung besteht, so kann man wohl diese Bezeichnung als gesichert betrachten. Es wirken so Gründe literarischer, künstlerischer wie systematischer und historischer Art zusammen, um zu diesem Ergebnis zu führen.

IV.

Die sechste Figur ist die umstrittenste des Freiburger Zyklus. Sind doch, wie schon erwähnt, nicht weniger als vier Benennungen hierfür vorgeschlagen worden. Sie ist daher in gewissem Sinne eine Schlüsselfigur der ganzen Reihe. Die Schwierigkeit ihrer Bestimmung hat darin ihren Grund, daß sie im Laufe der Zeit beschädigt worden ist und daß sie im 19. Jahrhundert ein Attribut erhalten hat, bei dem nicht einmal Einigkeit darüber besteht, was es bedeuten soll, und daß es sehr zweifelhaft ist, ob die Ergänzung richtig ist. Bei dieser Lage empfiehlt es sich, zu prüfen, ob nicht durch eine Abbildung, die den früheren Zustand wiedergibt, Aufschluß über ihr ursprüngliches Aussehen zu erhalten ist.

Von dieser Figur gibt es, soweit es bekannt ist, nur eine einzige Abbildung, die sie vor der Restauration mit dem „Palette“ genannten Attribut zeigt. Sie findet sich als Lithographie im Tafelwerk von Schreiber und von Bayer über das Freiburger Münster aus dem Jahre 1826 auf Tafel VII. Auf der gleich darauf folgenden Veröffentlichung von Moller, das Münster von Freiburg in den Denkmälern der Deutschen Baukunst von 1827 ist die Figur auf dem lithographierten Blatt mit der ganz im Geiste der Romantik gehaltenen Ansicht der Vorhalle mit Blick in das Innere des Münsters nicht sichtbar, und auf der Lithographie in den Christlichen Kunstblättern aus dem Jahre 1862 als Beilage zu den Aufsätzen von Bock zeigt sie schon

die „Palette“. Die Restauration, über die sich nichts weiter finden läßt, muß also in den Jahren zwischen 1826 und 1862 erfolgt sein.

Die Abbildung der Figur der sogenannten „Malerei“ in den Aquarellskizzen von Geiges von 1889 bietet eine große Überraschung. Sie hat kein Attribut mehr wie im Jahre 1862, sondern zeigt am linken Arm den abgebrochenen Armstumpf mit Dübelloch und dazu die abgestoßenen Kanten des Mantels an dessen oberem waagerechten Teil über der Hand und an der vorderen Seite. Nach dem Aquarell von Geiges schließt der vorhandene Armstumpf gerade mit dem oberen Mantelrande ab. An dieser Stelle ist roter Sandstein gemalt, während im übrigen die Figur Fassung hat, grauschwarzen Mantel mit hellgrünem Futter und Goldband. Das Gewand ist schmutzrosa mit drei schwarzen durchlaufenden Querstreifen und hat am Halse und Kragen ein Muster.

Wie ist dieser Zustand zu erklären? War die Anstückung, die 1862 vorhanden war und auch heute noch zu sehen ist, nicht da? Oder, was wahrscheinlicher ist, hat Geiges dieses Attribut als offensichtlich neu nicht mit aufgenommen, sondern nur den originalen Zustand aufnehmen wollen, so wie er auch das neue Kreuz auf der linken Hand der Margareta nicht aufnahm? Dieser Annahme muß man sich anschließen.

Die Lithographien nach Zeichnungen Bayers haben keinen streng dokumentarischen Wert, sie sind merkwürdig unterschiedlich in der Treue der Wiedergabe der Originale. Insbesondere in der Gesamthaltung der Gestalten und der Wendung des Kopfes sind sie sehr frei, aber im übrigen, in den Einzelheiten, der Gewandgebung, der Handhaltung sind sie im wesentlichen zuverlässig, und man kann ihnen wertvolle Feststellungen entnehmen. Bei dieser Figur sind die Wendung des Kopfes und die Körperhaltung in der Zeichnung dem Original entgegengesetzt, sie wendet den Kopf nach der rechten Seite und nach oben, statt nach links und unten, wo sie mit einer Biegung des Leibes nach vorn ihrem Attribut zugewandt ist. Man könnte danach fragen, ob der heute vorhandene Kopf nicht eine nachträgliche Änderung ist und der ursprüngliche Kopf, den die Zeichnung aufweist, irgendwie zerstört wurde. Aber das kann man nicht annehmen, denn bei den andern Figuren zeigt sich die gleiche Willkür der Zeichnung in der Kopfhaltung der Gestalten, so bei der Maria Magdalena, bei der zweiten der klugen Jungfrauen und besonders auffallend und den ganzen Sinn der Figur zerstörend bei der letzten der klugen Jungfrauen vor Christus, indem sie, statt das Gesicht Christus zuzuwenden, den Kopf von ihm abkehrt. Ebenso findet sich diese Abweichung vom Original bei der zweiten und bei der vorletzten törichten Jungfrau, wie auch bei der Musik.

In der Haltung des rechten Armes bei unserer Figur schließt sich die Zeichnung gut an ihr Vorbild an, die Hand des niederhängenden Armes faßt den Mantel nach vorn in einer ähnlichen Geste wie bei der Elisabeth oder Sara genannten Figur auf der Nordseite. Auch die Anordnung des hochgegürteten, lang herabfallenden Kleides ist nach dem Vorbild angelegt.

Wie steht es nun mit der das Attribut haltenden linken Hand und der anliegenden Gewandpartien, was für unsere Betrachtung hier das wichtigste ist? Um den ganzen Unterschied zwischen dem heutigen Zustand der Figur und der Zeichnung herauszustellen, geht man am besten von der gegenwärtigen Gestaltung des Bildwerkes aus. Die linke Hand tritt mit einem Stück Unterarm aus dem über dem Arm liegenden Mantelende, das lang herabhängt, heraus. Hand und Attribut sind moderne Ergänzungen. Auf der Zeichnung sieht diese Partie völlig anders aus. Die Figur war

zur Zeit der Zeichnung beschädigt. Wie man ohne weiteres annehmen kann, hatte sie ursprünglich ein Attribut, wie sich aus der Haltung der ganzen Figur ergibt. Die Zeichnung zeigt kein Attribut, die Figur hatte es damals schon verloren. Andere Beschädigungen sind auf der kleinen Umrisszeichnung nicht sichtbar. Möglicherweise waren die Ausbrüche an dem Rande des unter der linken Hand überhängenden Mantelteiles, die heute an der Figur sichtbar sind, damals schon vorhanden, eine Sicherheit darüber besteht aber nicht. Auf der Zeichnung ist die linke Hand nicht sichtbar. Der Mantelteil ist auch nicht so über den Arm geworfen, daß dieser und die Hand in der so gebildeten Höhlung hervorträten, sondern die Hand liegt unter dem Mantel, den sie, selbst unsichtbar, in einer fast waagerechten Linie in die Höhe hält.

Was ist dazu zu sagen? Haben wir in der Zeichnung ein wirkliches Bild des damaligen Zustandes oder gibt es uns wenigstens gewisse Anhaltspunkte? Hätte der Zeichner eine ganz oder teilweise abgebrochene Hand vor sich gehabt, dann hätte er sie wahrscheinlich als abgebrochen mit dem Armstumpf angegeben, wie er das mit den anderen Figuren der Vorhalle getan hat³⁰. Er gibt aber die Hand unsichtbar unter dem Manteltuch, wie dies auch bei anderen Figuren der Vorhalle vorkommt³¹.

Um die Zuverlässigkeit der Zeichnung zu prüfen, empfiehlt es sich, einen genauen Vergleich der Zeichnung aller Vorhallefiguren mit dem Original vorzunehmen. Das Ergebnis ist, daß die Zeichnung in der Handhaltung der Figuren und der Angabe der Attribute getreu ist, wie sie ja auch die sichtbaren Defekte, wie eben erwähnt, genau anführt. Das gibt ein günstiges Vorurteil für die Angaben der Zeichnung auch bei dieser in Betracht kommenden Figur, es ist sehr wahrscheinlich, daß sie richtig sind. Aber die Figur war bei der Anfertigung der Zeichnung nicht mehr vollständig erhalten, das Attribut fehlte, das gewiß vorher dagewesen war, die ganze Haltung der linken Hand mit dem Mantel deutet unbedingt darauf hin. Was dieses Attribut darstellte, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Die Haltung der Hand, die waagerechte Lagerung des Mantels darüber sprechen dafür, daß es flach auf der Hand auflag, ein flaches, aufliegendes Instrument, am ehesten ein Zählbrett. Für eine Schlange spricht in der Zeichnung aber gar nichts. Keinerlei Rudimente oder nur eine Möglichkeit für die Anbringung der Schlange sind vorhanden. Die spätere Anbringung der Hand mit der sogenannten Palette hat den alten Zustand verändert, sie läßt die Hand mit dem Arm aus dem Mantel heraustreten, nach der Zeichnung müßte die Restauration dazu den Mantelumschlag etwas zurückgeschnitten haben.

Nun hat man neuerdings, als man die Figur als Dialektik ansah³², am Abguß eine Restauration mit dem Attribut der Schlange versucht, wie er an der Fassade des Münsterbauvereins angebracht ist. Es ist die gleiche spätere Handhaltung wie bei der Figur in der Vorhalle, statt der sogenannten „Palette“ trägt sie eine kleine

³⁰ So bei der Maria Magdalena die linke Hand, bei der fünften törichten Jungfrau die rechte Hand, bei der Ecclesia linke Hand mit Kelch, beim dritten König linke Hand, beim Verkündigungengel die rechte Hand, bei der zugehörigen Maria die linke Hand, bei der Synagoge rechte Hand mit dem zerbrochenen Stab.

³¹ So zum Beispiel bei der ersten klugen Jungfrau, bei Johannes dem Täufer und bei Margareta, die mit der linken, unter dem Mantel gehaltenen Hand das neu aufgesetzte Kreuz hält.

³² Kempf (II), S. 40 — Ebenso O. Schmitt, S. XII, Fig. 35, Tafel 118. — Janzen, Das Münster zu Freiburg, S. 28. — Sauer, Alt-Freiburg, S. XVI. Sauer fügt hinzu, daß die Figur durch falsche Ergänzung als Medizin charakterisiert sei, was aber doch nicht der Fall ist.

Schlange, die vorn am Mantelsaum herunterhängt, wo sich einige unbedeutende Defekte im Stein befinden, die man für ein Zeichen hält, daß früher die Schlange dort herabhing. In der Zeichnung findet diese Ansicht keine Stütze. Diese Ausbrüche können sogar bei der Restauration der Hand mit der Palette entstanden sein oder noch später. Auch auf der Lithographie von 1862 in den Christlichen Kunstblättern, die die Figur mit der Palette zeigt, finden sich die Ausbrüche am Mantelrande nicht.

So gibt die Zeichnung für das ursprüngliche Aussehen der Figur keine sichere Entscheidung. Wir wissen nicht bestimmt, wie das ursprüngliche Attribut aussah, aber wir können annehmen, daß eines vorhanden war und daß es keine Schlange gewesen sein kann. Was es wohl war, ergibt sich dann aus der Verbindung dieser Figur mit der Interpretation der anderen Figuren.

Noch einige Bemerkungen zu dem Attribut, das heute die Figur in der Vorhalle in der Hand hält. Es wird allgemein bis auf Keller und Mâle als eine Palette angesehen³³. Diese Meinung ist aber nicht stichhaltig. Das Gebilde hat nicht die Form einer Palette weder früherer noch späterer Zeit³⁴. Es ist eine Scheibe, der merkwürdige Stäbe auf der Unterseite aufgelegt sind. Was sollen auf einer Palette diese Stäbe auf der Unterseite?

Ebensowenig wie die Form des Attributes paßt zu einer Palette die Haltung der Figur. Diese sieht das Instrument mit forschendem Blicke an, alles spricht gegen eine Palette. Der Mann, der nach 1826 die Anbringung dieses Instrumentes veranlaßte, wußte, welche Künste in der Siebenzahl vereinigt waren, und ihm fehlte in dem Zyklus der Künste die Astronomie, da die siebte Figur für ihn durch die Medizin besetzt war. Und diese Kunst, die Astronomie, und nicht die Malerei wollte er durch sein Attribut kennzeichnen. Vielleicht war damals auch noch eine Erinnerung daran vorhanden, daß die Figur vor ihrer Beschädigung ein flächenartiges Instrument als Attribut getragen hatte³⁵. Die auf der Unterseite des Instrumentes aufgelegten Stäbe sollen entweder Grade darstellen, oder sie sind verstellbar zu denken in Verbindung mit der anderen Seite der Scheibe und geben die Möglichkeit, einen Himmelskörper in eine bestimmte Beobachtungsstelle zu bringen, wie sie auf der inneren Seite angezeigt sein wird. Das Ganze, primitiv vereinfacht, wird ein Astrolabium vorstellen, das gewöhnlich aus einem in Grade geteilten Kreise bestand, in dessen Mitte ein

³³ Mâle (13 siècle, S. 84) führt unter den Figuren der Astronomie, die ein Astrolabium gegen den Himmel halten (un disque sillonné généralement d'un trait brisé), außer Laon und Rouen auch Freiburg an. Er meint offenbar das falsch ergänzte Attribut der sechsten Figur, das gewöhnlich aber irrtümlich als Palette angesehen wird. Er hält es für alt oder richtig ergänzt und damit die Figur für Astronomie. Danach wird er die siebte Figur als Medizin aufgefaßt haben. — Keller hält die Figur auch für eine Astronomie und das Attribut nicht für eine Palette. Dgl. Anmerkung 36.

³⁴ Die Paletten in romanischer und gotischer Zeit waren einfache runde oder viereckige Bretchen ohne Handloch. Dgl. die Abbildungen von Malern mit ihren Paletten in den Glasgemälden des Freiburger Münsters und aus der Kathedrale von Le Mans bei Geiges, Der alte Fensterschmuck des Freiburger Münsters, Schau-ins-Land 29, 1902, S. 67. Auf Hans Sebald Behams Holzschnitt „Der Planet Mercurius“ hat der Maler als Palette ein viereckiges Brett mit handloch, die vier Ecken des Brettes sind leicht abgeschragt. Schau-ins-Land 25, 1898, S. 39.

³⁵ Dieses Instrument halten für eine Palette und damit die Figur für Malerei: Schäfer, Das alte Freiburg, S. 35, und Moriz-Eichborn, S. 15; er fügt hinzu, welche Wissenschaft ursprünglich dargestellt sei, ließe sich nicht entscheiden. — Baumgarten, Münsterführer S. 19, sagt, die jetzt durch die Palette zur Malerei gestempelte Figur habe ursprünglich die Astronomie dargestellt.

bewegliches Lineal lief, das man auf einen Stern einstellte und dann die Grade auf dem Kreis ablas und so die Sternhöhe bestimmte.

Hat Keller die Figur in ihrem heutigen Zustand richtig als Astronomie erkannt, so ist das, was er im übrigen über die Figur und das Instrument sagt, wie oft bei ihm, von einer hemmungslosen Phantastik, worauf nicht weiter eingegangen zu werden braucht³⁶.

So ist die Figur nicht einmal in der Ergänzung als Malerei gedacht, geschweige urprünglich. Da sich nach der Zeichnung keinerlei Anhaltspunkte dafür ergeben, daß die Schlange der Dialektik ihr Attribut gewesen sei, im Gegenteil alles in der ganzen Anlage dagegen spricht, weiter auch die Stellung der Figur im Zyklus an vorletzter Stelle, was als Dialektik eine völlig? Umstellung der Figuren bedingt hätte, so ist nichts in der Figur vorhanden, was die Überlegungen bei der zweiten Figur, die diese als Dialektik feststellten, erschüttern könnte. Die sechste Figur scheidet für diese Benennung aus.

Es bleiben nun noch Arithmetik und Astronomie als vorgeschlagene Benennungen für sie, zwischen denen die Meinung schwankt. Baumgarten, der die siebte Figur für die Medizin hält, schlägt darum für die sechste Figur entweder Arithmetik oder Astronomie vor. Das einzige, was ihm immer noch erschwert, in dieser Figur die Astronomie zu erkennen, ist der abwärts statt aufwärts gerichtete Blick, der sehr schlecht zu einer Astronomie passen will. Für die Arithmetik, die sich beim Zählen die Finger vor das Gesicht hält, ist dieser Blick mehr am Platze. Er schließt dann damit, daß er sagt (1902, S. 30), wir sind heute noch nicht so weit, daß wir bestimmt sagen können, die sechste Figur muß als Astronomie zum Attribut einen Globus erhalten, oder sie muß die Finger als Arithmetik zum Zählen strecken. Kreuzer³⁷ hält die zweite der Künste von Margarete an — also die sechste Figur — für die Astronomie und die Palette, die sie infolge einer späteren Restauration trägt, für einen mißverstandenen Sextanten.

Nun besteht dieses Problem zwischen diesen beiden Künsten. Arithmetik und Astronomie, gar nicht. Wir werden bei Besprechung der siebten Figur sehen, daß Baumgartens Meinung nicht haltbar ist und diese Figur nicht als Medizin in Anspruch genommen werden kann, sondern als Astronomie zu deuten ist. So fällt diese Bezeichnung als Möglichkeit zur Erklärung der sechsten Figur fort, eine Erklärung, die ja auch bei Baumgarten selbst auf ernste Schwierigkeiten stößt. Es bleibt demnach nur die *A r i t h m e t i k*, welche Meinung denn auch von jenen Autoren, die die sechste Figur nicht für die Dialektik halten, vertreten wird³⁸. Es ist die einzige der sieben Künste, die hier im Zyklus noch fehlt.

Wie ist sie nun vorzustellen in Geste und Attribut? Die drei gewöhnlichen Bestimmungen für Arithmetik sind Fingerrechnen, Zählsehnur und Rechenbrett oder Abakus, auch mensa Pythagorae genannt, sei es, daß sie einzeln auftreten oder

³⁶ Keller, Der Bilderkreis im Freiburger Münster, Die sieben freien Künste in der Vorhalle. Breisgauer Chronik 1919, S. 13 ff.

³⁷ Der leitende Grundgedanke des Bilderschmuckes am Münsterportal. Freiburger Münsterblätter, Bd. 8, 1912, S. 59.

³⁸ Auch Künstle, Ikonographie, 1. Bd., S. 150, der Baumgartens Meinung von der siebten Figur als Darstellung der Medizin teilt, hält die sechste Figur für Arithmetik und nicht für Astronomie. — Nach Moriz-Eichborn (S. 16), der ebenfalls die siebente Figur für die Medizin hält, fehlen in dem Zyklus die Arithmetik und die Astronomie, sie sind durch Malerei und Medizin ersetzt worden.

mehrere zusammen an einer Figur, wie z. B. bei der Arithmetik in der Spanischen Kapelle in Florenz, wo sie mit der rechten Hand mit den Fingern rechnet und mit der linken Hand ein Rechenbrett hält. Alle drei Formen wurden für unsere Figur vorgeschlagen. Das Fingerrechnen wurde, wie eben gesagt, von Baumgarten angegeben, früher³⁹ hielt er unter den verschiedenen Möglichkeiten den Abakus für die beste Ergänzung. Sauer nahm zunächst, ehe er sich der Meinung anschloß, die Figur stelle die Dialektik dar, an, daß die Figur als Arithmetik wahrscheinlich wie die in Laon eine Zählsehnur hielt⁴⁰. Künstle dachte an die Rechentafel als Ergänzung⁴¹.

Was scheint denn nun das Wahrscheinlichste zu sein? Die Zählsehnur kommt kaum in Betracht, weil sie doch beide Hände für den Gebrauch verlangt. Bei der Figur aber ist die rechte Hand mit dem Mantel beschäftigt. Das Fingerrechnen dagegen kann mit der einen Hand betrieben werden. An sich wäre das bei unserer Figur also wohl möglich, aber die Zeichnung steht dagegen, die Hand ist vom Mantel bedeckt. Hingegen spricht alles für ein Rechenbrett: die waagerechte Lagerung des Mantels an der linken Hand in der Zeichnung, die zum Tragen eines Gegenstandes geeignet ist, der zur Stütze des Abakus vorgeneigte Leib der Figur und ihr forschender Blick nach dieser Partie hin.

So weit kann man gehen, wenn man von den überlieferten Typen ausgeht und danach das Wahrscheinlichste feststellt. Ob aber die Figur nicht ein Instrument von besonderer Form hielt, entsprechend den originalen Lösungen bei den verschiedenen anderen Künsten des Zyklus, darüber läßt sich nichts sagen.

V.

Die Entscheidung über den Sinn der siebten Figur gibt die Bestimmung über das Gefäß in ihrer Hand. Es ist hier nicht wie bei der dritten Figur mit den Goldmünzen, wo darüber kein Zweifel ist, daß ein Haufen Goldmünzen in den Händen der Frau sich befindet. Wo es sich vielmehr fragt, was die Frau mit den Münzen macht, was ihnen für eine Bedeutung zukommt. Hier dagegen ist die Entscheidung gefallen, wenn man erkannt hat, was für ein Gefäß die Frau in der Hand hält. Ist diese Bestimmung gegeben, dann ist eindeutig festgelegt, welche Personifikation diese Figur darstellen soll.

Der Streit geht darum, ob das Gefäß ein Urodochium, das heißt Harnglas, ist oder nicht. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß der Gedanke an ein Harnglas am nächsten liegt, seine Form ist allgemein bekannt, auf vielen mittelalterlichen Darstellungen kommt es vor, und es findet sich auch an verschiedenen Kathedralen, wo es unzweifelhaft für die Darstellung der Medizin verwandt wird, so in Sens und Laon, und es wird dort auch in ganz ähnlicher Art gehalten wie in Freiburg. So wird von vielen Autoren die Meinung vertreten, daß es sich auch hier um ein Harnglas und demnach um eine Darstellung der Medizin handle. Dem Einwand, daß hier ja nur sieben Figuren vorhanden sind, wenn die Medizin also zu den üblichen anderen hinzukomme, müßten es acht sein, begegnet man damit, daß man sagt, es käme auch sonst vor, daß eine der sieben Künste ausgelassen und die ausgelassene durch eine andere Kunst mitvertreten werde.

³⁹ 1898, S. 38.

⁴⁰ Symbolik des Kirchengebäudes, S. 436.

⁴¹ Ikonographie, S. 150.

Zu dieser Auskunft braucht es hier aber nicht zu kommen. Eine eingehende Betrachtung des Gefäßes läßt keinen Zweifel, daß es sich um kein Urodochium handelt, sondern um eine Wasseruhr.

Baumgarten ist der hauptsächlichste Vertreter der Meinung, daß hier ein Harnglas vorliege, und daß daher die Figur die Medizin darstellen solle⁴². Das Harnglas ist das sichere Erkennungszeichen der Ärzte. Es wird auch als Aushänge- und Hauschild gebraucht. Da nun diese Figur an siebter Stelle im Zyklus der Künste steht, so hat sie allem Anschein nach die sonst nie fehlende Astronomie verdrängt oder besser gesagt ersetzt. Dazu ist zu bemerken, daß die Medizin tatsächlich sich an einigen Kathedralen unter den freien Künsten findet, so wie eben gesagt in Sens, Caon, Auxerre und Reims⁴³, aber dabei nicht die Astronomie verdrängend, sondern den überkommenen Rahmen der Siebenzahl sprengend, als achte Kunst. Baumgarten geht auf die vielen Beziehungen ein, die im Altertum und Mittelalter zwischen Astronomie und Medizin bestanden, die ja sehr vielseitig und eng waren. Er zitiert das Wort: die Astronomie ist die Mutter der Medizin. Die Astrologie wurde geradezu in das Gebiet der Medizin hineingezogen, der Stand der Gestirne, die Jahreszeiten, der Einfluß von Sonne und Mond waren für die Beurteilung von Krankheiten und für ihre Behandlung von großer Wichtigkeit. Insbesondere die Kunst des Aderlassens war abhängig von den Geschehnissen am Himmel, von Konjunktion und Opposition der Gestirne, Stellung der Planeten im Zodiakus. Es kann darum nicht wundernehmen, daß häufig die Professoren der Medizin auch den Lehrstuhl der Astronomie innehatten. Nach alledem kommt Baumgarten zu dem Schluß, daß hier in gleichartiger Vertretung die Medizin an die Stelle der Astronomie getreten sei. Die Stellung der Frau stimme mit der medizinischen Betrachtung am Harnglas gut überein, sie lehne sich leicht zurück, um den richtigen Augenpunkt zu gewinnen, was zur Handhabung des Gefäßes vortrefflich passe. Das Harnglas selbst hat die allgemein gebräuchliche Form, seltsam ist nur sein ausgezackter Rand und das Tuch (?), das oben hineingesteckt erscheint, das aber schwerlich etwas anderes ist als eine verbindende Stütze zur Verhinderung des Abbrechens.

An diesem Punkte ist gegen die Meinung, daß es sich um ein Harnglas handle, vorzugehen. Das Gefäß hat keinen ausgezackten Rand, sondern die Erhebungen sind kleine Wellen vom überlaufenden Inhalt des Gefäßes, das sieht man deutlich an der Seite, wo dieser Überlauf an dem Gefäß hinunterfließt. Von einem Tuch kann keine Rede sein, was Baumgarten darunter versteht, ist die niedersfließende Flüssigkeit. Wenn Baumgarten von einer Stütze spricht, so verwechselt er die an dem Gefäß herabfließende Flüssigkeit mit der wirklichen Stütze, die das Gefäß mit der Figur verbindet. Keller⁴⁴, der ebenfalls die Uringlasmeinung vertritt, hält den Überlauf für einen Streifen Leinwand, der auf das Verbinden von Wunden hinweise. Was eine Leinwand

⁴² Baumgarten, Schau-ins-Land 25, 1898, S. 38 ff. Schau-ins-Land 29, 1902, S. 36 ff.; Das Freiburger Münster, S. 19. — So hat schon Marmon (1878, S. 31) diese Figur als Medizin aufgeführt, sie halte eine Medizinflasche in der Hand. Nach seiner Auffassung ist die mit der sogenannten Palette ergänzte Figur die Astronomie. — Moriz-Eichborn ist der gleichen Ansicht wie Baumgarten (S. 15); auch Kempf (I), S. 78, schließt sich diesem an. Ebenso Diollet-le-Duc (Dictionnaire raisonné de l'architecture, 1874, Arts, Bd. 2, 10) hält die Figur gleichfalls für die Medizin.

⁴³ Mâle, 13. Jahrhundert, S. 92.

⁴⁴ 1919, S. 15.

zum Verbinden auf einem Uringlas soll, ist nicht einzusehen, es wäre jedenfalls eine sehr merkwürdige Verbindung.

Es ist ganz sicher, daß es sich in der Darstellung um einen Überlauf des Inhalts des Gefäßes handelt. Ein Uringlas kann aber nicht überlaufend dargestellt werden, denn es wird nie bis zum Rande gefüllt. Man muß ja immer bei solchen Darstellungen mit einer gewissen Vereinfachung der Wiedergabe von Attributen rechnen, aber der Überlauf und die an der Seite herabfließende Flüssigkeit sind durchaus deutlich genug charakterisiert, darüber kann kein Zweifel sein. Es kommt dazu, daß die Figur das Gefäß gar nicht anschaut, sie müßte es doch tun, wenn es sich wirklich um ein Uringlas handelt; denn der Zweck des Uringlases besteht in der medizinischen Prüfung des Inhaltes. Das tut die Frau aber nicht, sondern sie hält das Gefäß neben sich und blickt an ihm vorbei in die Höhe, sie hat also eine Haltung, die der medizinischen Beobachtung stracks zuwiderläuft. Keller hat anders als Baumgarten richtig gesehen, daß die Frau den Inhalt der Flasche nicht prüft, daß ihr Blick diese nicht trifft. Er sagt aber trotzdem, die Medizin ist aus der Vorstellung genommen, daß sie die Aufgabe hat, zu prüfen und zu untersuchen. Wie kann sie das aber, wenn sie ins Weite schaut und nicht auf das Glas und seinen Inhalt?

Lange vor Baumgarten hatte Bock⁴⁵ diese Figur behandelt und in ihr die *Astronomie* erkannt. Er sagt, die Figur erfaßt das Gefäß in ihrer Hand am Halse, aus diesem fällt eine am Rande des Gefäßes zunächst sich bäumende Masse nach hinten abwärts. Es ist eines der Attribute, die der *Astronomie* beigegeben wurden, durch das herausströmende, etwas ungeschickt dargestellte Wasser ist es noch näher charakterisiert. Es ist nichts anderes als die Wasseruhr, jenes Instrument, dessen man sich im Altertum bei astronomischen Studien bediente, um ein bestimmtes Zeitmaß für die Sternbewegung zu gewinnen, wie es bei *Martian* selbst weitläufiger beschrieben wird.

Diese Erklärung ist durchaus richtig. Man erkennt gut, daß der Kranz am Rande des Gefäßes eine ausströmende Flüssigkeit darstellen soll, die als eine stilisierte Wellenlinie gegeben ist. Sie ist in der Art gemacht wie das Wolkenband bei einem *Auffahrtschristus* auf frühen Bildern, rüschenartig gekräuselt sind die einzelnen Wellen nebeneinandergelegt. Ebenso ist der an der Seite niederfließende Flüssigkeitsstreifen deutlich als solcher zu erkennen. Leider hat Bock seine durchaus treffende Erklärung der siebten Figur durch eine weitere Bemerkung stark beeinträchtigt. Diese Stelle ist charakteristisch dafür, wohin es führt, wenn die Grundlage einer genauen und ruhigen Beobachtung und Überlegung verlassen und durch eine rein phantasiemäßige Interpretation in die zu erklärenden Gebilde das Fernstliegende hinein-geheimnist wird. Bock sagt darüber folgendes: Das Buch, welches *Martianus* als weiteres Attribut der *Astronomie* beifügt, befindet sich bei keiner anderen christlichen Abbildung derselben. In *Freiburg* erscheint es an dem sechsten Sockel, den der üblichen Reihenfolge gemäß die *Astronomie* hätte einnehmen sollen, und zwar in den Händen einer lang hingestreckten Männergestalt, welche mit der linken Hand darauf hinzeigt, während die rechte auf die Brust gelegt ist. Hals und Kopf der männlichen Gestalt sind neu, während das Buch ursprünglich vorhanden war. Bock meint nun, während im allgemeinen die Sockelfiguren fabelhafte Tiergebilde seien, deren Beziehung zu den darüber befindlichen Figuren schwer feststellbar sei, finde bei anderen aber ein genauer Konnex zwischen beiden statt, wie zum Beispiel bei dem *Widder* und dem

⁴⁵ Christliche Kunstblätter 1869, S. 180.

Hohenpriester Aaron, wo das Tier den in die Wüste getriebenen Sündenbock darstelle, wenn nicht eine Verstellung der Figur stattgefunden habe, und Abraham, Isaak opfernd, an der Stelle Aarons stehen müßte, wo dann der stellvertretende Widder passen würde. So haben wir hier bei der Sockelfigur der Astronomie die Darstellung eines Astrologen; der Künstler hat diesen Astrologen in so herabwürdigender Art dargestellt, um die verabscheute Kunst der Sterndeutung, die zu dem trügerischen Aberglauben der Nativitätsstellungen benutzt wurde, von der achtbaren wissenschaftlichen Sternkunde zu unterscheiden. Die Beschreibung des Buches der Astronomie bei Martianus führt offenbar auf ein solches zurück, in dem für astrologische Zwecke der Lauf der Planeten, deren Gestalten aus verschiedenen Metallen gebildet waren, sich verzeichnet fand. Bock führt dann eine solche weitläufig beschriebene Tafel aus dem Alexanderroman des Pseudo-Kallisthenes an. Weiter gibt er an, daß Ingulf, Abt des Klosters Troyland, erzählt, daß beim Brande seines Klosters 1091 ein solches kostbares, vollkommen entsprechend beschriebenes Instrument, das er Nadir nennt, zerstört wurde. Es war dem Abt Torketul vom König von Frankreich geschenkt worden. Bock möchte an das verhängnisvolle Buch erinnern, das im Besitz des babylonischen Zauberers Zabulon, des ersten Sternkundigen, des Sohnes eines Heiden und einer Jüdin, war, und das Vergil gewann, aus dem er sich alle die geheimen Künste zu eigen machte, die ihm das Mittelalter beimaß.

Diese von Bock aufgestellten Beziehungen sind ganz willkürlich. Was es mit dem angeblichen Konney auf sich hat, der nach ihm zwischen der Sockelfigur, als dem Symbol des Sündenbocks, den die Juden nach Vernichtung der Rotte Korah in die Wüste schickten, und dem darüber befindlichen Aaron bestehen soll, kann man daraus sehen, daß diese Sockelfigur gar kein Widder = Schafbock ist, sondern ein Ziegenbock mit Bart. Widder als Sockelbilder befinden sich unter der Figur der Margareta und einer der klugen Jungfrauen. Aber der Sündenbock der Juden (Asasel) war gar kein Widder, sondern ein Ziegenbock (*caper emissarius*), insofern würde die Ziege unter Aaron besser stimmen; aber Ziegenböcke gibt es unter den Vorhallefiguren vier Stück, und zwar unter den klugen Jungfrauen zwei, unter den törichten eine, dazu kommt dann noch ein viertes Stück unter der Aaronfigur. Von einer Beziehung dieser vier Bilder zu der Figur darüber kann keine Rede sein, diese Sockelbilder sind ausschließlich schmückende Tiergebilde phantastischer Art.

Was den Mann mit dem Buche anlangt, so ist an dem Sockel der sechsten Figur eine solche Gestalt angebracht, aber die von Bock angenommene Erklärung dafür ist in keiner Weise haltbar. Er geht davon aus, daß die Figuren verstellt seien, und daß an dieser sechsten Stelle ursprünglich die Astronomie gestanden habe, und daß der jetzige Platz der Astronomie ursprünglich von der Musik eingenommen gewesen sei, die ja nach Martian als die letzte der Künste aufgeführt wird. Nun ist von einer solchen Aufstellung der Figuren nichts bekannt. Eine solche Umstellung verlangte die Versetzung nicht nur von zwei, sondern von drei Figuren, die siebente käme an die sechste Stelle, die sechste an die fünfte und die fünfte an die siebente. Gegen eine Versetzung der Figuren spricht vor allem auch ein künstlerischer Grund, der Rhythmus der Figuren, der unbedingt die Arithmetik an der sechsten Stelle verlangt. Des weiteren ist es keineswegs allgemeine Auffassung, daß die Musik die letzte Stelle in dem Zyklus einnehmen müßte, bei der Behandlung der Musik werden verschiedene andere Anordnungen aufgeführt sowohl bei der literarischen Erwähnung der Künste wie bei den Darstellungen. Über beide Punkte wird gleich noch weiter zu sprechen sein.

Von der Figur des Mannes selbst sagt Bock, daß Kopf und Hals erneuert seien. Es ist ganz unsicher, wie die Figur ursprünglich gestaltet war. Vielleicht war sie zuerst eines der Zwittergebilde von halb menschlicher, halb tierischer Art, eine dämonische Figur von menschlich geformtem Körper mit dem Kopf eines Ungeheuers, wie sie häufig und auch hier im Vorhallenzklus vorkommen, so daß diese Figur unter den andern, wasserspeierartig aus den Arkadenbögen herausspringenden phantastischen Tiergestalten gut am Platze wäre. Der heutige Kopf des Mannes ist ganz in der irreführenden, willkürlichen Art der Restauration wie bei der benachbarten Horizontalfigur unter der Katharinenstatue ausgeführt. Bock sagt selbst, daß ihm unter den christlichen Darstellungen keine eines solchen Astrologen bei der Astronomie bekannt sei. Nimmt man alles zusammen, so muß man die Meinung Bocks, in dieser Figur sei eine herabwürdigende Darstellung der Astrologie gegeben, absolut ablehnen, wie ja auch schon Baumgarten⁴⁶ gesagt hat, daß diese Erklärung Bocks wohl wenig Glauben finden werde.

Trotzdem Bock die siebte Figur richtig beurteilt hat, blieb seine Erklärung ganz vereinzelt stehen und wurde auch nicht anerkannt. Baumgarten⁴⁷ spricht rund 30 Jahre nach Bock davon, daß dieser mit Gewalt in dem Harnglas eine Wasseruhr erkennen wolle und die nach rückwärts ziehende Steinstütze als ausströmendes Wasser deute! Hier verwechselt Baumgarten in seiner Kritik die Steinstütze mit dem an der Außenwand des Glases angegebenen Flüssigkeitsstreifen.

Es gibt mehrere Arten von Wasseruhren. Bei der hier verwandten Art wird in das Gefäß durch ein regulierbares Tropfwerk schneller oder langsamer Wasser eingetropft. Ist das Gefäß gefüllt, so ist eine bestimmte Zeit abgelaufen. Eine andere Art von Wasseruhr, die Klepsydra, ist vom griechischen Gerichtsverfahren her bekannt, wo die Redezeit nach der Entleerung einer solchen Uhr bestimmt wurde. Hier, bei der Wasseruhr der ersten Art, ist der Zustand des Überlaufens angegeben, es ist eine bestimmte Zeit der Beobachtung verflossen. Die Bildung der Uhr ist an der Figur natürlich vereinfacht, Tropfer und Zeiger sind fortgelassen, ihre Anbringung wäre zu kompliziert gewesen, es genügte, den Endpunkt anzugeben, um ihre Bestimmung zu erkennen.

Nun fragt es sich, wo kommt diese Wasseruhr sonst noch bei der Darstellung der Astronomie vor. Die Astronomie im Hortus der Herrad hält ein merkwürdiges Gefäß in der Hand, das nicht ganz sicher gedeutet ist. Bock zieht in Erwägung, ob es nicht eine Wasseruhr sei⁴⁸. Baumgarten schließt sich der Vermutung an. Viollet-le-Duc⁴⁹ vermutet, daß es sich bei diesem Gefäß um eine mit Wasser gefüllte Vorrichtung zur optischen Beobachtung der Sterne durch Reflexion handle. Eine Wasseruhr ist das Gefäß bestimmt nicht, es hat nicht die mindeste Ähnlichkeit damit. Selbst wenn man annimmt, daß das Gefäß vereinfacht oder ganz schematisch wiedergegeben sei, könnte man keine Wasseruhr in ihm erblicken, es fehlt jede Beziehung. Die Annahme einer stark schematischen Vereinfachung widerspräche auch der genauen, sauberen, sehr anschaulichen Zeichnung aller anderen Attribute der sieben Künste im Hortus, die sofort erkennbar sind. Dieses Gefäß ist ein zylindrischer Behälter, gleich einer Schachtel

⁴⁶ Schau-ins-Land 1898, S. 49, Anm. 115.

⁴⁷ S. 48, Anm. 89.

⁴⁸ S. 178.

⁴⁹ Dictionnaire de l'architecture, S. 2.

oder Büchse⁵⁰. Deshalb ist Straub in seinem Kommentar zum Hortus Deliciarum⁵¹ der Meinung, man habe darin eine geschlossene Schachtel oder einen Scheffel zu erblicken. Eine geschlossene Schachtel kann man sich mit der Tätigkeit der Astronomie nicht gut verbunden denken, viel ansprechender ist die Vermutung, daß es sich um einen Scheffel handle. Messen ist eine Hauptbeschäftigung der Astronomie, die Figur der Astronomie hat deshalb auch zuweilen einen Meßstab (*mensura cubitalis*) in der Hand. Nun ist der Scheffel ein Hauptmaß, außerdem erinnert das Scheffelmaß an die Feldbewirtschaftung, die ja durch die Jahreszeiten und damit auch durch den Kalender bestimmt wird, dessen Feststellung eine Tätigkeit der Astronomie ist. Der Scheffel ist aber nicht nur ein Hohlmaß, bei den Agrimensoren ist er im übertragenen Sinne ein Flächenmaß für die Feldmeßkunst, danach wäre das Gefäß im Hortus ein Modius, wie ihn Serapis-Osiris auf dem Haupte trägt. Diese Erklärung des Gefäßes hat Sinn und innere Beziehung zur Astronomie.

Nun gibt es noch mehrere Astronomiefiguren, denen ein ähnliches Gefäß beigegeben ist wie bei der Herrad, so in Chartres am Portail royal und in einem Glasgemälde in Laon. Das Attribut ist in Chartres in einem so zerstörten Zustand, daß man über Form und Gebrauch heute nichts Bestimmtes mehr sagen kann⁵². Viollet-le-Duc hält dieses Gefäß zur optischen Beobachtung bestimmt. Bulteau glaubt, daß die Zeit des Ausäens damit festgestellt wurde⁵³. Da Viollet-le-Duc die Figur in Chartres vor vielen Jahrzehnten gesehen hat, so konnte er wohl noch Genaueres über die Form des Gefäßes feststellen. Weil es sich um ein gleichartiges Gefäß handelt wie im Hortus Deliciarum, so kann man auch hier an den Modius denken, die Vermutung von Bulteau liegt ja schon in dieser Richtung; keineswegs handelt es sich nach diesen beiden um eine Wasseruhr.

Als einzig sichere Darstellung der Astronomie mit Wasseruhr, soweit bis jetzt bekannt, bleibt die Freiburger Figur. Das Gefäß dient nicht zur optischen Beobachtung⁵⁴, etwa zur Lichtbrechung, Reflexfeststellung — dagegen spricht deutlich der Wasserüberlauf —, sondern zur Zeitmessung. Die Figur mißt den Durchgang eines Sternes nach der Zeit, die ihr die Wasseruhr angibt. Deshalb blickt sie in die Höhe, als ihr Glas gefüllt ist und überläuft, um die Stellung des Sternes festzustellen.

So kommen zu den üblichen Attributen der Astronomie, wie Buch, das aus verschiedenen Metallen zusammengesetzt ist und ein Abbild der Klimate darstellt, Quadrant, *mensura cubitalis*, Astrolabium und Sphäre noch Scheffel (*modius*) und Wasseruhr (*Klepsydra*) hinzu.

Singuläre Bildungen für die Gestalten der einzelnen Künste finden sich in einigen Versen aus der Karolingerzeit, die als *tituli* für bildliche Darstellungen der Künste anzusehen sind. So in den Tetraſtichen des Codex Vaticanus

⁵⁰ Daß es sich bei der Astronomie tatsächlich um eine zylindrische Büchse mit Deckel handelt, zeigt die Abbildung bei Engelhardt, Herrad von Landsperg, 1818, S. 114, Tafel VIII. Engelhardt, der seine Zeichnungen unmittelbar nach dem Original anfertigte, hatte dabei sein besonderes Augenmerk auf Kleidung und Beigaben der im Hortus abgebildeten Personen gerichtet.

⁵¹ Pl. XI bis.

⁵² H o u v e t, La Cathedrale de Chartres, Portail royal, pl. 67.

⁵³ M à l e, 13. Jahrhundert, S. 84, Anm. 6.

⁵⁴ Wie es bei Kempf (II), S. 8, angesehen wird. Er hält die siebte Figur für Astronomie mit einem Gefäß, dessen sie sich zu optischen Experimenten bedient.

(Nr. 341) über die freien Künste. Dort hat die Astronomie viele Augen (tot gero quippe oculos, quot capit astra polus) und fünf Brüste. Die Geometrie hat drei Gesichter und hält den Maßstab, um die Räume auszumessen, die Arithmetik ist geflügelt⁵⁵. Im Gedicht Theodulfs über die Künste sind diese als Äste eines Baumes dargestellt. Die Grundlage bildet die gekrönte Grammatik, auf dem ersten rechten Ast sitzt die löwenköpfige, geflügelte Rhetorik mit dem Modell einer Stadt in der Hand. Neben ihr befindet sich die Dialektik mit verborgener Schlange. Das neben der Dialektik auffallende, kurz erwähnte Auftreten der Logik ist wohl so zu verstehen, daß sie zur Dialektik gehört⁵⁶. Die Veränderungen der menschlichen Gestalt, die Vermehrung der Glieder zeigen sich auch bei der Medizin in einem Gedicht, das einem Haus, das ärztlichen Zwecken dienen soll, gewidmet ist. Hier hat die Medizin drei Augen⁵⁷.

Diese Veränderungen der Gestalt und die Zutaten (Flügel, Löwenkopf) sind symbolisch, sie zeigen die Fähigkeiten der Künste, wie das Gedicht Theodulfs diese anführt, so deuten zum Beispiel die Flügel der Rhetorik die Leichtigkeit des Wortes und der Löwenkopf deren Kraft an. Auch werden durch die Vermehrung der Glieder die verschiedenen Funktionen veranschaulicht, die das betreffende Organ ausüben soll, wie die Dreiköpfigkeit der Philosophie die drei grundlegenden Gebiete dieser Wissenschaft andeutet.

VI.

Die Figuren sind in dem Zyklus nicht bloß nebeneinander gestellt, sondern in künstlerische Gruppen eingeteilt. Dadurch, daß die siebte Figur an der Westwand im Winkel zu den andern Figuren steht, ist es dem Künstler möglich gewesen, die übrigen sechs Figuren in zwei gleiche Gruppen einzuteilen. Die zweite Figur, die Dialektik, und die fünfte Figur, die Musik, sind Frontalfiguren, ihre Nachbarinnen zur Rechten und Linken flankieren sie, das leicht geneigte Haupt oder den Oberkörper der Mitte zugewandt. Durch diese Anordnung vermeidet der Künstler eine bei einem künstlerisch zusammenhanglosen bloßen Nebeneinander leicht eintretende Gleichförmigkeit. Der frei wogende Rhythmus der einander zugewandten Figuren belebt und erleichtert das Nebeneinander der Gestalten. Diese Anordnung bezeugt auch, daß eine Verschiebung der Figuren im Lauf der Zeit nicht stattgefunden hat und ist so eine Bestätigung für die hier gegebene Bestimmung der einzelnen Künste.

Charakteristisch für den Freiburger Zyklus ist die Stellung der Musik in der Reihe der Künste. Während sie im Altertum von Varro angefangen, dann bei Martianus Capella als letzte der sieben Künste auftritt, hat sie in den *Etymologiae* oder *Origines* des Isidor von Sevilla eine andere Stellung erhalten. Dieser hält wohl an dem Aufbau von Trivium und Quadrivium fest, innerhalb dieser Teile aber gibt er den Künsten eine andere Stellung. Wie er die Dialektik und Rhetorik umstellt und die Dialektik als dritte Kunst folgen läßt, so hat er auch den Platz der Musik geändert und sie zwischen die beiden mathematischen Wissenschaften Arithmetik und Geometrie

⁵⁵ Monumenta Germaniae. Poetae latini, Bd. I, 629, Appendix ad Theodulfum.

⁵⁶ Monumenta Germaniae. Poetae latini I, 544, c 46.

⁵⁷ Schloßer, Beiträge zur Kunstgeschichte aus den Schriftquellen des frühen Mittelalters. Sitzungsberichte der Phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften, 123. Bd., 1890, S. 132 f.

gestellt. So bestimmt er im Kapitel II des ersten Buches der *Etymologiae* die Reihe der Künste als *Grammatica, Rhetorica, Dialectica cog. Logica, Arithmetica, Musica, Geometria, Astronomia*⁵⁸. Hingegen bleibt er im dritten Buch der *Etymologiae* nicht bei dieser Ordnung. In der *Praefatio* dieses Buches sind die *quatuor disciplinae mathematicae* Gegenstand seiner Betrachtung, und er gibt als die vier Spezies der Mathematik an: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Diese Ordnung wird in den folgenden Kapiteln dieses Buches beibehalten. Der mathematische Charakter der Musik kommt in der *Praefatio* dieses dritten Buches besonders zum Ausdruck. Während im ersten Buch die Musik ziemlich farblos gekennzeichnet wird als: *musica quae in carminibus cantibusque consistit*, erhält sie hier im dritten Buch einen ausgesprochen mathematischen Charakter in der Definition: *musica et est disciplina quae de numeris loquitur qui inveniuntur in sonis*.

Die Späteren, die sich in der Ordnung der Künste dem Isidor von Sevilla anschließen, geben aber die Ordnung wieder, wie sie Isidor in dem ersten Buche der *Etymologiae* aufgestellt hat.

Die Stellung der Musik mitten zwischen den mathematischen Wissenschaften wurde im fränkischen Reich von Alkuin übernommen. Sie ist ein besonderer Ausdruck für die mathematische Seite der Musik, die als eine Art mathematische Disziplin aufgefaßt wurde. Die mathematische Grundlage war ursprünglich mit ein Grund gewesen, die Musik in die Reihe der sieben Künste aufzunehmen, und auf sie geht es zurück, daß in den Darstellungen Pythagoras neben dem biblischen Tubalkain als ihr vorzüglichster Repräsentant auftritt. Die Erkenntnis von der Abhängigkeit der Tonhöhe von der Länge der Saiten und der Harmonie von Zahlenverhältnissen führte zur Beschäftigung mit der Musiktheorie, und diese gehörte zur vollkommenen Ausbildung des Gelehrten im frühen Mittelalter⁵⁹. So findet man die neue Reihenfolge der Künste gerade in dieser Zeit, so bei Theodulf von Orléans, bei Hibernicus Exul, der eine Pfalz Karls des Großen in Distichen beschrieben hat. Aber auch später kommt diese Anordnung vor. So steht bei Hugo von St. Victor die Musik zwischen Arithmetik und Geometrie⁶⁰. Die gleiche Stellung zwischen den beiden mathematischen Wissenschaften hat die Musik bei Richard von St. Victor⁶¹. In der angeführten Abhandlung von Honorius Augustodunensis *de animae exilio et patria; alias de artibus* hat die Musik gleichfalls in der Aufzählung der Künste ihre Stellung zwischen Arithmetik und Geometrie⁶². Im „Wälſchen Gaſt“ des Thomasin von Zirclaria hat die Musik ebenso die Stelle zwischen Arithmetik und Geometrie:

„an Arismeticâ der beste was
Crisippus und Pitâgoras.
an Musicâ Grêgorjus,
Timothêus, Millesjus.
an Gêometrie was Thâles,
der tiurist und Euclides“⁶³.

⁵⁸ Isidor von Sevilla, *Opera*. Tom. III. Migne Patr. lat. Tom. 82, Sp. 23 ff.

⁵⁹ Dgl. Die kirchlichen Singschulen. *Christl. Kunstblätter* 1864, Nr. 24 ff., S. 122.

⁶⁰ *De sacramentis christianae fidei* lib. V. prologus cap. 6, Migne P. L. 176, col. 185.

⁶¹ Bei Vincent von Beauvais im 15. Hauptstück seines Hand- und Lehrbuchs für königliche Prinzen und ihre Lehrer, in der Ausgabe von Schloffer, 1819, S. 60

⁶² Migne, P. L. 172, col. 1273.

⁶³ Der wälſche Gaſt des Thomasin von Zirclaria, Ausg. von Rückert von 1852, S. 244, V. 8949 f.

Abweichend steht bei Thomasin von Zirclaria bei der ersten Aufzählung der Künste des Quadriviums (III. 8915 ff.) die Musik hinter Arithmetik und Geometrie, vor der Astronomie, für welche Stellung wohl der Reim eine Rolle spielt:

sô sint die vier dar nâch zehant
Arismetica und Gêometrie
Musica und Astronomie.

Ebenso steht an einer anderen Stelle des Speculum doctrinale ohne Autorennamen gleichfalls die Musik hinter Arithmetik und Geometrie, vor der Astronomie⁶⁴.

Bis zum Titelblatt der Margarita philosophica des Gregor Reisch von 1503, wo die Musik zwischen Arithmetik und Geometrie im Kreise der Künste um die Philosophie steht, findet sich die Musik zwischen den mathematischen Wissenschaften.

So ist es auch in Freiburg, nur steht die Geometrie links und die Arithmetik rechts von ihr, eine Stellung, die sicherlich ursprünglich ist, weil sie künstlerisch gefordert wird.

Eine andere heraushebende Art der Umstellung der Musik, die sie an der Spitze des Quadriviums zeigt, findet sich im Hortus deliciarum, ihr folgen Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Ebenso steht in einer Handschrift (1. Hälfte, 13. Jahrhundert) aus dem Prämonstratenser-Kloster Bellevue, heute in Charleville, bei der Aufzählung der Künste die Musik an erster Stelle des Quadriviums⁶⁵. Auch bei Albertus Magnus wird die Musik an der Spitze des Quadriviums aufgeführt⁶⁶. Ebenso steht die Musik an erster Stelle des Quadriviums bei Heinrich von Mügeln in dem Gedicht aus dem 14. Jahrhundert „Der Meide Kranz“⁶⁷. In der Spanischen Kapelle in Florenz sitzt die Musik inmitten der sieben Künste, rechts von ihr befindet sich das Trivium, links die übrigen Figuren des Quadriviums, das sie selber anführt, neben ihr sitzt die Astronomie.

Diesen Feststellungen gegenüber ist Bocks Ansicht, daß die Figuren des Zyklus nicht in der ursprünglichen Ordnung stünden, nicht haltbar. Er sagt⁶⁸, die Reihe der sieben Künste sei im Laufe der Zeit bei einer Restauration der Figuren umgestellt worden. Damals habe man die Ordnung des Martianus Capella und Alanus verlassen und die Musik zwischen Geometrie und Arithmetik irrtümlich eingeschoben. Man sieht aber aus der angeführten wechselnden Stellung der Musik im Quadrivium, wie man sich keineswegs an ein bestimmtes Schema in der Reihenfolge der Künste des Quadriviums hielt, so daß es schon deshalb nicht angebracht ist, sich auf die Reihenfolge bei Martianus als die für Freiburg maßgebende zu berufen.

Ein Beweis der Umstellung sei auch die Tatsache, daß die Plinthen der Figuren und ihre Sockel nicht zueinander paßten, so saßen Figuren mit achteckiger Platte auf einem hexagonalen Sockel und umgekehrt. Man sei eben bei dieser Restauration sehr nachlässig und sorglos vorgegangen. So sei auch die als Medicina bezeichnete Figur an eine falsche Stelle gekommen. Geometrie und Arithmetik seien einander zugewandt, die Arithmetik schaue aufgerichteten Antlitzes nach der Geometrie hin, eine Stellung, die ihr geschwisterliches Verhältnis andeuten solle. Nun sei diese Beziehung durch die

⁶⁴ Vincent von Beauvais, 2, lib. 1, De partibus philosophiae cap. 14, col. 14.

⁶⁵ Meier, Die sieben freien Künste im Mittelalter, Jahresberichte der Lehranstalt zu Einsiedeln, 1886/87, S. 10.

⁶⁶ Mariale. Op. om. ed. Borguet, Bd. 37, S. 159 ff.

⁶⁷ G. Meier, S. 11.

⁶⁸ 1869, S. 179, 180.

dazwischen geschobene, geradeaus blickende Musik gestört worden. Bei diesen Gedanken hat Bock den Einfluß des Isidor von Sevilla auf die Änderung der Anordnung der Figuren nicht berücksichtigt, wie es eben dargelegt wurde. Isidor hat eine Neuordnung der Reihenfolge der sieben Künste hervorgebracht, der auch Freiburg gefolgt ist.

Aber auch in einem anderen Punkte ist Bocks Aufstellung unhaltbar. Alanus, auf den er sich als Nachfolger des Martianus in der Anordnung der Reihenfolge der Künste bezieht, ist darin gar nicht sein Nachfolger, sondern er folgt der Aufstellung des Isidor von Sevilla. Im dritten Buche des Anticlaudianus ist die Reihenfolge der Künste aufgezählt. Dabei heißt es im Kapitel 4: *Arithmetica quarta soror*, im Kapitel 5: *Musica est quinta soror*, und im Kapitel 6: *Geometria sexta soror*, also genau die Folge des Isidor von Sevilla nach dem zweiten Kapitel des ersten Buches der *Etymologiae*. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Stellung der Musik zwischen den beiden mathematischen Disziplinen in Freiburg nicht auf Isidor unmittelbar zurückgeht, sondern auf Alanus, den wir ja an anderer Stelle schon als einen Inspirator der Darstellung der freien Künste angetroffen haben.

Auch ist es nicht richtig, daß die Arithmetik (Figur 6) der Geometrie geschwisterlich zugewandt sei, sie blickt auf ihr Attribut, nur der Oberkörper ist nach der andern Seite leicht geneigt. Es ist die oben dargelegte Rhythmik, die gerade die frontal schauende Musik als Zwischenglied verlangt.

Was nun die Plinthen anlangt, die nicht zu den Sockeln passen, so ist für die Stellung der Figuren untereinander daraus nichts zu entnehmen, da diese Verschiedenheit sich nicht nur bei diesen Figuren findet, sondern auch bei anderen Figuren der Vorhalle anzutreffen ist, woraus man ja gefolgert hat, daß die Figuren ursprünglich für eine andere Stelle geschaffen worden seien, womit das Abbrechen der untersten Krabben der Wimperge, um Platz für die Figuren zu schaffen, in Zusammenhang steht. Über diese Unregelmäßigkeit in der Bearbeitung der Plinthen, die sich auf die ganze Vorhalle erstreckt, hat sich schon Baumgarten ausgesprochen⁶⁹. Ein solches Mißverhältnis zwischen Plinthen und Sockeln findet sich nicht nur hier in Freiburg, es tritt auch anderwärts auf, so in Straßburg bei den Propheten am Mittelportal der Westfassade in der gleichen Art wie in Freiburg.

Bei der Betrachtung der Figur der Musik kommt Bock⁷⁰ auch auf den Schmuck, den diese um das Haupt trägt, zu sprechen. „Ihr (der Musik) gleichsam zum Lauschen zurückgeworfenes Haupt, dessen Locken von einem dreifachen Reifen eingefasst sind, deckt ebenfalls ein Schleier . . . usw. Der auszeichnende Hauptschmuck findet sein Erklärung in dem Werk des Boethius über die Musik, in welchem eine dreifache Abteilung dieser Kunst gelehrt wird: eine weltliche, menschliche und eine instrumentale⁷¹.“ Bock geht dann der Entwicklung dieser musikalischen Theorie weiter nach und nennt dabei Theophrast, Plutarch, Aurelian, einen Mönch im Kloster Moutier St. Jean (9. Jahrhundert) und führt dafür Gerbert an⁷². Der Freiburger Künstler habe in der tief-sinnigen Auffassung der ihm gestellten Aufgabe die Musik dargestellt, wie es bereits bei Augustin geschehen sei, als ein dem Menschen verliehenes Mittel der Ahnung und

⁶⁹ 1898, S. 47, Anm. 70.

⁷⁰ 1869, S. 184.

⁷¹ *De Musica*, Lib. I, cap. 2.

⁷² *Script. eccles. de music. sacra potiss.* T. I. p. 132.

der Erkenntnis der Harmonie der göttlichen Weltordnung. Bock führt das dann noch weiter aus.

Baumgarten⁷³ scheint es zweifelhaft, ob Bocks Auffassung des Kopfsputzes der Musica als Bild der Theorie des Boethius von der Dreiteilung der Musik stimmt. Es braucht nicht bei diesem Zweifel von Baumgarten zu bleiben, man muß die ganze Beziehung der Musikfigur und ihres Kopfsputzes zu der Boethiusstelle ablehnen. Denn es handelt sich bei diesem Schmuck überhaupt nicht um eine Krone, was sich schon daraus ergibt, daß über diesen Schmuck das Kopfstuch gelegt ist, was bei einer Krone ungewöhnlich wäre, diese muß vielmehr unbedeckt auf dem Haupte aufsitzen. Es handelt sich um ein Schmuckstück, das zur Kopfzier um die Stirn gelegt ist; ein ähnliches Band trägt die Grammatik, beide Stirnbänder stehen in entschiedenem Gegensatz zu den Kronen von Margarete und Katharina, den anschließenden Heiligenfiguren.

Die Eigentümlichkeiten des Freiburger Zyklus seien hier noch einmal besonders hervorgehoben, die Seltenheit verschiedener Gesten und Attribute, wie sie oben beschrieben wurde. Den Goldhaufen der Rhetorik fanden wir mit Bestimmtheit sonst nicht, auch als Darstellung der Arithmetik wäre der Goldhaufen als Attribut einzigartig, und die Verwendung der Wasseruhr als Attribut der Astronomie war an andern Stellen nicht sicher festzustellen, sehr wahrscheinlich war sie in den besprochenen Fällen nicht vorhanden. Die demonstrierende Handbewegung der Dialektik ist in dieser ausgebildeten Form hier am frühesten dargestellt, und auch später findet sich diese Form nur vereinzelt, so in Puy, und dort macht auch nicht die Logik selbst, sondern der Repräsentant, Aristoteles, die Geste. Über das genaue Aussehen des Attributes der Arithmetik läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Man kann nur als wahrscheinlich angeben, daß es das Aussehen eines Abakus hatte, ohne seine genauere Form zu bestimmen. Man sieht, daß der Entwurf der sieben Künste in Freiburg ganz selbständig gestaltet wurde, sowohl in der Stellung der einzelnen Künste wie in ihrer Charakterisierung durch ihre Attribute und in ihrer künstlerischen Anordnung.

⁷³ 1902, S. 48, Anm. 82.

Eine Freiburger Steinmadonna um 1330

Von Werner Rood

Die folgenden Zeilen beschäftigen sich mit einem Kunstwerk, das im Zentrum der Freiburger Altstadt steht, bisher aber merkwürdigerweise so gut wie unbekannt geblieben ist.

Die Figur ist 140 cm hoch, aus rotem Sandstein, die Rückseite abgeflacht und grob zugehauen. Die rechte Hand der Mutter ist in Holz ergänzt, der obere Teil des Kopfes von dem das Haar zusammenfassenden Band an abgearbeitet. Wahrscheinlich ist das Band der Rest eines Kronreifes, dessen verzierter Kranz zerbrochen war und bei seiner Entfernung Anlaß zu der Überarbeitung gegeben hat. Der Kopf war einmal abgebrochen, wie ein feiner Riß in der Farbschicht am Hals zeigt. Die Farbe scheint in mehreren Schichten die Oberfläche zu überdecken und die Schärfe und Feinheit der Steinbehandlung zu verkleistern. Die oberste Schicht ist ein wenig schöner Ölfarbanstrich, durch den vor allem der Ausdruck der Köpfe empfindlich entstellt wird. Im übrigen aber scheint die Figur tadellos erhalten zu sein.

Maria steht hochauferichtet mit schlankem, leicht geschwungenem Körper. Der Kopf ist ganz wenig nach rechts geneigt zum Christkind, das auf dem linken Arm der Mutter sitzt, die Rechte flach auf ihre Brust legt und in der Linken eine Blüte hält. Die verlorene rechte Hand Marias wird ein Szepter gehalten haben, das in der Komposition dem Kind das Gleichgewicht geben sollte. Das Gewand der Mutter ist mit seinem Saum über der Brust sichtbar und fällt in langen, leicht über dem Boden ausschleifenden Falten herab; es läßt das Knie und den Fuß des rechten, des Spielbeins sichtbar. Der Mantel liegt über den Schultern und legt sich mit breitem Umschlag über der Brust und einer Gruppe von Quersalten darunter über den Körper, links über dem angewinkelten rechten Unterarm zusammengeschoben, rechts mit dem das Kind tragenden linken Arm aufgerafft und hier in reichem Gefältel von Röhren und bewegten Säumen senkrecht herabhängend. Das Kind trägt ein langes, am Halssaum und über dem Ärmelbündchen leicht gefälteltes Hemd.

Die hinter den Schultern herabfallenden Haare rahmen beiderseits in fester, durch parallele und leicht wellig geführte Riefelung gegliederter Maße das breitflächig aufgebaute Gesicht der Madonna. Nase und Kinn sind kräftig modelliert, aber Mund und Augenpartie sind verhältnismäßig flach behandelt. Für die Beurteilung des Gesichtsausdruckes macht sich die Bemalung besonders empfindlich geltend, die auch sicher manche Feinheit in der Zeichnung von Mund und Augen überschmiert. Mehr Ausdruck hat das pausbackige Kinderköpfchen mit dem Stupsnäschen und dem knapp anliegenden Lockenhaar, wenn auch hier die Bemalung keine Verschönerung ist. Die ausdrucksvolle, langgliederige linke Hand Marias mit ihrem überzeugenden Greifen läßt den Verlust der Rechten besonders bedauern. Auch die kleinen Kinderhändchen sind sehr überzeugend gebildet. Die breite, flächige Behandlung der Gesichter ist auch für die Figur charakteristisch: der sehr langgestreckte Körper wird wohl in

seinem Volumen und seiner Haltung angedeutet, im ganzen aber doch sehr in die Fläche gebreitet, sowie auch die zarte, reiche und höchst eindrucksvolle Faltengebung des Gewandes verhältnismäßig flächig und linear-kalligraphisch aufgefaßt ist.

Die Figur steht in einer Nische des laubenartigen Hofumgangs im zweiten Stock des Hauses Salzstraße 49/Herrenstraße 60, das zusammen mit dem Haus Salzstraße 51/Herrenstraße 62 einstmals das Antoniter-Präceptorat bildete.

Der östliche Teil war die Kirche, wie die Reste des steinernen Glockengehäuses auf dem Giebel mit seinen für die Zeit um 1300 charakteristischen Zierformen, die Eingangstür im Erdgeschoß mit einer Weihwassernische daneben und die gotisch profilierte Türöffnung im zweiten Stock zeigen. Die Niederlassung ist 1298 gegründet. Sie wurde zwischen 1630 und 1640 aufgehoben und in ein Pfründhaus für bedürftige Dienstboten verwandelt, das mit einer Herberge „zum roten Ochsen“ verbunden war. Die Kirche ist 1790 geschlossen worden. Über die Geschichte ist im einzelnen nichts bekannt. Nach den Bauformen ist der ganze Komplex Ende des 18. Jahrhunderts weitgehend umgestaltet worden, wohl anlässlich der Einrichtung als Wohnhäuser. Ob die Figur ursprünglich in der Kirche stand oder von Anfang an für die Nische des Umgangs bestimmt war, ist nicht mehr festzustellen. Es liegt aber kein Grund zum Zweifel daran vor, daß sie sich immer im Präceptorat befunden hat.

Auch die Überlegungen über die Einreihung der Figur in das Freiburger Kunstschaffen und ihre Datierung, die in die Zeit um 1320—1330 führt, läßt es als durchaus möglich erscheinen, daß sie für die Antoniter geschaffen wurde. Beim Suchen nach

vergleichbaren Arbeiten werden wir zu einer Gruppe Freiburger Kunstwerke geführt, die in ihrer Bedeutung und in ihren Auswirkungen noch keineswegs erkannt und gewürdigt ist, wenn sich auch einige vorsichtige Andeutungen finden in dem Werk von Otto Schmitt: *Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters*, Frankfurt a. M.



Aufnahme: Bildarchiv Augustinermuseum

Steinmadonna

aus dem Antoniter-Präceptorat zu Freiburg um 1330.

1926, S. 30 f. und S. 55 ff., und besonders bei Hans Janßen: Das Münster zu Freiburg (Deutsche Bauten, 15. Band, Burg bei Magdeburg 1929, S. 35 ff.). Das mag seinen Grund vor allem darin haben, daß von den Hauptwerken dieser Gruppe, dem Prophetenzyklus am Turmoktogonal, bisher weder Abgüsse noch wirklich brauchbare photographische Aufnahmen vorhanden sind, die Originale selbst aber sich durch ihre hohe Aufstellung einer genaueren Betrachtung entziehen. Es ist daher auch nicht möglich, aus diesem besonderen Anlaß in eine erschöpfende Erörterung dieser Fragen einzutreten. Es muß genügen, mit wenigen Worten die Probleme anzudeuten, so, wie sie sich mir darstellen. Der Prophetenzyklus am Turmoktogonal (Schmitt, Tafel 96, 98, 99, 100, Abb. 70, 71 auf S. XI) kann nach der Baugeschichte des Münsterturms spätestens in den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts entstanden sein. Er ist von einem hochbedeutenden Bildhauer geschaffen und stellt eine Vorstufe zum Heiligen Grab im Münster und zu den Figuren der Katharinenkapelle am Straßburger Münster dar. Die Skulpturen dieser beiden Werke sind nicht einheitlich. Die vollendetste Figur des Heiligen Grabes, wohl eine Arbeit des leitenden Meisters, der vorher die Propheten geschaffen hatte, ist die Magdalena (Schmitt, Tafel 219 rechts, Tafel 221, 222). Die Figuren des Johannes und der Elisabeth an der Straßburger Katharinenkapelle sind mit ihr so eng verwandt, daß sie dem gleichen Meister zugeteilt werden müssen. Die Reihe zeigt eine klare Entwicklung von der strafferen, plastischeren Haltung der Propheten zu dem breiteren, flächigeren und ornamentaleren Faltenstil der Magdalena und der Straßburger Figuren, der bei den letzteren schon kalligraphisch-linear wird. Es ist die charakteristische Entwicklung von dem körperhaft plastischen Stil des 13. Jahrhunderts zu dem abstrakten, wesentlich im Gewand ausgedrückten Schwung des 14. Jahrhunderts. Das Heilige Grab ist um 1330 anzusetzen, die Straßburger Katharinenkapelle nach neueren Forschungen 1340—1349 unter Bischof Berthold von Bucheck durch Meister Gerlach erbaut, der auch die dritten Geschosse der Westtürme errichtet hat. Die Posaunenengel auf den Eckfialen des Freiburger Turmoktogons (Schmitt, Tafel 109) sind von dem gleichen Gehilfen des „Prophetenmeisters“, der die beiden geringeren Marienfiguren des Heiligen Grabes (Schmitt, Tafel 216 rechts, 218, 219 links, 220) geschaffen hat. Die Arbeiten dieses Gehilfen zeigen eine ähnliche Entwicklung, die noch zu stärkerer Betonung des Flächig-Linearen in der Gewand- und Faltenbehandlung, aber auch in der Körperauffassung führt. Meister und Gehilfe vertreten einen für ihre Zeit neuen „modernen“ Stil, der hier erstmals am Oberrhein festzustellen ist. Das zeigt auch der Vergleich mit anderen Kräften der Freiburger wie der Straßburger Werkstatt. Sie stehen in Freiburg in enger Bindung mit der Tradition der Turmvorhalle, so auch der vorzügliche Bildhauer, der die beiden weihrauchräuchernden Engel zu Häupten und zu Füßen des Grabchristus geschaffen hat. Die Christusfigur wird eine Arbeit des „Prophetenmeisters“ selber sein, lehnt sich aber offenbar in der Gewandkomposition an ein älteres Vorbild, etwa der Stilstufe des Straßburger Ekklesiameisters, an. Es scheint möglich, daß das Heilige Grab an die Stelle eines älteren aus der Zeit um 1240 getreten ist, dessen Hauptfigur aus Gründen der Pietät weitgehend nachgebildet wurde. In Straßburg zeigen die beiden Figuren der Katharina und des Andreas engen Anschluß an die Prophetenwerkstatt der Westfassade. Selbstverständlich ist auch unser „Prophetenmeister“ eng mit der älteren Tradition verhaftet, aus der er hervorgeht. Aber die wesentlichen Züge seines Stils sind neu und weisen in die Zukunft: nicht nur oberrheinische Werke, wie etwa das Tympanon des Breisacher Westportals, sondern vor allem die schwäbischen Werkstätten in Rottweil (Propheten vor 1343) und Gmünd (zwischen 1330/33 und 1343) nehmen von hier ihren Ausgang und führen die Entwicklung weiter.

In den Umkreis dieser Gruppe gehört nun auch die Antonitermadonna. Sie steht den von dem Gehilfen geschaffenen beiden Marienfiguren (besonders der bei Schmitt, Tafel 219 links abgebildeten) sehr nahe, ohne daß man allerdings bei ihr die gleiche Hand annehmen könnte. Während die Gesamtproportion und der Faltenstil verwandt sind, erscheint der Kopfstypus breiter und flacher; die linke Hand ist schlanker als die kurzfingerigen, etwas unartikulierten Hände der Marien. Überhaupt ist die Qualität der Madonna besser als alle uns bekannten Werke des Gehilfen. Zudem ist der Meister noch stärker mit der älteren Freiburger Tradition verhaftet. Er könnte aus der Werkstatt hervorgegangen sein, die die Apostel an den Langhauspfeilern geschaffen hat.

Ein Allgäuer als Pfarrer am Freiburger Münster (1349—1353)

Von Friedrich Hefele

Der um die Heimatkunde im Allgäu hochverdiente Kemptener Oberbürgermeister a. D. Dr. Otto Markt, dem 1947 eine Festschrift zum 70. Geburtstag gewidmet wurde, hat nicht nur alle Burgen, Schanzen, Galgen, Mühlen und Badstuben des schönen Landes ausfindig gemacht und mit Gedenktafeln versehen, sondern er ist auch von jeher den Allgäuern nachgegangen, deren Gedächtnis für die Nachwelt von Bedeutung ist. Im gleichen Sinne hat sodann Dr. Alfred Weinauer im Verein mit anderen aus den verschiedensten Quellen zahllose alte Allgäuer Geschlechter ermittelt und ihre Namen in 22 Bänden bekanntgemacht. Was aber meines Erachtens für das Mittelalter noch fehlt, ist eine Sammlung der Geschlechter aus den Urkunden. So war es mir möglich, dem Jubilar in meinem Beitrag zu obiger Festschrift zwei Kemptener aus der Mitte des 14. Jahrhunderts vorzustellen, einen Priester und einen Schneider, die ihm noch unbekannt gewesen sein dürften.

Die Urkunde, die uns darüber Auskunft gibt, ist in Freiburg im Jahre 1349 „an sant Benedikten aubende“, das heißt am Dortag des 21. März, ausgefertigt worden. Ihr Aussteller war der Priester Ulrich Perman von Kempten. Er beurkundet, daß er von dem Grafen Egen von Freiburg, Kirchherrn zu Freiburg, die Kirche daselbst mit ihren Einkünften (außer der Nikolauskapelle in der Vorstadt Neuburg) ab Johanni des Jahres auf vier Jahre um jährlich 50 Mark Silber Freiburger Gewichts, je 12½ Mark an den vier Fronfasten, empfangen hat. Zu seiner eigenen Person gibt Perman dem Grafen sicherheitshalber noch drei Bürgen, nämlich Johannes Krüschelin, Richter zu Endingen¹, Konrad von Riedern², Boten des (bischöflichen) Hofes von Konstanz, und Henselin den Schneider von Kempten, die gegebenenfalls in der üblichen Weise in Freiburg Geiselschaft leisten müssen, bis die versäumte Zahlung erfolgt. Es siegeln der Aussteller und die Bürgen.

Diese Urkunde ist bisher, soviel ich sehe, von der Allgäuer Forschung noch nicht beachtet worden, obwohl sie erstmals schon 1861 im 13. Band der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins in der Reihe der von Dambacher edierten Urkunden der Grafen von Freiburg veröffentlicht worden ist und obwohl jener Band ein Namen- und Ortsregister hat. Es ist dies um so verwunderlicher, als Franz Ludwig Baumann, der als Fürstenbergischer Archivar in Donaueschingen in den Jahren 1883 bis 1894 seine dreibändige Geschichte des Allgäus herausgab, jene Zeitschrift ständig zur Hand hatte. Hätte er die Urkunde gekannt, so würde er sie wohl an irgendeiner Stelle des Werkes verwertet haben. Daß die neuere Edition der Urkunde in den von P. P. Albert besorgten „Urkunden und Regesten zur Geschichte des Freiburger Münsters“ im 4. Jahrgang (1908) der Freiburger Münsterblätter³ unbeachtet blieb,

¹ Städtchen im Breisgau.

² Welcher Ort dieses Namens von den verschiedenen in Südbaden gemeint ist, ist ungewiß.

³ S. 86 f. Nr. 136.

nimmt weniger Wunder, da eine solche Urkundenpublikation (ohne Register) in einer kunsthistorischen Zeitschrift nicht erwartet wird.

Wenn im obigen Titel Ulrich Perman als Pfarrer am Freiburger Münster bezeichnet wird, so entspricht dies zwar seinen Aufgaben als Seelsorger, aber nicht so ganz seiner rechtlichen Stellung. Es ist zu unterscheiden zwischen dem Kirchherrn im Sinne des Eigenkirchenrechts und dem Kirch-Rektor, Leutpriester oder Pleban, also dem wirklichen Verseher der Pfarrei, dem eigentlichen Pfarrer im pastoralen und populären Sinn. Die Bezeichnung Permans als Pfarrer am Freiburger Münster mag deshalb angehen; so wie heute das Domkapitel, dem die Münsterpfarre seit der Gründung des Erzbistums Freiburg (1827) inkorporiert ist, sich einen ständigen Vikar mit dem Titel Dompfarrer hält. Ursprünglich war die Wahl des Pfarrers ein Vorrecht der Stadt gewesen, das aber später (1247) an die Herrschaft, die Grafen von Freiburg, überging, die alsdann, wie zu jener Zeit üblich, das Münsterpatronat in ihrem Familieninteresse ausnützten, indem sie die jüngeren Söhne mit dieser Kirche wie mit andern Pfründen zu versorgen trachteten. Wenn also Graf Egen, der selbst nicht Priester war, als Kirchherr dem Priester Ulrich Perman von Kempten die Kirche von Freiburg auf vier Jahre verlieh, so war dieser sein Pleban oder Leutpriester oder, wie es im Siegel Permans ausgedrückt ist, „incuratus“ der Freiburger Kirche, dem die praktische Seelsorge, das Messelesen, Beicht hören, Predigen usw. oblag. Ihm standen noch Hilfspriester als Dizeplebane zur Seite; früher waren es drei, später vier, weshalb sie „Dreiherren bzw. Vierherren“ hießen.

Wie es damals um die Einkünfte des Pfarrers am Freiburger Münster stand, davon können wir uns kein klares Bild mehr machen. Der bekannte Rechtshistoriker Ulrich Stutz⁴ war der Meinung, außer einem Pfarrgarten vor der Stadt, etwas Reben, einigen Matten und spärlichen Lehen- und Grundzinsen sei die Pfarrei auf die Stolgebühren, die Obligationen (Opfer) und den großen und kleinen Zehnten, vor allem den Weinzehnten angewiesen gewesen, es habe aber nur ein kleiner Sprengel zur Pfarrei gehört. Jedoch die Nachrichten darüber beziehen sich auf spätere Zeit. Heute wissen wir durch eine Urkunde vom Jahr 1286⁵, daß der Pfarr-Rektor von Freiburg als Zehnten erhebliche Einkünfte aus den Silberbergwerken im Schwarzwald bezog. Der von Perman zu entrichtende Zins von 50 Mark Silber, den Stutz auf ungefähr 2000 Mark schätzte, läßt immerhin auf beträchtliche Einnahmen schließen, über die sich Perman vergewissert haben wird, ehe er auf den Handel einging. Vielleicht mußte er dabei auch schon Nebenausgaben veranschlagen, die aus späterer Zeit überliefert sind. Nach altem Brauch, so ist bei Stutz zu lesen, habe der Pfarrer die Helfer und besonders die städtischen Kirchendiener, an gewissen Festen sogar die ganze Handwerkerschaft zu bewirten gehabt, so daß der Weinverbrauch kolossal gewesen sei. Nach einem Bericht des Münsterpfarrers vom Jahr 1664⁶ war es seit ältester Zeit („ab antiquissimo tempore“) der Brauch, daß den ledigen Küferknechten jährlich zweimal aus dem Pfarrhaus („ex parochialis aedibus“) ein Trunk („haustus“) gegeben wurde, nämlich am Fest des heiligen Sebastian (20. Januar) und nach dem Fest des heiligen Michael („wan sie ihrn liechtbraten haben“)⁷. Am Aschermittwoch pflegten die Metzger (nicht die Bäcker) dem Pfarrherrn Brezeln zu bringen,

⁴ Ulrich Stutz, Das Münster zu Freiburg i. Br. im Lichte rechtsgeschichtlicher Betrachtung, Tübingen und Leipzig 1901.

⁵ Friedrich Hefele, Freiburger Urkundenbuch Bd. II, Nr. 34.

⁶ Friedrich Hefele, Von alten Sitten und Bräuchen, in Oberrh. (Bad.) Heimat, Jahrbuch 1941, 28. Jahrgang: Der Breisgau, S. 356.

⁷ Der „lichtbraten“ wurde zu der Zeit gefeiert, da man wieder bei Licht arbeiten mußte.

wofür ihnen von alters („antiquitus“) ein Trunk gegeben wurde. Ob allerdings diese angeblich uralten Bräuche schon zur Zeit des Münsterpfarrers Perman bestanden, sei dahingestellt.

Seinen Wohnsitz hatte der Münsterpfarrer von jeher im Pfarrhof, genannt zum Schlüssel, in der alten Pfaffengasse, der späteren Herrenstraße, nebst Rückgebäude, unweit vom Münster. Dort wird auch Pfarrer Perman gewohnt haben.

Was hat Perman als Pfarrer am Freiburger Münster erlebt? Daß ein Mann, dessen Heimat so weit von Freiburg entfernt war, diese Pfarrei überhaupt erhielt, braucht uns für jene Zeit nicht zu verwundern, zumal Kempten wie Freiburg zur Diözese Konstanz gehörte. Als er sein Amt antrat, ging es am Oberrhein stürmisch zu. Auch hier hatte die Pest gewütet. Wegen des Verdachtes der Brunnenvergiftung waren kurz vorher, am 30. Januar 1349, zu Freiburg alle Juden, mit Ausnahme der Kinder und schwangeren Frauen, verbrannt worden. Über die Einziehung ihres Vermögens war es im Räte der Stadt zu einem schweren Zerwürfnis und am 31. März 1349 zur Ausweisung des Schultheißen auf zehn Jahre gekommen. Zur allgemeinen Verwirrung trugen auch die Geißler bei, die im Sommer 1349 in großen Mengen das Rheintal auf und ab zogen. Ein Seelsorger mag es damals in Freiburg nicht leicht gehabt haben. Andererseits stand die Stadt um jene Zeit auf dem Höhepunkt ihrer politischen Macht und ihrer wirtschaftlichen Blüte. Je mehr die Grafen an Macht und Wohlstand einbüßten, desto mehr kam dies der Stadt zugute. Kronzeuge für den Aufstieg der Stadt ist noch heute das Münster, das ja keine bischöfliche Kirche, sondern die Schöpfung der Grafen und einer stolzen und reichen Bürgerschaft war. Nach der neuesten Forschung⁸ wurde sein Turm — nach Jacob Burckhardt „der schönste Turm der Christenheit“ — als erster unter seinesgleichen um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet. Der Münsterpfarrer Perman wird demnach mit eigenen Augen gesehen haben, wie der Turmhelm bis zur Spitze emporgwuchs. Er hat auch schon den Schall der „Hosanna“, einer der ältesten Glocken Deutschlands, gehört. Und wenn er, was anzunehmen ist, den Turm einmal erstiegen hat, so wird er auch ihre (gerade in unseren Tagen wieder beachtenswerte) Inschrift gelesen haben, die lautet: „Anno domini MCCLVIII. XV kalendas augusti structa est canpana + O rex glorie. Veni cum pace. Me resonante pia populo succurre Maria“. („Im Jahre des Herrn 1258, den 18. Juli, ist die Glocke gegossen worden. O König der Herrlichkeit, bringe den Frieden! schallt mein frommes Geläut, hilf Deinem Volke, Maria!“) Während der Amtszeit Permans wurden von Freiburger Bürgern sechs Messespfründen auf verschiedenen Altären des Münsters gestiftet. Diese Messestiftungen — es waren in 50 Jahren mehr als 40 — zeugen aber nicht nur vom Reichtum der Bürgerschaft, sie hatten auch ihre Kehrseite. Ihre Inhaber pflegten es mit ihren priesterlichen Pflichten nicht sehr genau zu nehmen, so daß die Kirchenbehörde wiederholt einschreiten mußte. So beauftragten am 4. Juni 1352 die beiden Generalvikare des unbefetzten bischöflichen Stuhles von Konstanz auf Veranlassung von Bürgermeister und Rat von Freiburg den Rektor und Pleban der Freiburger Kirche, die säumigen Kapläne zur Residenz und Pflichterfüllung anzuhalten. Die Mahnung scheint aber nicht lange gewirkt zu haben, sonst hätte sie nicht schon fünf Jahre darauf erneuert werden müssen. Unter Pfarrer Perman wechselte der Kirchherr, indem Graf Egen auf die Pfarrkirche zu Freiburg zugunsten seines Bruders Konrad, der sie schon einmal besessen hatte, freiwillig Verzicht leistete. Auffällig ist dabei, daß es nicht der Bischof von Konstanz war, sondern Bischof Bertold

⁸ Friedrich Hefele, Die Baumeister des Freiburger Münsterturms, in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, NF. 56 (1943).

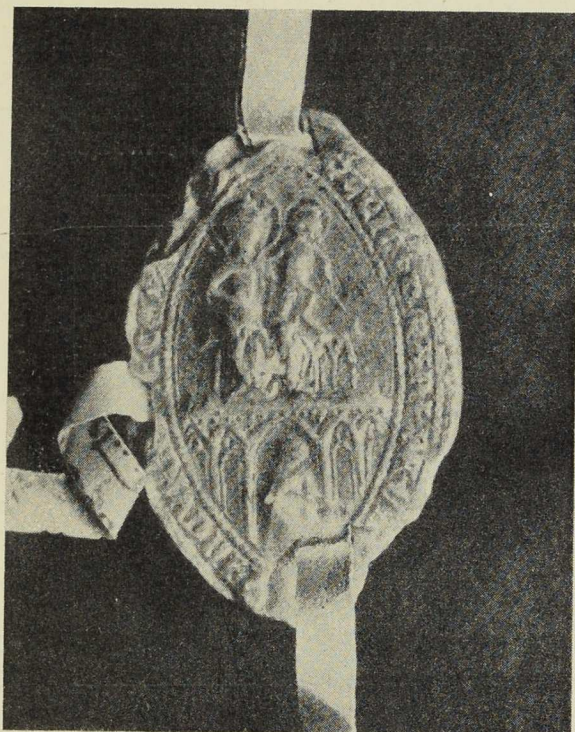
von Straßburg, der diesen Verzicht am 22. Oktober 1350 beurkundete. Daß aber der Wechsel wirklich vor sich ging, beweist eine Urkunde vom 12. April 1351, laut welcher der Offizial des bischöflichen Hofes zu Konstanz den Grafen Konrad von Freiburg, Priester und Kirchherrn daselbst, zur Entrichtung der „ersten Früchte“ an den Bischof von Konstanz verpflichtete. Als Konrad II., Graf und Herr zu Freiburg, der Vater der Kirchherren Egen und Konrad, dem sein Sohn Friedrich in der Herrschaft nachfolgte, am 7. Oktober 1350 bei den Dominikanern zu Freiburg bestattet wurde, wobei es wohl pompös herging, war gewiß auch der Münsterpfarrer Perman im Trauergeselle zu sehen. Perman wird auch unter dem neuen Kirchherrn „incuratus“ der Pfarrei geblieben sein.

In diplomatischer Hinsicht ist von unserer Urkunde zu sagen, daß sie, weil in Freiburg ausgestellt, wohl hier von einem Freiburger Schreiber geschrieben worden ist. Es wäre ja auch denkbar, daß Perman sie schon fertig mitgebracht hätte. Wenn das Freiburger Urkundenbuch einmal soweit gediehen sein wird, wird diese Frage durch die heutige Methode der Schriftvergleichung entschieden und der Schreiber festgestellt werden können. Es ist anzunehmen, daß seitens des Grafen Egen auch eine Verleihungsurkunde ausgestellt worden ist, die dem Pfarrer ausgehändigt wurde, aber später abhanden kam. Was uns noch vorliegt, ist der Revers des Pfarrers. Als die Herrschaft über Freiburg im Jahre 1368 von den Grafen von Freiburg an das Haus Habsburg-Österreich überging, erhielt dieses provenienzgemäß auch die einschlägigen Urkunden. Beim Übergang des vorderösterreichischen Breisgaus an das Kurfürstentum (nachmals Großherzogtum) Baden durch den Frieden von Preßburg (1805) gelangten diese Urkunden zunächst in das großherzogliche Provinzialarchiv in Freiburg und erst nach dessen Aufhebung im Jahre 1840 in das Badische Generallandesarchiv in Karlsruhe, wo sie sich infolgedessen noch heute befinden.

Für Permans Persönlichkeit ist, wie in vielen Fällen, sein Siegel bezeichnend. Es dürfte in Freiburg geschnitten worden sein. Daß Perman das Siegel mit der auf sein Amt bezüglichen Inschrift vorher schon anderswo schneiden ließ, ist nicht wahrscheinlich. Das am Rande beschädigte Siegel hat wegen des Siegelbildes ovale Form (5,3 cm hoch und 3,5 cm breit) und zeigt in der gewöhnlichen Darstellungsweise Maria, die Schutzpatronin des Münsters⁹, sitzend mit dem Kinde, darunter

⁹ Es ist eine alte Streitfrage, ob der hl. Nikolaus oder Maria erster Patron des Münsters gewesen ist. Verschiedene Argumente sind schon für und wider vorgebracht worden, worauf hier nicht eingegangen werden soll. Es sei den bisherigen Überlegungen nur eine weitere, sehr einfache hinzugefügt. Wäre Nikolaus der erste und Hauptpatron des Münsters gewesen, so hätte meines Erachtens kein Anlaß bestanden, ihm außerdem noch eine besondere Kapelle im südlichen Turm zu widmen. Nach dem Münsterführer von Kempf und Schuster (2.-4. Aufl., Freiburg 1923, S. 2) ist diese Kapelle ja ein Bestandteil der ersten, romanischen Kirche. Es wäre nicht zu verstehen, daß der hl. Nikolaus in dieser doppelten Weise geehrt worden wäre, wogegen Maria, die doch in den Nachbarstädten Basel und Straßburg Hauptpatronin war, in Freiburg ganz ignoriert worden wäre. Denn das Gegenstück zur Nikolauskapelle im nördlichen Turm war keine Marien-, sondern eine Magdalenenkapelle. Ein Patroziniumswechsel wäre dann verständlich, wenn an Stelle der alten Kirche eine neue gebaut worden wäre. Aber die romanische Kirche war ja noch gar nicht ausgebaut, als man im Fortschreiten der Zeit mit ihrem Stilwandel einfach am alten Bau im neuen Stil weiterbaute. Was hätte die Stadt um 1250 bis 1300 veranlassen sollen, das Patrozinium zu wechseln? Statt anzunehmen, man habe, um für Maria Platz zu schaffen, um die Mitte des 13. Jahrhunderts den hl. Nikolaus als Hauptpatron am Münster abgesetzt und in die Vorstadt Neuburg an die dortige Filialkirche abgeschoben, erscheint wohl glaubhafter, daß man um jene Zeit, als der Handel in hoher Blüte stand, den Kaufmannspatron durch das Patrozinium der neuen Kirche in der Vorstadt noch mehr ehren wollte, als es durch die Nikolauskapelle im Münster schon der Fall war.

kniend den Inhaber des Siegels mit aufgehobenen Händen. Die Umschrift lautet: + (SIGILLUM ·) ULRICI · P(ER)MANI · DE · CA(M)PODUNO)¹⁰ · INCURATI · ECC(LESIE) · (FRIBURGENSIS). Auffällig ist, daß auch der Familienname in der Umschrift erscheint, ein Zeichen, daß es sich um einen schon fest geprägten Namen handelt. Seine Nennung im Siegel läßt vielleicht auf ein entsprechendes Selbstbewußtsein seines Trägers schließen, wofür es auch andernorts, z. B. in Zürich¹¹, Beispiele gibt. Daß zum Familiennamen auch noch die Herkunft in der Umschrift des Siegels angegeben ist, möchte ich auf das Heimatgefühl des Inhabers zurückführen. Für gewöhnlich hätte die Inschrift gelautet: Sigillum Ulrici incurati ecclesie Friburgensis. Von den Kemptenern des 14. Jahrh., die auf hohen Schulen nachgewiesen sind, hatte noch keiner einen Familiennamen; alle sind sie nur mit ihrem Vornamen und dem Ort ihrer Herkunft, nämlich Kempten, bezeugt. Der erste mit Familiennamen ist der 1406 in Heidelberg immatrikulierte Johann Mesemang. Um so beachtlicher ist der Name Perman schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts. In den mir vorliegenden Bänden der Sammlung „Alte Allgäuer Geschlechter“ ist der Name Perman nicht zu finden. Daß aber nur Kempten im Allgäu, kein anderes Kempten¹² in Frage kommt, dürfte durch die lateinische Form Campodunum gesichert sein. Neuhochdeutsch würde der Name wohl Bermann oder Bärman lauten, wie Pawr oder Puer = Bauer, Pennz = Benz, Plank = Blank, Plannz = Blanz, Platner = Blattner, Prack = Brack, Prew = Breu, Probst = Bropst, Prutscher = Brutscher.



Siegel des Ulrich Perman, Pfarrer („Incuratus“) am Münster zu Freiburg i. Br., von Urkunde: Generallandesarchiv Karlsruhe 21/178 1349 III. 20.

Wie lange Ulrich Perman Pfarrer am Freiburger Münster war, ob er es nach Ablauf der vier Jahre noch geblieben ist, steht nicht fest. Es ist ja möglich, daß eine weitere Urkunde über eine wiederholte Verleihung verloren ging. Sicher ist nur, daß uns vor 1358 kein anderer Name eines Münsterpfarrers überliefert ist. Erst in einer Urkunde vom 1. Februar 1358 erscheint „her Jacob der Iupriester zem münster ze Friburg“. Permans früheres und späteres Leben ist in Dunkel gehüllt. Hätten wir nicht diese einzige Urkunde, so wäre er uns völlig unbekannt.

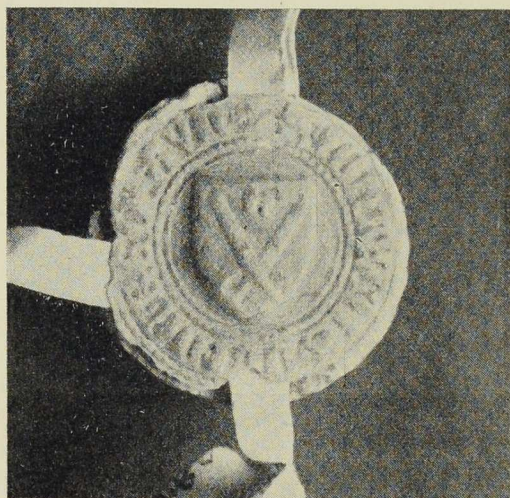
Noch einen zweiten Kemptener lernen wir aus unserer Urkunde kennen, nämlich Henselin den Schneider von Kempten. Was läßt sich über ihn sagen? Bei Ausstellung eines solchen Reverses war es üblich, für die eingegangene Ver-

¹⁰ Don Albert a. a. O. wohl irrtümlich in CAMPIDONA aufgelöst.

¹¹ Siegelabbildungen zum Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Zürich 1891 ff.

¹² Kempten in der Schweiz oder Kempten bei Bingen am Rhein.

pflichtung Bürgen zu geben. Henselin war einer der drei Bürgen, die Perman dem Grafen Egen stellte. Es ist nun die Frage, ob Henselin in Kempten oder in Freiburg ansässig war. Da die Bürgen gegebenenfalls in Freiburg Geiselschaft leisten und sich innerhalb acht Tagen nach erfolgter Aufforderung einfinden mußten, da ferner der Gläubiger berechtigt war, die Bürgen, wenn sie ausblieben, auf jede nur mögliche Art anzugreifen und zu belangen, wäre dem Grafen Egen mit einem in Kempten wohnhaften Mann nicht gedient gewesen, und Perman hätte es wohl nicht gewagt, einen solchen Bürgen namhaft zu machen. Der erste Bürge war in Edingen, einige Wegstunden von Freiburg entfernt, sesshaft. Vom zweiten ist anzunehmen, daß auch er unschwer zu erreichen war, mochte er in Konstanz oder, was wahrscheinlicher ist,



Siegel des Henselin, des Schneiders von Kempten, von Urkunde: Generallandesarchiv Karlsruhe 21/178 1349. III. 20.

in Freiburg ansässig sein. Kempten aber wäre entschieden zu weit entfernt gewesen. Es kommt noch eine weitere Überlegung hinzu. Die Umschrift in Henselins Siegel lautet: + S' IOHANNIS · DCI · DE · KEMTUN. Die Namensform mit „dicti“ verrät, daß die ursprüngliche Herkunftsbezeichnung schon zum Familiennamen geworden war. Würde Henselin in Kempten wohnhaft gewesen, so würde die Umschrift wohl gelautet haben: Sigillum Johannis de Kemptun. Henselin ist entweder Kose- oder Verkleinerungsform für Hans. Daß Henselin in Freiburger Urkunden nicht öfter erscheint, beweist nicht, daß er nicht in Freiburg ansässig war. Für viele Bewohner der Stadt in jener Zeit fehlt jeder Nachweis. Vielleicht war der im Jahre 1514 als Besitzer eines Hauses in der Webergasse

in Freiburg bezeugte¹³ Hans von Kempten ein Nachkomme von ihm; die Gleichheit des Vor- und Zunamens spricht dafür. Hätte dieser Mann einem anderen, erst später zugewanderten Geschlecht angehört, so hätte er wohl einen eigentlichen Familiennamen gehabt und wäre nicht mehr nur nach dem Ort seiner Herkunft benannt worden. Einen gewöhnlichen Schneider im heutigen Sinn dürfen wir uns unter Henselin dem „snider“ vom Jahre 1349 wohl nicht vorstellen. Er dürfte vielmehr ein angesehenener und wohlhabender Vertreter seines Standes gewesen sein. Erscheinen doch in Freiburg schon früh Angehörige des Handwerkerstandes sogar mit dem Titel „herr“, so 1266 „her Gerung der mezzier“, 1276 „herr Bertold der brotpecke“ und „her Heinrich der Schönebrotpecke“, womit ein Bäcker gemeint ist, der schönes Brot (= Weißbrot) bäckt. Henselins Siegel zeigt im Schild¹⁴ eine offene Schere, zwischen ihren Spitzen ein h, das wohl auf den Vornamen zu beziehen ist. Daß ein Schneider eine Schere im Wappen führt, ist nur natürlich. Ist doch die Schere das traditionelle Wappenzeichen des Schneiderhandwerks. Wir sehen sie im Freiburger Münster im

¹³ Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg i. Br., III. Band, bearbeitet von Jos. Rest, Freiburg 1927 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. V). S. 231 Nr. 2331.

¹⁴ Wieder ein Beweis, daß die schon längst von Otto Hupp ad absurdum geführte Behauptung von Felix Hauptmann, als habe es nur verliehene Wappen gegeben, falsch war.

sogenannten Schneiderfenster aus dem 14. Jahrhundert, wobei es fraglich ist, ob dieses Fenster eine Stiftung der Schneiderzunft, der Henselin angehört haben wird, im gesamten oder eines einzelnen Mitglieds der Zunft war. Je nachdem ist es also möglich, daß Henselin jenes Fenster mitgestiftet hat. Als Wappen der Schneider ist uns die Schere auch in den Siegeln der Schneider von Würzburg, Mainz und Köln aus dem 14. Jahrhundert bezeugt¹⁵. Als Berufszeichen wurde es von einzelnen Vertretern des Handwerks auch anderweitig verwendet. Es gab in Freiburg Häuser mit den Namen: zur großen Schere, zur kleinen Schere, zur roten Schere, zur schwarzen Schere. Letzteres, in der vorderen Wolfshöhle gelegen, besaß wohl schon im 14. Jahrhundert Johannes Stüffel „der Snider“, und gewiß hat ein entsprechendes Bild jenes Haus geziert.

Daß der Kemptener Ulrich Perman zwecks Erlangung der Münsterpfarre zu Freiburg seinen dort ansässigen Landsmann Henselin den „Snider“ um Bürgerschaft anging und daß dieser bereit war, sie zu leisten, darf uns noch heute als schönes Zeichen des Zusammenhaltens unter den Allgäuern gelten. Vielleicht hat Henselin sogar den Vermittler gespielt. Aber Perman kann auch direkte Beziehungen zum Grafenhaus gehabt haben. Wir wollen uns aber nicht weiter auf das Gebiet der bloßen Vermutungen begeben.

¹⁵ Fritz Geiges, Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freib. Münsters, Freiburg i. Br. Breisgauverein Schau-ins-Land, Jahrl. 56—60 (1931), S. 207 f.

Vom Besuch Ludwigs XIV. in Breisach und Freiburg i. Br. (Oktober 1681)

Von Max Neustädter, Paris

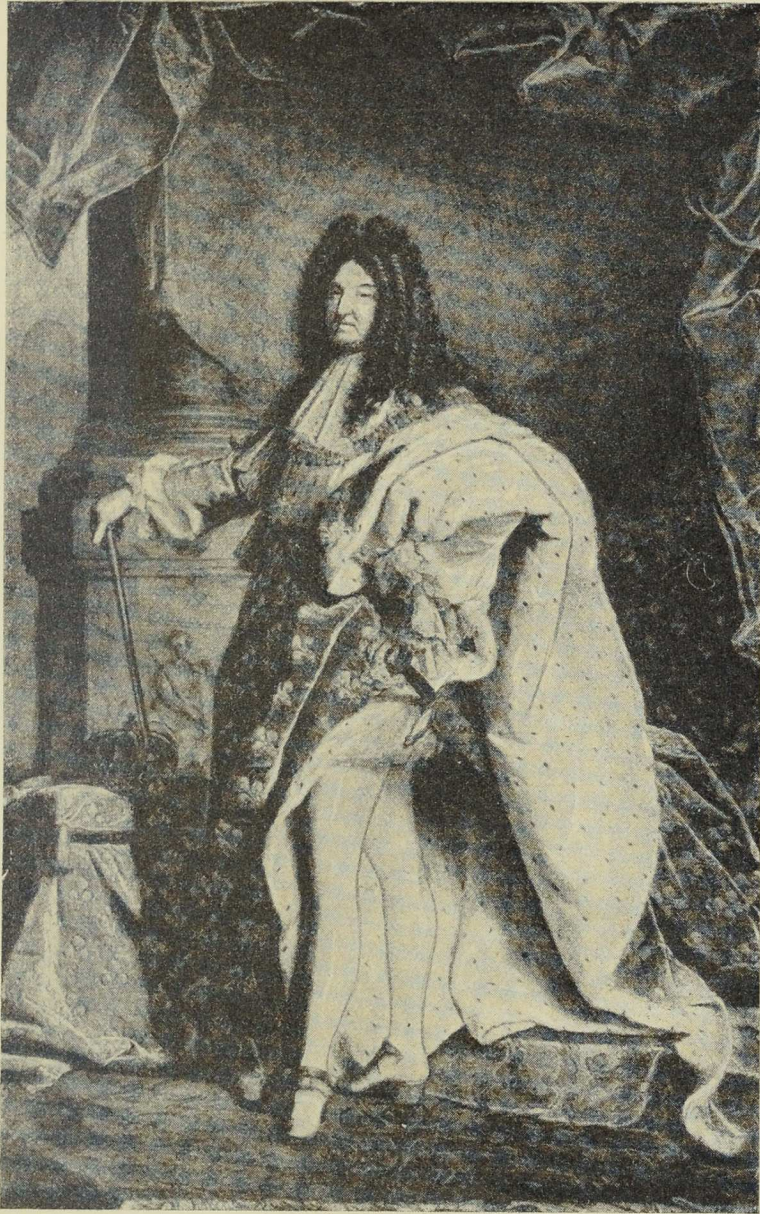
Am 16. November 1677 kapitulierte Freiburg i. Br. nach siebentägiger Belagerung. Die überraschende Einnahme dieses wichtigen Platzes, des Schlüssels zum Schwarzwald, durch den französischen Marschall de Créqui war ein nicht hoch genug zu veranschlagender Erfolg und löste in Frankreich großen Jubel aus: das Herz Süddeutschlands und die Straßen nach Wien lagen offen vor den Franzosen¹.

Die Stadt und die zugehörigen Ortschaften wurden durch den Friedensvertrag von Nimwegen vom 5. Februar 1679 an Frankreich abgetreten und als Verwaltungsbezirk „Brigau“ dem in Breisach, später in Straßburg residierenden Intendanten Jacques de La Grange unterstellt.

Jacques de La Grange, ein äußerst geschickter Organisator, ein realistisch denkender Verwaltungsmann und gewandter Diplomat, der in hoher Gunst bei dem französischen Kriegsminister Louvois stand, den er fortlaufend durch viele Hunderte von Briefen über alle Begebenheiten in der ihm anvertrauten Provinz aufs genaueste unterrichtete, hat 25 Jahre lang — von 1673 bis 1698 — eine hervorragende politische Rolle im Elsaß und Breisgau gespielt; wir verdanken ihm und seinen Mitarbeitern ein hochinteressantes „Mémoire“², das wohl als eines der bedeutendsten Quellenwerke für

¹ Archives des Affaires Etrangères, Paris, Kat.-Nr. 561 (97), 2. Dez. 1677 „... la prise avait fait une telle sensation parmi le peuple ... que, quand le grand Gustave serait revenu de l'autre monde ... qu'on n'aurait pu faire plus de bruit“. Siehe u. a. Michael, W., Zeitschr. d. Gesellsch. f. Bef. der Geschichtskunde v. Freiburg (F.3.G.) 46 (1935), S. 54; Gänshirt, A., Schauinsland 62 (1935), S. 26; ferner die in meiner Arbeit: Die Universität in Freiburg i. Br. während der französischen Herrschaft, Freiburg (1925), S. 1 f. angegebenen Quellen und die dort aufgeführte Literatur.

² Mémoire sur la province d'Alsace (1697), f. Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publ., Strasbg. 47 (1923), Nr. 590, p. 183; f. Benoist d'Anthenay, J., Le premier administrateur de l'Alsace française, Jacques de La Grange, Paris, Strasbg. (1930); André, L., Les Sources de l'histoire de France au XVII^e siècle 7 (1934), S. 196/7 (Nr. 6221); Livet, G., Les intendants d'Alsace ... in „Deux siècles d'Alsace française“, Str.-Paris (1948), S. 91, 97. Ein Teil des „Mémoire“ veröffentlicht bei Lehr, E., Description du dép. du Bas-Rhin I (1858), S. 518/558; siehe auch Hanem, J., Mémoires et documents ... 6^e série, Paris (1921), S. 153 ff.



Ludwig XIV.

König von Frankreich und Navarra 1643—1715

Gemälde von Hyacinthe Rigaud, Musée de Versailles

die Geschichte des Elsasses und seines Nachbarlandes zu Ende des 17. Jahrhunderts angesehen werden kann. Der Intendant weilte sehr oft in Freiburg³, und auch Louvois selbst beehrte die Stadt sehr häufig mit seinem Besuch; schon im Juni 1679 wurde der Minister von den städtischen Behörden „beneventirt“ und ihm während des ganzen Nachmittags „aufgewartet“. Auch in den folgenden Jahren läßt sich seine Anwesenheit oft nachweisen⁴.

Nach dem Fall Freiburgs wurde die endgültige Einverleibung des Elsaß' energisch in Angriff genommen. Schon der Friede von Münster (1648) hatte in seinen bewußt unklar gefaßten Artikeln die Erwerbung dieses Gebiets vorbereitet, aber erst nach Abschluß des Vertrags von Nimwegen folgten die entscheidenden Schritte, die die Souveränität Frankreichs über die elsässischen Territorien ausdehnen sollte. Nur die freie Reichsstadt Straßburg war noch außerhalb des französischen Herrschaftsbereiches geblieben. Da rückte Ende September 1681 ein starkes Heer vor die Mauern dieser Stadt — drei Bataillone waren in aller Eile von Freiburg dorthin beordert worden — und am 30. September wurde angesichts der Aussichtslosigkeit eines Widerstandes die Kapitulation unterzeichnet. So war das mit Hartnäckigkeit und Konsequenz jahrzehntelang verfolgte Ziel der französischen Staatskunst erreicht: ganz Elsaß, flankiert von den beiden Ausfallstoren Freiburg und Breisach, stand nunmehr unter der Oberhoheit Frankreichs⁵.

Einige Tage vor der Übergabe Straßburgs hatte Ludwig XIV. seinen Entschluß bekanntgegeben, sich nach dem Elsaß zu begeben, um bei der Belagerung der Stadt zugegen zu sein und nach ihrer Einnahme den Treueid des Magistrats entgegenzunehmen. Diese Reise, die ursprünglich einen gewissen militärischen Charakter haben sollte, wurde nach der Kapitulation Straßburgs zu einem wahren Triumphzug, wodurch die Besitznahme der Provinz und ihrer Hauptstadt ihre feierliche Weihe erhalten sollte⁶.

Ludwig XIV. hatte schon im Jahre 1673 das Elsaß besucht und hatte sich auch — vom 1. bis 3. September — mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaat in Breisach, das schon durch den Westfälischen Frieden der französischen Krone zugesprochen worden war, aufgehalten. Aber die zweite elsässische Reise sollte die erste an Glanz und Prachtentfaltung weit in den Schatten stellen.

Am 30. September 1681 vormittags erfolgte der Ausbruch des Königs, dem sich der Kronprinz sowie der Bruder Ludwigs, der Herzog von Orléans, anschlossen. Die Königin

³ Benoist d'Anthenay, a. a. O., S. 111. Gleich nach der Einnahme von Freiburg sandte de La Grange einen Bericht an Louvois, in dem er darauf hinwies, daß es nötig sei, die Stadt zu befestigen. Die Stadt sei sehr ausgedehnt, gut gebaut und die Straßen sehr schön: „... Il serait à propos ... d'y établir un gouverneur populaire pour faire connaître à Allemagne la douceur de notre domination ...“

⁴ Roussel, Hist. de Louvois, Paris (1862/64) III, S. 38 ff.; Maurer, L., L'expédition de Strasb. ... 1681, Nancy, Paris, Str. (1923), S. 101 ff.; Stadtarchiv Freiburg (St.A. Frbg.), Ratsprotokolle (R.P.) 12. 6. 1679; 21. und 23. 8. 1680; 3. 9. 1680; 17. 8. 1681 usw.

⁵ Siehe u. a.: Immich, M., Gesch. d. europ. Staatensystems, München (1905), S. 30, 94 ff.; Haller, J., Tausend Jahre d.-frz. Beziehungen, Stuttg., Berlin (1930), S. 39 ff.; Zeller, G., L'Alsace française ..., Paris (1945), S. 2 ff.; Dollinger, Th., und Mez, R., in „Deux siècles d'Alsace française ...“, S. 12, 13, 61 f.

⁶ Pfister, Th., Le second voyage de Louis XIV en Alsace, Séances et trav. de l'Acord. des Sciences mor. et pol., II.S. 81, 1 Paris (1921), S. 401, 404; France-Lanord, A., L'œuvre de Vauban ... Annales de l'Est, 4^e série (1935), S. 236; Schmidlin, J., Breisacher Geschichte, Breisach (1936), S. 77/8.

Maria Theresia, die junge Gattin des Dauphin, Marie-Anne Christine von Bayern⁷, und auch die Herzogin von Orléans, Elisabeth Charlotte (Liselotte) von der Pfalz, die im Elsaß ihre Angehörigen wiederzusehen gedachte, folgten am Nachmittag⁸. An der Reise nahmen ferner teil: der Herzog von Condé, der Sohn des Großen Condé, dann Louis Armand de Bourbon, prince de Conti, und dessen Bruder, prince de la Rochesur Yon mit seiner Gemahlin, einer Tochter Ludwigs XIV. Die königliche Familie war von einem brillanten Gefolge und einer zahlreichen militärischen Bedeckung umgeben. Auch der Minister des Auswärtigen Colbert de Croissy — der frühere elsässische Intendant — und viele andere hohe geistliche und weltliche Würdenträger, wie der Bischof und Kanzelredner Fléchier, der königliche Historiograph Pellison und der „grand-prévost“ Marquis de Sourches begleiteten den Monarchen. Die Berichte — Briefe und Memoiren — der drei letztgenannten Persönlichkeiten sind eine wertvolle Quelle für diese zweite elsässische Reise und für den Aufenthalt Ludwigs in Breisach und Freiburg⁹.

Wir können in unserer Darstellung nicht auf alle Einzelheiten eingehen, zumal der Zug des Königs durch das Elsaß schon von dem verstorbenen Straßburger Historiker Charles Pfister ausgezeichnet geschildert worden ist. Es seien hier nur kurz die wichtigsten Etappen der Fahrt erwähnt: Nachdem Ludwig am 2. Oktober in Vitry-le-François (Marne) die Nachricht vom Fall Straßburgs erhalten und die Kapitulationsurkunde ratifiziert hatte, bewegte sich der glanzvolle Zug, begünstigt von prachtvollem Wetter, langsam durch Lothringen und die Vogesentäler, die im Herbstschmuck prangten und deren Naturschönheiten die Reisenden entzückten. Nach einem Halt in Bar-le-Duc und St. Dié durchquerte man das Markircher Tal, um am 14. Oktober in Schlettstadt einzutreffen, wo eine Abordnung des Straßburger Magistrats dem Herrscher huldigte¹⁰. Da aber in Straßburg die Vorbereitungen zum Empfang noch nicht zu Ende geführt waren und der Bischof Franz Egon von Fürstenberg noch nicht eingetroffen war, beschloß Ludwig, zuerst die Städte und Festungen Breisach und Freiburg zu besuchen. Über Markolsheim gelangte der König und sein imposantes Ehrengelände an den Rhein und setzte auf der Breisacher Schiffsbrücke, die unter dem Getrabe der Rosse und der Last der vielen Fahrzeuge erzitterte, über den Strom. Dessen Anblick scheint für manche eine Enttäuschung gewesen zu sein, da der Wasserstand damals außergewöhnlich niedrig war. Der Rhein, von dem man soviel gesprochen — schreibt Fléchier in seinem präzisen Stil — scheint allen Stolz abgetan und seine Fluten vor der Majestät des Königs gesenkt zu haben¹¹.

⁷ Pfister, Ch., *Le passage à travers l'Alsace de la Dauphine, février 1680. Séances et Travaux de l'Acad. des Sciences mor. et pol.*, N.S. 81, 1 Paris (1921), S. 388 ff.

⁸ *Mémoires du Marquis de Sourches*, herausgeg. v. Cosnac-Bertrand, P. I (1882), S. 39; Legrelle, A., *Louis XIV. et Strasbg.*, P. (1884), S. 567 f.; Pfister, a. a. O. 81, 1, S. 397 ff. und 82, 2, S. 367; siehe auch Funck-Brentano, *Liselotte, duchesse d'Orléans . . .*, Paris (1936), S. 73.

⁹ Für Fléchier siehe A. Fabre, *De la Corresp. de Fl. . . .*, P. 1871; Delacroix, A., *Hist. de F.*, Paris (1883); Pfister, a. a. O. 81, 1 (1921), S. 396; für Pellisson: *Lettres hist. de M.P.* III, P. 1729 ff.; siehe auch Pfister, 81, 2, S. 41, 42¹; für Sourches siehe oben Anm. 8; betr. Ch. Pfister: Salomon, H., und Bloch, M., *Revue hist.* (1933) II, S. 548 ff., und *Bibliogr. alsacienne*, Str. (1918/21), I, 144/5.

¹⁰ Pfister, a. a. O.; Reuß, R., *L'Alsace au XVII^e s.* Paris (1897/98), I, 253 f.; id., *Hist. de Strasbg.*, P. (1922), S. 254/5; Legrelle, a. a. O., S. 567 ff.; Maurer, a. a. O., S. 50 ff.

¹¹ Pellisson, a. a. O. III, S. 350; Fabre, *Corr. de Fl.*, S. 230 f.; Pfister, 81, 1, S. 406/7.

Die Stadt Breisach, „einer der schönstgelegenen Orte der Welt“, wie der Marquis de Souches begeistert ausruft, in die Ludwig XIV. am 15. Oktober mit seinem Hofstaat seinen Einzug hielt, hatte sich seit dem letzten Besuch (1673) vollständig verändert und war von Vauban in eine großartige Festung umgewandelt worden, die dank ihrer natürlichen Lage und der bei dem Bau entfalteten Kunstfertigkeit „uneinnehmbar, ja unzugänglich“ sein sollte¹².

Noch am Abend besichtigte Ludwig die Innenstadt, und am nächsten Tag inspizierte er die Truppen der Garnison sowie die Festungswerke¹³.

Schon zur Zeit des ersten Besuches Ludwigs XIV. hatte eine fieberhafte Bautätigkeit in Breisach eingesetzt. Tausende von Arbeitern waren bei den Festungsanlagen beschäftigt; auf einer Rheininsel, bei Biesheim, wo die meisten Bau- und Erdarbeiter in strohbedeckten Baracken Unterkunft gefunden hatten, war eine neue Siedlung entstanden. In der Stadt waren ungefähr 5000 Mann Garnisonstruppen einquartiert, was eine große Belastung für die Einwohner darstellte; die Straßen widerhallten vom Trommelwirbel und dem Geklirr der Waffen. Die Festungswerke waren unter Anwendung ungeheurer Mittel nach allen Seiten hin erweitert und vergrößert worden, so daß jetzt sieben bastionierte Fronten mit sieben Curtinen und acht Bollwerken, in deren Mitte sich große bombenfeste Gewölbe befanden, als innere Festungsgürtel die Stadt umschlossen. Im Innern der Festung ragte das massive Schloß mit seinem gewaltigen Hauptturm empor, umgeben von breiten, ausgemauerten Gräben und starken Mauern.

Im Jahre 1681 waren alle diese Bauten fast vollendet. Auch aus der „Strohstadt“ war eine richtige ummauerte Stadt mit steinernen Häusern und schnurgeraden Straßen — Villeneuve St. Louis genannt — geworden; eine dem heiligen Ludwig geweihte Kirche, ein Kloster und ein Gebäude für den höchsten elsässischen Gerichtshof waren dort errichtet worden.

In der Oberstadt, in der ein wiederaufgebautes großes Hotel „Zum goldenen Löwen“ seine gastlichen Pforten öffnete, erregten die schönen Bürgerhäuser, das Münster mit seinem reichgeschnitzten Hochaltar und vor allem die herrliche Rundsicht, die die Schloßbergterrasse gewährte, das Wohlgefallen der hohen Gäste. Und bewundernd schweifte ihr Blick über die fruchtbare, „so oft mit deutschem und französischem Blut getränkte Ebene“, in der sich Dörfer und Städte, umsäumt von grünenden Wiesen und Weinbergen, aneinanderreiheten, überragt von altersgrauen Burgen und Schlössern und begrenzt von der dunkeln Kette des Schwarzwalds und der Vogesen¹⁴.

¹² Souches, Mémoires, S. 32; Reuß, L'Alsace . . . I, S. 377 ff.; vor allem Kraus, F. X., Kunstdenkmäler des Großh. Baden, Tüb. und Leipz. VI, 1 (1904), S. 5 ff. Auch in dem „Mémoire“ von La Grange wird Breisach als der stärkste und schönste Ort des Königreiches bezeichnet. Es zählte (1697) zirka 500 Häuser, 800 Familien und 4600 Einwohner: siehe Hanem, a. a. O., S. 199; Schmidlin, Br. Gesch., S. 78.

¹³ Pellisson, III, S. 350: Besonderes Interesse zeigte der König für die neue Geschützgießerei; er probierte selbst dort einige neuartige, von einem spanischen Kapitän erfundene Mörser und Geschütze aus. Durch die Memoiren eines hohen Pariser Beamten, de L'Hermine, der das Elsaß und auch Breisach und Freiburg 1674/76 und 1681 — also ungefähr zur selben Zeit wie Ludwig XIV. — bereiste, sind wir über das Aussehen der beiden rechtsrheinischen Besitzungen Frankreichs gut unterrichtet: „Mémoires de deux voyages et séjours en Alsace . . .“, herausgeg. von J. Coudre, Mühlh. (1886); siehe auch Chuquet, A., Episodes et Portraits, Paris (1909), S. 47 ff.

¹⁴ L'Hermine, S. 49 ff.; Fabre, Corr. de Fléchier, S. 230 f.; Pfister, 81, 1 S. 405; Kraus, F. X., a. a. O.; France-Lanord, L'œuvre de Vauban, a. a. O. S. 236 und Revue d'Alsace 82 (1935), S. 89 ff.; siehe auch Martin, E., F.Z.G. 3 (1873/74), S. 271 ff.

Nach dem Aufenthalt in Breisach — am 15. und 16. Oktober — setzte sich der königliche Zug am Freitag, dem 17. Oktober, frühmorgens wieder in Bewegung. An Stelle des alten, früher so unsicheren Wegs¹⁵, der über Rimsingen, Tiengen, St. Georgen nach Freiburg führte, war in den letzten Jahren eine sehr breite Straße gebaut worden. Der König lehnte es jedoch ab, unterwegs haltzumachen und zu speisen, da alle diese Dörfer österreichisch geblieben waren und den Franzosen nur ein Durchzugsrecht zugestanden worden war. Während der Fahrt soll Ludwig XIV. öfters seinem Unwillen darüber Ausdruck gegeben haben, daß es dem früheren Staatssekretär de Pomponne nicht gelungen sei, diese Ortschaften unter französische Botmäßigkeit zu bringen¹⁶.

In Freiburg war es schon anfangs Oktober bekanntgeworden, daß der neue Souverän der Stadt einen Besuch abstatten werde. Diese Nachricht versetzte natürlich die städtischen Behörden in begreifliche Aufregung.

An der Spitze der städtischen Verwaltung standen damals die schon bejahrten „Häupter“ Dr. Johann Schmidt, Wolfgang Heinrich von Pflaumern und Jakob Fattet, denen neun „beständige Räte“ zur Seite standen. Das wichtige Amt des Stadtschreibers, des Vorstandes der Ratskanzlei, bekleidete der fähige Gabriel Joseph Preiß, der mit gewandter Feder die Ratsprotokolle — eine der ausschlusreichsten Quellen für die Stadtgeschichte — führte. Zwei andere markante Persönlichkeiten waren der Amtschreiber Johann Baptist Brenzinger und der Gerichtschreiber Jean Guillaume Le Chasseur — alias Jäger —, der den „frantsosen bestens zuegneigt und zuegetan“ war¹⁷.

Bereits am 6. Oktober notiert der Stadtschreiber, daß der Königsleutnant¹⁸ es für erforderlich halte, daß zum Empfang des Königs eine „Triumphporten“ sowohl unter dem Schwabentor als auch vor dem Palais des Basler Domkapitels, dem „Basler Hof“, errichtet werde. Es wurde sodann im Räte eifrig diskutiert; man konnte sich jedoch noch nicht darüber einig werden, ob die „Beneventirung Ihro König(ichen) Majestät“ außerhalb der Stadt, oder ob dies in dem „logiment“, dem Basler Hof, geschehen und ob der Gerichtschreiber Jäger damit beauftragt werden solle. Wegen der Ehrenpforten sollte sofort durch den Ratsherrn J. Chr. Rieher¹⁹ das Nötige beim Schreiner und Maler veranlaßt werden. Der Substitut des Stadtschreibers wurde am selben Tage noch nach Breisach gesandt, um weitere Informationen einzuholen. Am folgenden Tag wurde auf Anweisung des französischen Kommissärs, als Vertreter des Intendanten, angeordnet, daß die Stadt, aber auch die Quartiere der Offiziere aufs gründlichste zu säubern seien, ferner müßten Hafervorräte im Kornhaus bereitgestellt und auch die Brücke beim Schwabentor repariert werden . . . Am 11. Oktober wurde dem Bau- und Quartieramt aufgetragen, die von dem Kommissär verlangte

¹⁵ L'Herminie, S. 58: „de véritables coupe-gorges“ (Halsabschneider-Räuberhöhlen).

¹⁶ Pfister, 81, 1, S. 406; Sourches, S. 32 f.

¹⁷ Siehe Dammert, F. L., Freiburg in der zweiten Hälfte des XVII. Jh., F.F.G. 4 (1875/78), S. 60 ff.; Brenzinger, H., Das Geschlecht der Brenzinger, Privatdruck (1949), S. 215 ff.; siehe auch Neustädter, frz. Univer., S. 7, und passim.

¹⁸ Stadtarchiv Freiburg, Ratsprotokoll 1681, S. 1359: Der Königsleutnant hatte in Abwesenheit des Gouverneurs das Kommando über Garnison und Bürgerschaft. Der bisherige Gouverneur, Marquis de Chamilly, war zum Gouverneur in Straßburg ernannt worden und sein Nachfolger du Fay war noch nicht eingetroffen. Siehe Marion, M., Dictionnaire des Institutions de la France au XVII^e siècle p. (1923), S. 336; für Commissaire ebenda, S. 120.

¹⁹ R. P. 1681 Oct. 6. — Schreiber, H., Gesch. d. St. Freiburg i. Br., IV (1858), S. 220 Anm.; Brenzinger, S. 258.

„Möbelirung“ für die für den König und sein Gefolge bestimmten Gemächer im „Basler Hof“ leihweise bei den Kaufleuten zu besorgen²⁰, dann seien auch Fronarbeiten zu bestellen, um Kanäle und Gräben auszuputzen, da sich Herr Chevallier²¹ — wohl der Kommissär — entschlossen habe, „das Wasser laufen zu lassen“²². Die Ausführung einer Triumphpforte und eines Baldachins („Himmel“) wurde dem in Lyon geborenen Maler Matheus Schweri übertragen, wofür er die Summe von 30 Gulden erhielt²³. Am 16. Oktober — am Vorabend des großen Ereignisses — verlangte der Kommissär nochmals nachdrücklich, die Reinigung der Gassen „bey straff“ anzubefehlen und auch die „herdt“ (Diehherden) herauszulassen. Weiterhin trug er dem Magistrat auf, Fische zu besorgen und zur nächtlichen Beleuchtung Laternen auf dem Münsterturm und im unteren Gange des Domes aufzustellen. Der Rat veranlaßte ferner, die Pferde in der nördlichen Vorstadt Neuburg beisammenzuhalten und ohne Vorwissen des Kommissärs keine ausfolgen zu lassen. Und als zu Ende der Sitzung der Königsleutnant den Rat am 16. Oktober 1681 wissen ließ, daß der König am nächsten Morgen „zeitlich“ anlangen werde, wurde beschlossen, daß der ganze Magistrat — „in schwarz bekleidet“ — am nächsten Morgen um 8 Uhr im Kaufhaus erscheinen solle²⁴. Als der große Tag endlich angebrochen war²⁵, versammelten sich die drei Häupter, der Stadtschreiber und die beständigen Räte²⁶ vollzählig zur bestimmten Stunde in dem Saal des stattlichen Kaufhauses auf dem Münsterplatz. Von dort begaben sich alle, mit Ausnahme des Stadthalters Dr. Schmidt, der wegen eines „ublen pedals“²⁷ daran verhindert war, vor das Schwabentor zur Dreisambrücke. Häupter und Räte, von denen einigen die Ehre zufiel, die Stangen des „Himmels“ zu halten, nahmen daselbst Aufstellung.

Auch die gesamte Geistlichkeit fand sich schon gegen 7 Uhr morgens im Münster ein und zog hierauf in der üblichen Ordnung — ein Kruzifix, zwei Fahnen und ein Baldachin voraustragend — gleichfalls zu der neben der Dreisambrücke errichteten Ehrenpforte, wo sie zusammen mit dem Magistrat die Ankunft des Königs erwarteten.

Ihre Geduld wurde aber auf eine harte Probe gestellt, da das Eintreffen der hohen Herrschaften sich sehr verzögern sollte. Jedoch schon von 8 Uhr an und während des ganzen Vormittags rollte unaufhörlich eine große Anzahl der verschiedensten Fahrzeuge an ihnen vorbei und wendete sich der Innenstadt zu: leichte und schwere Lastwagen und Fuhrwerke, die mit Gepäck und auch mit Lebensmitteln beladen waren, gefolgt von einer Unmenge von Kutschen, Pferden, Saumtieren und ihren Treibern.

²⁰ R.P. 1681 Oct. 7 (S. 1361), Oct. 16 (S. 1367 f.).

²¹ Vielleicht identisch mit Chevalier, Sieur de la Garde, der mit einer Tochter des † Stadtschreibers Dogl verheiratet war; siehe Akten Dogl, XIV (St.Arch.), 1680/97.

²² Ratsprotokoll, S. 1366.

²³ Amtsprotokoll St.A., fol. 69 b (1681, Okt. 25); siehe Brenzinger, a. a. O., S. 268 f.

²⁴ R.P. 1681 Oct. 16 (S. 1367 f.); für Kaufhaus siehe F. Hefele, Schauinsland, Jahrl. 51/3 (1926), S. 1/24, und Brenzinger, S. 218 f.

²⁵ Für den Einzug des Königs: Die lateinische Schilderung im Protokollbuch der Franziskaner (St.A. Freiburg), S. 392/394 (ein Auszug bei Schreiber IV, S. 212/3, ausführlicher, aber mit manchen Unrichtigkeiten bei Bader, J., Gesch. d. St. Freiburg (1883), S. 169 ff.); ferner der Bericht des Stadtschreibers Preiß im Ratsprotokoll 1681 Oct. 17, 20 (S. 1368 ff.); siehe auch Protokollbuch des Klosters St. Clara zu Freiburg, Handschrift 217 (Generalandesarchiv Karlsruhe), fol. 296.

²⁶ R.P. S. 1368; vgl. auch Schreiber IV, 208 Anm. Die neun beständigen Räte („Zwölfer“) waren: Schaal, Schließ, Spindler, Dr. Benz, Gerwick, Bosch, Rieher, Brenzinger, Kaus.

²⁷ R.P. a. a. O.; Dammert, S. 63.

Endlich gegen 2 Uhr, nach fast sechsständigem Ausharren, näherten sich die vier Kompanien der königlichen Schweizer Garde, die den Vortrab des Zuges bildeten, und deren prächtige, blaue mit rot ausgeschlagenen Uniformen alle Augen auf sich zogen²⁸. Aber noch mehr wurde die prunkvolle Leibwache, die zu beiden Seiten der königlichen Staatskarosse und ihr voraus ritt, bewundert. Die reichgeschmückte vergoldete Prachtkutsche „von unschätzbarem Werte“, in der außer dem Monarchen und der Königin noch der Kronprinz und der Bruder des Königs und ihre Gemahlinnen Platz genommen hatten, wurde von acht Pferden gezogen. Dann kam das zahlreiche Gefolge mit Lakaien und Bedienten in vielen Kutschen und Sänften²⁹, denen sich wiederum vier Abteilungen „Schweizer“ und unzählige Offiziere, Reiter und Soldaten, die unablässig vorbeidefilirten, anschlossen³⁰. Staunend betrachteten die aus Stadt und Land herbeigeströmten Zuschauer dieses außergewöhnliche Schauspiel, das sich ihren Augen bot.

Inzwischen hatte sich die königliche Karosse den Häuptern und Räten der Stadt genähert. Diese — wie der Stadtschreiber berichtet — „haben sich sammentlich auff ein knieh begeben und der H. Lieut(enant) du Roy selbige praesentirt“, aber zu ihrer großen Enttäuschung „haben sich aber Thro Maj(estät) nit aus der gutschen erhoben, sondern vermeldet, daß es Thro zu guethen gefallen gereiche“. Und so mußte der Magistrat und „sammentliche clerisei“ mit Kreuz, Fahnen und „Himmel“ kleinlaut den Rückweg in die Stadt antreten, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, den König willkommen zu heißen. Dieser fuhr — von vielen ungesehen — mit seiner Suite zum Basler Hof in der „Hauptgasse“³¹, wo er ein wohl vorzügliches Mahl einnahm, das seine gute Laune anscheinend wiederherstellte, denn schon nach einer Stunde ungefähr saß Ludwig XIV. zu Pferd und zeigte sich in festlichem Gewande der Menge, die ihn zu sehen verlangte. Als der Monarch erschien, donnerten dreimal die Kanonen, um auch der nicht im Weichbild der Stadt wohnenden Bevölkerung die Anwesenheit der hohen Gäste anzukündigen. Der König wollte sich hierauf mit seinem Sohn und dessen Gemahlin auf den Schloßberg begeben, um die Festungswerke anzusehen, aber es lag ein solch dichter Nebel über der Stadt, daß man kaum ein paar Schritte vor sich sehen konnte. Er verzichtete deshalb auf diese Besichtigung und begnügte sich damit, einen Rundgang zu machen, um die Bastionen und Außenwerke in Augenschein zu nehmen sowie einige Bataillone der „Garnisonsvölker“ zu inspizieren³².

Zur Zeit des königlichen Besuches waren gerade die Demolierungsarbeiten zum Zwecke des Festungsbaues in vollem Gange. Eine der schönsten Vorstädte, die Neu(en)-burg im Norden vor dem Christophstor, war zum Leidwesen der Bewohner bereits zerstört worden und auch die Niederlegung der Prediger- und der Lehener Vorstadt war fast beendet. Aber trotz all der Trümmer und Ruinen, die man überall erblickte, machte Freiburg, vor allem die stattlichen, buntbemalten Bürgerhäuser und das Wunderwerk des Münsters einen hervorragenden Eindruck auf die Besucher. Die munteren Bächlein und Springbrunnen in den Straßen fanden besonderen Gefallen. Auch die gute, würzige Luft — dank derer die Einwohner gewöhnlich ein hohes Alter erreichen — wird lobend hervorgehoben³³.

²⁸ Die sogenannten „Cent-Suisses“, siehe Marion, a. a. O., S. 352 f., 356 f.

²⁹ Prot. St. Clara a. a. O.: „wol 200 gutschen und senften“.

³⁰ Prot. St. Clara a. a. O.: „bei 1500 francefische velger (Völker) haben vor der stat in den derfern lofiert (logiert).“

³¹ Gesch. Ortsbesch. d. St. Freiburg. . . . II (1903), S. 128.

³² Souches, S. 33; Pellisson, S. 356.

³³ Pellisson, S. 352; Souches a. a. O.; L'hermine, S. 58 ff.

Gegen 4 Uhr hatte sich die Königin unterdessen mit den vornehmsten Persönlichkeiten ihres Hofstaates in einer prächtigen Karosse zur Franziskanerkirche — gegenüber dem alten Rathaus — führen lassen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Sie wurde am Eingang vom Guardian und seinen Ordensbrüdern feierlich empfangen. Dieser hielt der Königin das Kruzifix entgegen, welches sie, sich tief bis zur Erde verneigend³⁴, „gemäß der frommen Sitte der katholischen Könige und Königinnen“, ehrfürchtig küßte. Nachdem sie sich dann mit Weihwasser besprengt, nahm sie nahe bei der Chorschranke Platz und wohnte, mit erhobenen Händen inbrünstig betend, dem ganzen, von Chorgesängen umrahmten Despergottesdienste bei. Hierauf kehrte sie mit ihrem Gefolge wieder in den Basler Hof zurück.

Abends lud der König „das gesambte vornehme frauenzimmer“ zu einem Festmahl ein. Die dabei aufgetragenen Forellen und der Rheinsalm scheinen besonders gut gemundet zu haben³⁵. Von den Häuptern und Räten, die nachmittags noch dem Kriegsminister Louvois ihre Aufwartung gemacht hatten, war niemand geladen worden; der Stadtschreiber bemerkt nur im Ratsprotokoll, daß der Obristmeister Fattet und er selbst Gelegenheit hatten, als Saungäste den König und seine Familie speisen zu sehen.

Nachts wurde das Münster durch Laternen und die Bürgerhäuser mit an den Fenstern aufgesetzten Lichtern illuminiert³⁶. Die ganze Nacht hindurch herrschte geradezu eine Totenstille in der Stadt, da ausdrücklich angeordnet worden war, daß weder Glockengeläute noch Menschenstimmen die Ruhe der hohen Gäste stören sollten. Dieser Befehl wurde getreulich befolgt, so daß die sonst so belebte Stadt wie ausgestorben schien³⁷.

Am nächsten Morgen, schon gegen 6 Uhr, begab sich Ludwig zu Fuß auf den Schloßberg, um die Festungswerke, deren Bau schon sehr weit fortgeschritten war, eingehend zu besichtigen. Der Himmel war zwar noch sehr bewölkt und die vielbewunderte Aussicht von der Höhe des Schloßbergs auf den Breisgau und seine lieblichen Täler war infolge des noch herrschenden Nebels ziemlich verdeckt³⁸.

Der König zeigte sich jedoch über den Fortgang der unternommenen Bauten hochbefriedigt. Diese grandiosen Fortifikationsanlagen³⁹ — Vaubans Meisterwerk — wurden terrassenförmig in vier Abstufungen ausgeführt: ein erstes Hornwerk mit unergründlich tiefen Gräben, dann die sogenannte Sternschanze (Fort de l'Etoile), die ebenfalls mit Gräben „von grausiger Tiefe“ versehen war. Darüber erhob sich das Fort de l'Aigle, ein richtiger Adlerhorst, von dem man in das vierte Werk, dessen innerer Platz das Schloßgebäude einnehmen sollte, gelangte. Das Ganze wurde von einem Kranz von Basteien, Hornwerken, Pulvertürmen, Arsenalen, Kasernen usw. abgeschlossen.

³⁴ Prot. St. Clara a. a. O.; Pfister, 3^e voyage de L. XIV, Séance et travaux . . II.S. 82 (1922), S. 378/9.

³⁵ R.P. 17. Oct., S. 368 f.; Pellisson, a. a. O., S. 352 f.; Pfister, 81, 1, S. 406: Auch „Wildpret“ wurde vom Magistrat besorgt (für 35 fl. 18 b.), Amtsprot. 1681, fol. 69 b.

³⁶ Siehe Hefele, F., Freiburg als v.ö. Stadt, Oberrh. Heimat (1941), S. 277.

³⁷ Nach dem „Mémoire“ des Intendanten hatte Freiburg (1697) 800 Häuser und 4000 Einwohner: siehe Benoist, a. a. O., S. 86; Hanem, S. 199.

³⁸ Pellisson, S. 355.

³⁹ Für Festung: Pellisson, Sources, a. a. O.; Schreiber, a. a. O., S. 209 ff.; Neustädter, frz. Univ., S. 12, und die dort aufgeführte Literatur.

Nach seiner Rückkehr vom Schloßberg — gegen 9 Uhr — wohnte Ludwig XIV. mit seiner Gemahlin einem Hochamt mit Te Deum im Münster bei. Zwei Häupter, Fattet und von Pflaumern, und die beständigen Räte waren ebenfalls im Thor zugegen. Nach dem Festgottesdienst nahmen die städtischen Behörden vor der Kirche Aufstellung, um dem Monarchen „allerunderthänigst“ aufzuwarten. Dieses Mal zeigte sich der König gnädiger als am Vortage. Es haben — wie der Stadtschreiber mit Befriedigung festgestellt ⁴⁰ — „auch Thro Maj.(estäten) der König und (die) Königin den Magistrat selbstn ahngeredet, ob dieses der Magistrat, undt als man mit Ja geandwortet und sich weiteren Königl. gunst und protection recommendirt, Sie geandwortet das(s) man sich Ihrer beständigen affection zue versichern habe . . .“ Der gleichfalls anwesende Intendant nahm hierauf die weiteren „Praesentationen“ vor. Dann kehrten die Majestäten nochmals in ihre Quartiere zurück, wo Ludwig die Damen zu einem Frühstück einlud, das an einer großen, schön geschmückten und wohlbesetzten Tafel serviert wurde. Um 10 Uhr verließen die königliche Familie und der ganze Hofstaat die Stadt und kehrten mit demselben Pomp, wie sie gekommen, nach Breisach zurück, wo sie ziemlich frühzeitig ankamen.

Nach einem kurzen Besuch in Hüningen und Kolmar erfolgte endlich am 23. Oktober 1681 der feierliche Einzug in Straßburg ⁴¹. Am 24. Oktober überschritt der König die Rheinbrücke und machte einen kurzen Besuch in Kehl, das damals unter französischer Herrschaft stand. Nach dreitägigem Aufenthalt in Straßburg trat dann Ludwig die Rückfahrt über Nancy—Meß—Longwy an und traf am 18. November wieder in Fontainebleau ein.

Die lange Reise, die ungefähr sieben Wochen in Anspruch genommen, die den König und den Hof bis zu den äußersten Vorposten seines Reiches geführt, und auf welcher er unermüdetlich so viele Städte und Dörfer, Festungen, Zeughäuser usw. besichtigt hatte, war zu Ende ⁴². Nicht ganz zwei Jahre nachher unternahm er nochmals mit seiner Familie, aber mit einem nicht so zahlreichen Gefolge eine dritte Reise ⁴³ durch das Elsaß, die ihn über Belfort nach Straßburg, Kehl und auch Saarbrücken führte, nahm aber davon Abstand, Breisach und Freiburg, das bis 1697 unter französischer Botmäßigkeit blieb, wiederum aufzusuchen.

⁴⁰ R.P. 20 Oct. (S. 1369 f.).

⁴¹ Pfister 81, 2, S. 32/34; Legrelle, a. a. O., S. 575 ff.; Reuß, Hist. de Strasbourg, S. 255/6; Welschinger L'entrée triomphale de L. XIV, Revue cathol. d'Alsace N.S. (1920), S. 578 ff. u. a.

⁴² Pfister, 81, 2, S. 45.

⁴³ Pfister, 3^e voyage II.S. 82 (1922), S. 354/79.

Das älteste Stadtbild von Waldkirch

Von Hermann Rambach

In der St.-Sebastians-Kapelle auf dem alten Friedhof in Waldkirch hängt ein für die Heimatgeschichte besonders wertvolles Bild. Wir sehen darauf zwei schwebende Engel, wie sie das mit reichem Barockrahmen umgebene Gnadenbild „Mariahilf“ über Stift und Stadt Waldkirch halten. Unsere besondere Aufmerksamkeit fordert diese älteste unter den bis jetzt bekanntgewordenen Darstellungen des Ortes. Signum und Jahreszahl fehlen. Es stehen uns auch keine urkundlichen Nachrichten über Stifter und Hersteller zur Verfügung. Um so reizvoller muß es sein, diesen nachzuspüren. Dazu bietet das Bild selbst bei genauer Beobachtung allerlei Merkmale, die uns der Beantwortung dieser Fragen näherbringen.

Das Landschaftsbild wurde schon mehrfach abgezeichnet. Die beste Kopie fertigte K. O. Fritz für den Schauinsland-Jahrlauf 1906 (Seite 57)¹.

Im Frühlicht eines sonnigen Tages sehen wir Waldkirch von Norden. Draußen in der Denzlinger Bucht wogen dichte Nebelschleier, aus denen nur schwach die Kuppe des Mauracher Berges herausragt. Durch sanftgewelltes Wiesengelände führt rechts im Vordergrund ein Fußweg an einer Baumgruppe vorbei. Es ist wohl das Papiergäßle, das sich seither tief in das fruchtbare Erdreich eingrub und damals, wie heute, Verbindungsweg von der „Hohe“ zur Papiermühle war².

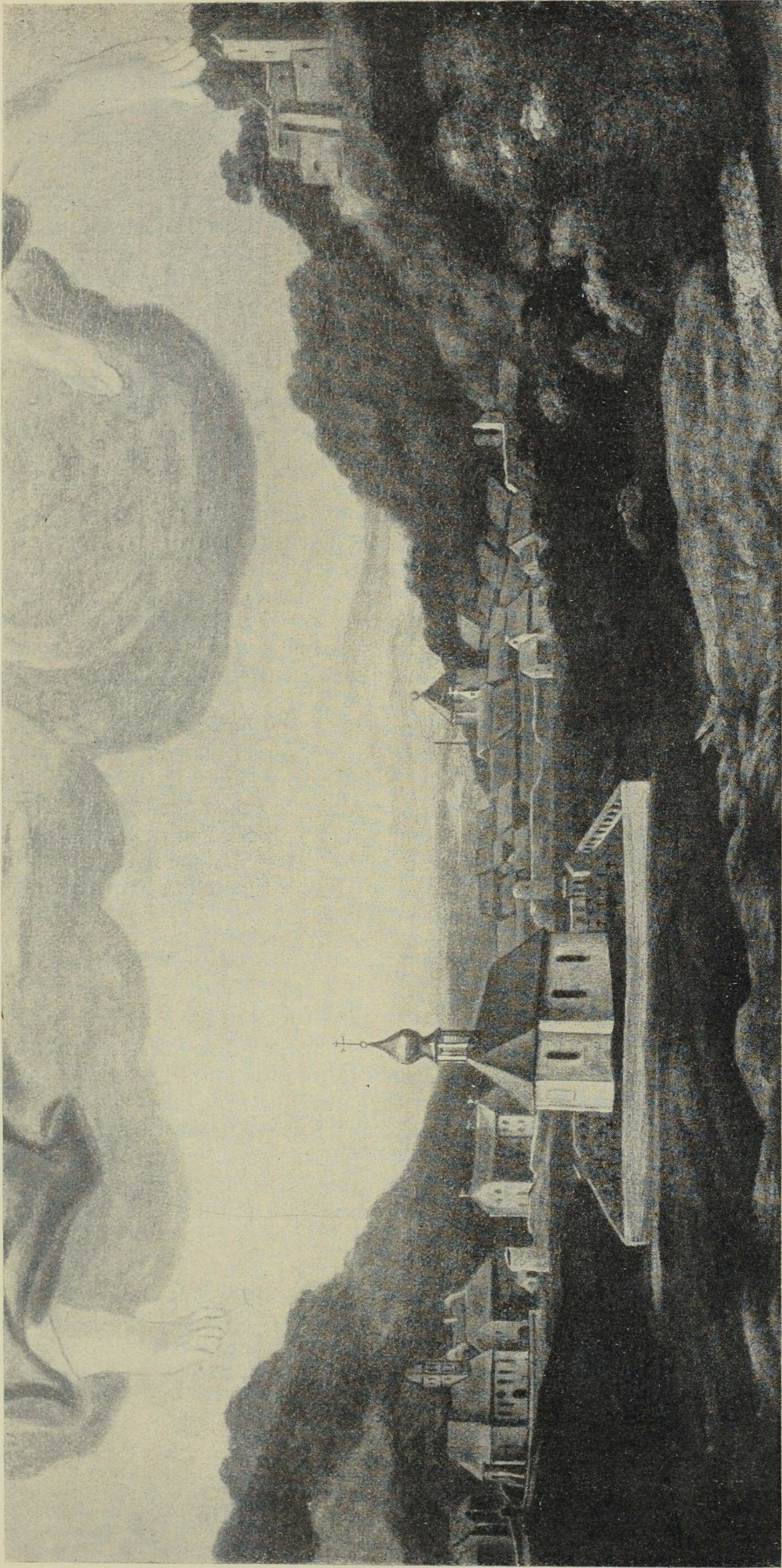
Die Mitte des Bildes beherrscht der

Friedhof

mit der Kapelle des hl. Sebastian. Um sie besser sichtbar zu machen, stellte sie der Maler diagonal zur Ummauerung. Wir wissen nicht, inwieweit ihm auch für die übrige Darstellung zur naturgetreuen Wiedergabe freie Hand gelassen war. Es will uns scheinen, daß die Wünsche des Auftraggebers die Gestaltung des Werkes stark beeinflussten. Friedhof und Kirche wurden 1629/30 in der Notzeit einer Pest vom Kollegiatstift St. Margaretha errichtet. Die Kirche sowohl als auch ein großer Teil der alten Friedhofsmauer sind noch erhalten. An der Kirche hat äußerlich nur der Dachreiter Form und Platz gewechselt. Wegen Baufälligkeit wurde um 1858 über dem Portal ein neuer Dachreiter in gotischem Stil errichtet. Der Umstand, daß der Maler den Thor nur drei-, statt fünfseitig darstellt, läßt vermuten, daß er das Bild nicht nach der Natur, sondern nach einer Skizze in seiner Werkstätte anfertigte. Ein großer Teil der Umfassungsmauer ist schon vor Jahren infolge mangelhafter Pflege eingestürzt. Am Restbestand lassen sich die auf dem Bild deutlich erkennbaren Nischen noch gut feststellen. Die überdachten Eingänge und das Beinhaus wurden vermutlich im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts abgetragen.

¹ Eine verkleinerte Wiedergabe bei Max Wezel: Waldkirch im Elztal, 2 Teile, Freiburg 1912 und Waldkirch 1923, Seite 25. Die Federzeichnung in: 1000 Jahre Waldkirch, Waldkirch 1936 (ohne Seitenzahlen!) ist ungenau.

² Aus der Papiermühle wurde 1858 eine Florettseidenspinnerei.



Das älteste Stadtbild von Waldkirch

Ausschnitt aus dem Maria-Hilf-Bild in der Friedhofskapelle St. Sebastian zu Waldkirch

Hinter dem Gottesacker zieht durch die ganze Bildbreite die Darstellung von Stift und Stadt. Etwa ein Fünftel davon nehmen die Stiftsgebäude ein. Der Maler schließt die mauerumgebene Stadt unmittelbar daran an. Ein Teil davon ist durch die Friedhofskapelle verdeckt.

Aus dem linken Bildrand ragt eine mit Mauer und Tor umgebene Gebäudegruppe. Bis zur jüngsten Renovierung des Bildes war diese durch den Rahmen fast völlig verdeckt und wurde bisher von keinem Kopisten beachtet. Die Sichtbarmachung dieses Komplexes ist allein schon ein beachtlicher Gewinn der neuesten Instandsetzung³. Wir können mit Sicherheit behaupten, daß wir hier das Bild der

Kyffelburg

vor uns haben, über deren Aussehen wir bisher völlig in Unkenntnis waren. In einer Urkunde vom 29. Dezember 1485 wird sie beschrieben als Haus und Hof in Waldkirch, genannt die Kyffelburg, mit Mauern, Gräben und Gärten⁴. Was wir im Bilde sehen, ist ein Teil der Ringmauer, und in dieser, nach Westen gekehrt, ein überdachtes Tor. Innerhalb des Beringes stellen wir zwei aneinandergebaute Häuser fest, von denen das höhere mit einem Vorbau (vielleicht Treppenturm) sich als Hauptgebäude zu erkennen gibt. Die nahe Lage der Kyffelburg beim Kloster läßt darauf schließen, daß sie schon von alters her zu diesem in engem Verhältnis stand. Von 1280 bis 1453 lassen sich dort die Herren von Discherbach als Ministerialen des Klosters nachweisen. Dann wurde die Burg durch den klösterlichen Freivogt Hans Werner von Schwarzenberg aus der Lehenschaft des Stiftes ausgeschieden, kam aber, nach mehrfachem Besitzwechsel, am 16. Juli 1490 endgültig wieder in das Eigentum des Gotteshauses. Wohl nicht umsonst gab man dem Bau den Namen: „Kyffelburg“. Frühe Nachrichten über ihren Besitzstand fehlen vollkommen, die späteren jedoch lassen noch manche Schlüsse zu, daß es ihretwegen oft zum „kiffeln“ (zanken) kam und Span und Zwietracht darob entbrannten. Das Stift machte die Kyffelburg zum Wohnsitz seiner Kustoden, bis sie schließlich „in solche Umständ geraten, daß man darin, besonders bei sich öfters ereigneten heftigen Windstößen ohne billigen Schrecken und Furcht eines endlich erfolgenden Ruins nicht mehr wohnen könne“. Das Stiftskapitel beschloß aus diesem Grunde am 25. Februar 1762, das alte, sehr hohe Haus ob der Kirche abbrechen und an der gleichen Stelle ein neues erbauen zu lassen⁵.

Unmittelbar an den Kyffelburger Zwinger schließt sich die Mauer des Friedhofs um das

St. - Margarethen - Münster ,

der Stifts- und Pfarrkirche von Waldkirch, an. Wann sie erbaut wurde, wissen wir nicht. Erst verhältnismäßig spät liegt die erste, bis jetzt bekanntgewordene, urkundliche Erwähnung (1423). Ungeachtet dessen darf aus guten Gründen angenommen werden, daß das Kloster schon zeit seines Bestehens (gegründet um 918) eine eigene Kirche hatte und diese der Patronin Sankt Margaretha geweiht war. Sie stand wohl an der gleichen Stelle wie die auf unserem Bilde dargestellte. In der Bulle des Papstes Alexander III., in welcher alle Waldkircher Kirchen und Kapellen genannt werden,

³ Restauriert 1944. Näheres siehe im Text.

⁴ Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band 36 alte Folge, S. 309.

⁵ Protokoll des St.-Margarethen-Stifts 1737 bis 1776. Seite 95 f. General-Landesarchiv Karlsruhe, Protokollsammlung Nr. 13 040. In der Gartenmauer des Anwesens Dettenbachstraße 1 (früher Kustodie) steckt ein Stück altes Mauerwerk mit zwei schmalen Scharten. Wahrscheinlich rührt dieses von der Kyffelburg her.

wird die Klosterkirche zwar nicht erwähnt. Hieraus aber den Schluß zu ziehen, daß sie damals noch nicht bestand, wäre bestimmt falsch. Bei der Aufzählung des klösterlichen Besitzes fiel ihre besondere Hervorhebung deswegen aus, weil sie einen integrierenden Bestandteil des Klosters bildete. Der Inhalt der Bulle des Papstes Innozenz IV. von 1249 hingegen setzt das Bestehen einer eigentlichen Klosterkirche voraus. Aus unserer Abbildung lassen sich auf den Baustil kaum stichhaltige Schlüsse ziehen. Mit Ausnahme des Helmes scheint der Turm, und möglicherweise auch das Langhaus, romanisch gewesen zu sein. Wenn uns auch keine Maße bekannt sind, so dürfen wir doch annehmen, daß der viereckige Turm viel wuchtiger gebaut war, als ihn unser Maler wiedergibt, trug er doch seit 1517 neben dem anderen Geläute die schwere, herrliche Pfannaglocke des Meisters Jörg Gunthelm von Straßburg. Auch das Stiftsarchiv war darin untergebracht, bis es später im Kapitelshaus Aufnahme fand (1553). Der Turm ist auf der Westseite in das Langhaus gestellt und überragt das hohe, steile Dach der Kirche mit zwei Geschossen. Diese sind durch ein Gurtgesims getrennt und haben auf jeder der sichtbaren Seiten je ein Fensterpaar. Unter den Fenstern der Nordseite des ersten Geschosses prangt ein großes Zifferblatt. Von Meister Wilhelm Schlosser von Staufeu ließ das Stift im Jahre 1532 „eine Uhr mit Zitglocken“ anfertigen⁶. Der Turmhelm, wohl aus dem 17. Jahrhundert, ist mit einem einfachen Kreuz gekrönt. Wenn unsere Darstellung stimmt, so war das Langhaus siebenachsig. In der vierten Achse bemerken wir unter einem Rundfenster den nördlichen Eingang. Vielleicht ist es die Segenstür, von welcher uns das Ampsche Anniversar von 1584 berichtet, daß in ihrer Nähe u. a. der Dekan Johannes Rasor um 1450 seine letzte Ruhestätte fand⁷.

Nach Zoepfl wurde gewöhnlich vor dem nördlichen Portal die Einsegnung der Ehen vorgenommen, daher der Name Segenstür⁸. Man könnte geneigt sein, hier den Haupteingang zu suchen. Ungewöhnlich wäre dies bei mittelalterlichen Kirchen nicht, zumal die St.-Walburgis-Kirche sehr nahe an die Westseite stieß. Für feierliche Einzüge wäre der Raum dort wenig geeignet gewesen. Um so willkommener war der abseitige Platz im Glockenhaus denjenigen Kirchenbesuchern, welche in ihrer besondern Andacht nicht gerne gestört sein wollten. Das herrschaftliche Amtsprotokoll von 1672 berichtet nicht umsonst, daß dort „Tobak getrunken, und Karten gefunden“ wurden⁹. Damals, wie später gar oft, klagte die Geistlichkeit über jene Kirchgänger, die sich mit Vorliebe im Halbdunkel der Empore herumdrückten. Gemessen am Turm scheint das Langhaus ziemlich breit gewesen zu sein. Äußerlich ist eine Unterteilung in mehrere Schiffe nicht feststellbar. Auch aus dem, was wir bisher über sein Inneres wissen, finden sich keinerlei Hinweise nach dieser Seite. Ein Querschiff fehlt völlig. Der Chor ist etwa halb so lang wie das Langhaus und überragt dieses. Schon hieraus ist ein Schluß auf späteren An- oder Umbau möglich. Die Apsis besteht aus drei Teilen eines Sechsecks. Wie wir aber bei der Friedhofskapelle feststellten, dürfen wir dem Maler in bezug auf wirklichkeitstreue Wiedergabe nicht allzuviel Glauben schenken. Kräftige Strebepfeiler deuten auf eine gewölbte Decke hin. Aus all dem scheint es sicher, daß dieser Teil im gotischen Stil errichtet war. Im Jahre 1496 kam in den Chor ein neuer Hochaltar, den zwei Brüder aus Hagenau und Straßburg her-

⁶ Wezel a. a. O. S. 486.

⁷ Wezel a. a. O. S. 581.

⁸ Friedrich Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte I. Band, Freiburg 1931, S. 420.

⁹ Amtsprotokolle der Herrschaften Kapfel- und Schwarzenberg 1671/85, Verhör vom 14. 12. 1672. General-Landesarchiv Karlsruhe.

stellten¹⁰. Leider findet sich auch nicht mehr die leiseste Spur von diesem gewiß beachtenswerten Werk. Der Nordseite des Chores ist ein Bau angegliedert, welcher die Länge des Chores bis zur Apsis einnimmt und mit seinem schmalen Fensterchen wohl als Sakristei diente. Die St.-Michaels-Kapelle stand auf der anderen, hier nicht sichtbaren Seite zwischen Kirche und Propstei. Das alte St.-Margarethen-Münster wurde im Jahre 1732 wegen Baufälligkeit abgetragen. Peter Thumb errichtete an seiner Stelle einen hohen, geräumigen Neubau, der sich in seinen edlen Mäßen würdig einreihet unter die anderen Werke dieses vielgerühmten Vorarlberger Meisters. In den Fundamenten im Keller unter der Sakristei sind noch Spuren des alten Baues zu sehen, die zwei interessante Feststellungen ermöglichen. Danach war erstens die alte Kirche stärker geostet wie die jetzige, und zweitens bestand ihr Fundament, wohl aber auch weitere Teile — wenn nicht gar der ganze Bau — aus Wackensteinen. Hieraus erhellt die Ursache, weshalb schon im 17. Jahrhundert über die Baufälligkeit der Kirche geklagt wurde. Weitere Reste alter Baufundamente, die noch nicht näher untersucht sind, finden sich unter dem Boden der jetzigen Kirche und auf dem alten Kirchhof rechts des Chors.

Dicht beieinander sehen wir rechts der Kirche eine Gruppe von drei Gebäuden. Auch an dieser Stelle wich der Maler von dem Bilde, wie es sich seinem Auge bot, erheblich ab. Dies scheint nicht auf Unvermögen zurückzuführen zu sein, sondern dem Wunsche des Auftraggebers zu entsprechen. Die Friedhofmauer, die noch bis ins vorige Jahrhundert sich weiter stadtwärts erstreckte, ist hier unterbrochen. Außerhalb der Ummauerung lugt zuvörderst ein kleines Häuschen fast schüchtern hinter dem Rondell der Stadtbefestigung hervor, das sonst innerhalb des Kirchhofes stand. Es ist das

Beinhaus.

Dahinter ragt ein einfacher, aber dennoch stattlicher Bau empor, dessen Deutung zunächst nicht sehr leicht ist. An seiner Stelle, mit dem Turm dem Stiftskirchturm zugekehrt, stand ursprünglich die alte Stadtpfarrkirche St. Walburg. Von einem Turm fehlt auf unserem Bild jede Spur. Die Stirnseite zeigt, neben einem großen rundbogigen, seitlich angebrachten Tor, in zwei Geschossen und im Giebel schmale Lichtöffnungen, während sich aus dem Schatten der Längsseite einige hohe Fenster abzeichnen. In einem Brief vom 7. April 1702 entwirft der herrschaftliche Amtmann und Stadtschultheiß Johann Michael Kornritter über den Zustand der Waldkircher Kirchen ein wenig erfreuliches Bild, das jedoch beim Vergleich mit anderen gleichzeitigen Zeugnissen schwerlich übertrieben sein kann. Von der Kirche St. Walburg, die er als die älteste bezeichnet, sagt er, daß sie einem Frucht- und Holzkasten, ja fast einer Rüstkammer gleich gemacht sei. Im Zusammenhang mit dem Neubau der Stiftskirche wird St. Walburg in einem Brief vom 3. April 1732 zum letzten Male genannt. Die Kapitularen setzen sich in diesem Schreiben mit dem als Universitätsprofessor in Freiburg weilenden Propst Dr. Franz Joseph Eggermayr wegen Abbrucharbeiten an der alten Kirche auseinander. Es sollte festgestellt werden, ob der Turm oder der Chor der alten Kirche stehen bleibt. Dabei wird hervorgehoben, daß, falls wider aller Verhoffen der Turm hinwegkommen sollte, die Walburgiskirche und das neue „Gebäu“ in der Propstei notwendig entfernt werden müsse,

¹⁰ Diese Mitteilung entstammt dem Kopialbuch 785 im General-Landesarchiv. Auf Blatt 62 wurden nach dem Jahre 1600 von anderer Hand verschiedene Einträge gemacht, die offenbar einer älteren Vorlage entnommen sind. Der Urtext lautet: „Hoher Altar im Chor geschnitten Anno 1496 von 2 brüedern zu Hagnow und Straßburg seßhaft. Nicolaus Schnitzer genandt. Costet 240 fl.“

welches „jetzige Granarium (Kornhaus) aber ohne viel Kosten“ zu einem Keller gemacht werden kann. Als jedoch wenige Tage später, nämlich am 12. April, mit Peter Thumb ein Bauvertrag abgeschlossen wird, ist darin von der Walburgiskirche gar nicht die Rede, sondern nur vom Kornhaus, das mit der ganzen alten Kollegiatkirche samt dem Turm abgetragen wird. Aus all dem scheint hervorzugehen, daß das Kornhaus mit der

St. - Walburgis - Kirche

identisch ist. Zum Beweis dessen dient außer dem Zeugnis des Amtmanns Kornritter der Umstand, daß die Chorherren während der Bauzeit der neuen Stiftskirche den Gottesdienst ausschließlich in U.-L.-Frauen Stadtkapelle verlegten und nicht die weit geräumigere und ganz in der Nähe stehende Walburgiskirche benützten. Die schon erwähnten hohen Fenster an der Längsseite des Kornhauses sprechen ebenfalls für einen umgewandelten Kirchenraum. Nach dem Abbruch wurde, gleichzeitig mit der Kirche, unweit davon ein neues Kornhaus mit Weinkeller erbaut¹¹.

Weiter zurück, hinter dem Kornhaus, ragt mit zwei Dolutengiebeln und einem Kamin ein stattliches Gebäude hervor. Ohne Zweifel ist es die

Propstei.

Schade, daß nur sehr wenig davon sichtbar ist. Gewiß war es ein recht ansehnlicher Bau. Es ist übrigens auf dem ganzen Bild das einzige Haus, das der Maler mit einem Kamin darstellt. Die Giebelform läßt Renaissancestil vermuten. Leider ist er — vermutlich ein schöner Bau — im Jahre 1753 restlos verschwunden. Oder doch nicht ganz? Stecken vielleicht nicht in einem anderen Gebäude unserer Stadt Architekturteile, welche, wenn auch der archivalische Nachweis hierfür nicht erbracht werden kann, mit fast zwingender Sicherheit als von einem früheren Propsteigebäude herrührend anzusehen sind?

So ist es dafür nicht belanglos, daß von den beiden Wappen am älteren Rathausportal das des Propstes Dr. Balthasar Merklin an erster Stelle erscheint. Die Deutung des anderen Wappens ist leider noch nicht geglückt¹². Dem Range nach kann es als das des nächstfolgenden Würdenträgers, nämlich des Dekans, angesehen werden. Diese Stelle bekleidete von 1525 bis 1536 Dr. Nikolaus Wurmser von Straßburg. Das Wappen seines Geschlechtes ist bekannt, doch von dem unsrigen wesentlich verschieden. Ein Wappenwechsel ist kaum denkbar, es bliebe nur noch die Erwägung, ob nicht einmal und zu jener Zeit das Kapitel ein eigenes Wappen führte. Der Lindwurm in der linken Schildhälfte würde auf das Attribut der Patronin hindeuten. Jedoch ist uns noch kein solches Wappen bisher bekanntgeworden. Im gleichen Renaissancestil wie das Portal sind alle Fenstergewände der Straßen- und zwei der Hofseite des Erdgeschosses gehalten. Durch die Art ihres Einbaues, die mit dem Portal in völliger Disharmonie steht, ist die spätere Einslickung erkennbar. An der

¹¹ General-Landesarchiv Karlsruhe, Akten Waldkirch, Kirchenbaulichkeiten 1702/1805 Abt. 107/66.

¹² Der Schild ist von blau und rot gespalten. Dorn zwischen Oberrand und Mittelstelle von einem goldenen Faden geteilt und der Spalt von einem solchen begleitet, mit 1 und 3 Schindeln belegt. Hinten ein goldener Lindwurm.
Das linke Portal scheidet für unsere Betrachtung aus. Es wurde 1851 wahrscheinlich von dem Steinhauermeister Ignaz Götz aus Nordweil angefertigt und stellt eine bewußte, aber leider sehr plumpe Nachbildung des anderen dar. (Stadtrg. 1851.)

Ecke des Rathauses befindet sich auf der Seite des Marktplatzes ferner eine Steinmarke, welche möglicherweise auch erst mit den an der alten Propstei abgängigen Steinen eingesetzt wurde. In einem Kreis in der Marke sieht man die etwas verschwommenen Umrisse eines ein Barett tragenden Männerkopfes. (Dieser wurde bei der letzten Renovierung durch Vergoldung stärker hervorgehoben.) Links davon die Zahl 15 und rechts 30, also 1530. Unter der Zahl 5 ist ein kleiner rechter Winkel eingekerbt, vielleicht ein Steinmetzzeichen. Die genannte Jahreszahl gewinnt für ihren Zusammenhang mit den Portal- und Fenstersteinen durch eine bemerkenswerte Darstellung sehr an Bedeutung. An den Türpfosten des Portals sind zwei Reliefs in Medaillonform. Links sehen wir den Kopf eines römischen Imperators mit Zackenkrone und rechts den Kaiser Karls V. im Helm. Diese Gegenüberstellung finden wir nochmals im Bogenschluß der beiden mittleren Fenster auf der Giebelseite. Wieder sind es Reliefmedaillons mit zwei gegeneinanderschauenden Köpfen, und zwar rechts ein römischer Kaiser mit Lorbeerkranz und links vermutlich das Jugendbild Karls V. oder seines Vaters König Philipps des Schönen von Spanien. Diese Gegenüberstellung in Verbindung mit der Jahreszahl 1530 erinnert sehr an eine Begebenheit bei der am 24. Februar des gleichen Jahres in Bologna stattgefundenen Kaiserkrönung Karls. Dort wurden die Bilder Caesars und der römischen Kaiser Augustus, Titus und Trajan neben den Wappen der kaiserlichen Majestät beim Schmuck der Stadt verwendet¹³. Wie ist es aber denkbar, daß noch im gleichen Jahre eine ähnliche Darstellung in der kleinen vorderösterreichischen Stadt Waldkirch auftaucht? Bei dem geruhssamen Tempo jener Zeit kann hier nur der Einfluß einer Person maßgebend gewesen sein, welche die Bilder in Bologna aus eigener Anschauung kannte: der Propst und Dizekanzler Merklin. Auf sein Wappen am Portal wurde schon hingewiesen. Aus der Chronik seines Hofkaplans Johan Oldecop erfahren wir, daß er „to Bononien hi der croninge, wo sik einem vicekanzler anlich“ zugegen war¹⁴. Daraus kann gefolgert werden, daß der Propst im Jahre 1530 Zustimmung und Anregung zu einem Neubau des Propsteigebäudes gab. Der völlige Neubau in den Jahren 1753/55 machte die alten Tür- und Fenstergewände entbehrlich. Weder aus den Rats- noch aus den Rechnungsbüchern der Stadt ist über diesen Handel etwas zu entnehmen. Hingegen aber enthält die Baurechnung für das neue Propsteigebäude zwei Einträge, laut welchen das Stift von der Stadt Steine käuflich erwarb. So wurden am 28. Juli 1755 für 15 Schuh Quadrat Steine Beträge verausgabt¹⁵. Es besteht die Möglichkeit, daß die Stadt noch mehr Steine lieferte, die gegen die stiftischen Steine verrechnet und nach damaliger Gepflogenheit nicht verbucht wurden. Die Stadt könnte so billig zu einem Schmuck gekommen sein, der mit den Ornamenten des im Stil der Spätrenaissance 1573 neuerbauten Rathauses im Einklang stand. Indem sie damit die alten Arkaden zumauern ließ, folgte sie dem Beispiel anderer Gemeinden. Leider sind die aus der alten Propstei herrührenden Architekturstücke nicht mehr unberührt erhalten. 1871 erlebte das Rathaus eine gründliche Renovierung. Die beiden reizenden Balkone an den Ecken der Giebelseite schienen den Neuerern nicht zum Stil des purifizierten Rathauses zu passen; jedenfalls wurde — und zwar mit Recht — sehr

¹³ Karl Brandi: Kaiser Karl V. II. Aufl. München 1938, S. 245.

¹⁴ Chronik des Johan Oldecop, herausgegeben von Karl Euling in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart CXC Tübingen, S. 169.

¹⁵ Berechnung bei Abbrechung der alten und Erbauung der neuen Propstei Waldkirch 1753. General-Landesarchiv Karlsruhe, Waldkirch-Stift Conv. 11 Fasc. 70. Der Turm des Niedertors bei der „Krone“ wurde 1755 abgebrochen und wieder neu erbaut. (Ratsprotokoll v. 18. 4. 1755; Stadtarchiv Waldkirch, Abt. II B 19.)

bemängelt, daß knapp an der Ecke jeweils zwei Türen nach den Känzele führten. Darin wurde ein Verstoß gegen „die Regeln der Konstruktion und Solidität“ erblickt, und so mußte der ganze Zierat fallen. Im Hof liegt noch ein Bruchstück einer Steinplatte mit Renaissancebandwerk, das von der Füllung einer Känzelebrüstung herühren dürfte. Die Konsolen des jetzigen Balkons auf der Marktplazseite sind die letzten am Bau befindlichen Reste der schmucken Känzele. Die einfachen Doppelfenster des Obergeschosses mußten damals großen, „zum Baustil passenden“ Rundbogenfenstern weichen. Mit denen des Erdgeschosses wurde aus Zement eine Verbindung hergestellt, der aber die für die Frührenaissance typischen, muschelförmigen Bekrönungen der alten Fensterstürze hindernd im Wege standen. Was lag näher, als das im Wege stehende wegzuspitzen und das Ganze mit dem Stoff einer neuanbrechenden Baukultur zu verkleistern¹⁶?

Nach diesen etwas abschweifenden Untersuchungen wieder zurück zu unserem Stadtbild! Wir verlassen auf ihm das stiftische Waldkirch und begegnen dem städtischen, als dessen am nächsten liegender Punkt uns ein hohes Rondell entgegentritt. Eigentlich müßten an dieser Stelle ganz andere Gebäude zu sehen sein, aber schon um den Blick auf die Stiftskirche frei zu bekommen, mußte vieles wegbleiben, so vor allem mehrere Wohnhäuser von Chorherren und stiftischen Bediensteten. Statt dessen bringt der Maler ein innerhalb der Stadtmauer stehendes, hohes, zweiflügeliges Gebäude, das bei perspektivisch richtiger Darstellung, samt seiner Umgebung, sonst hinter der Friedhofkapelle verschwinden würde.

In diesem stattlichen, mit Fähnchen an den Giebeln geschmückten Bau erkennen wir das

Amthaus

der Herrschaften Kastel- und Schwarzenberg. Um es würdig herauszuheben, gab sich der Maler sichtlich Mühe. Die Herrschaft kaufte dieses Anwesen am 15. Juni 1655 von Matthis Hegers Erben als Ersatz für das im Dreißigjährigen Krieg abgebrannte, sogenannte Merzische Amthaus¹⁷. Dieses Grundstück, später die Amtshofstatt genannt, zog sich vom Turm beim oberen Törle bis zur nördlichen Ringmauer. Das Ratsprotokoll vom 26. März 1704 berichtet von einem Neubau an der gleichen Stelle. Heute ist hiervon keine Spur mehr zu erkennen. Der Turm stürzte infolge Altersschwäche im Jahre 1683 ein und wurde nicht mehr aufgebaut. Jedenfalls stand er nicht mehr zur Zeit, als unser Bild gemalt wurde; denn auf die Wiedergabe eines so markanten Bauwerks hätten weder Maler noch Auftraggeber verzichtet.

Von der inneren, nördlichen

Stadtmauer

sind noch Reste vorhanden. Sie war, wie das Bild deutlich zeigt, damals schon in ziemlich ruinösem Zustand. Waren die Mauern damals schon geschleift? Vom äußeren Bering scheint gar nichts mehr erhalten gewesen zu sein. All dies ist wohl die Folge der am 17. Mai 1705 auf Befehl des Breisacher Kommandanten Comte de Reignac begonnenen Zerstörung der Stadtmauern¹⁸. Die Nordostseite der Befestigung

¹⁶ Lediglich an zwei schmalen Fenstern der Hofseite und über dem Portal sind die alten Bekrönungen noch erhalten.

¹⁷ Benannt nach dem Amtmann Hans Adam Merz (1601—1630), jetzt Gasthaus zum „Schwarzwälder Hof“ in der Engelstraße.

¹⁸ Stadtrechnung 1705 (Stadtarchiv Waldkirch, Abt. II Ea 4).

war zudem durch natürliche Vorzüge in der Bodenbeschaffenheit besonders geschützt. Die Sümpfe in der Gegend der „Dammenmatte“¹⁹ erschwerten einen Angriff aus dieser Richtung. Im Zug der Stadtmauer sehen wir über dem südlichen Friedhofeingang ein weiteres Rondell. Sein Unterbau ist von der Damenstraße aus noch zu erkennen und verhältnismäßig gut erhalten. Ein anderes Rondell wird auf dem Bild durch die Häuser der Vorstadt verdeckt.

Hinter diesen ragen die Trümmer eines umfangreichen Bauwerkes hervor. Es ist das

Obere Tor,

dessen Turm und Innenbau am 28. Juli 1638 von den Weimarnern in Brand gesteckt wurde, 1651 wieder einen neuen Innenbau bekam. Der Turm feierte 1668 kurze Auferstehung. Er beherbergte die Stadtuhr und trug auf seiner Spitze ein Glöcklein, das morgens um 4 und abends um 7 und 9 Uhr geläutet wurde²⁰. Im Holländischen Krieg besetzte General Villars am 16. November 1677 das von den Kaiserlichen verlassene Waldkirch²¹ und ließ u. a. den Oberen Torturm sprengen. Der völlige Einsturz erfolgte aber erst im September 1679²². Der letzte Rest des Tores, vermutlich nur noch sein Unterbau, wurde 1796 abgebrochen²³.

In den Häusermassen der Stadt zeigt sich wenig Bemerkenswertes. Klein und bescheiden ducken sie sich hinter der Mauer, und nur eine Vielzahl von Dächern zeigt sich dem Beschauer. Ganz rechts sehen wir einige Giebel der Elzacher Vorstadt. Diese stellte insofern ein Kuriosum dar, als die Häuser auf der Seite des Hirschenwirthshauses zu Stahlhof und die auf der gegenüberliegenden Seite zur Stadt gehörten. Deutlicher erkennen wir hinter dem Obertor den Verlauf der Großen Gasse²⁴, welche zum Niederoder Untertor führte. Auf Genauigkeit in der Darstellung legte der Maler auch hier keinen besonderen Wert. Das hochragende Haus rechts des Torturmes könnte die Wirtschaft zum „Salmen“ darstellen, die als Gasthaus zum „Storchen“ sich auch heute noch von den Nachbarhäusern deutlich unterscheidet. Schwieriger ist die Bestimmung bei dem gegenüberliegenden Gebäude mit dem Dachreiterchen. Wir können dabei sowohl an das Rathaus, wie an die Stadtkapelle denken. Beide waren mit einem Türmchen geschmückt. Eindeutig bestimmbar ist in jener Gegend nur das

Niedertor

mit seinem massiven Turm, der aber dennoch dem Maler, samt dem Turmknopf, etwas zu üppig geraten ist. Im wesentlichen stimmt die Wiedergabe des Niedertores mit einer älteren Darstellung aus dem 17. Jahrhundert und einer etwa gleichzeitigen überein. Erst 1755 erhielt es das Mansarddach²⁵, wie es auf einem Gesellenbrief um 1803 zu sehen ist. Als letztes der Stadttore wurde es 1820 niedergelegt.

¹⁹ Schon vor 1469 so benannt, jetzt völlig überbaut. Die Damenstraße hat nach ihr den Namen.

²⁰ Ratsprotokoll v. 16. 12. 1668 (Stadtarchiv Waldkirch Abt. II B 7).

²¹ Schau-ins-Land, Jahrlauf 64, Freiburg 1937, S. 183.

²² Handschriftliche Notizen zur Geschichte von Waldkirch, aus dem Nachlaß des Bürgermeisters Kaver Weiß, einem verlorengegangenen Ratsprotokoll entnommen. (Stadtarchiv Waldkirch, Abt. III Fach 9/2).

²³ Ratsprotokoll v. 10. 2. 1796 (Stadtarchiv Abt. II B 27).

²⁴ Jetzt Langestraße.

²⁵ Siehe Anmerkung 15.

Schwer zu deuten ist jene hohe Stange, welche vor dem Tor am Berghang emporragt. Vor der Restauration war dort deutlich ein Kreuz zu erkennen. Der Querbalken stellte sich aber bei der Wiederherstellung als spätere Zutat heraus und mußte konsequenterweise entfernt werden. Es ist, nach Aussage des Restaurators, allerdings möglich, daß der ursprünglich einmal vorhanden gewesene Querbalken abgeplattet oder die Farbe verblaßt war und durch einen Erneuerer wieder angefügt wurde. Wir können uns zwar kaum denken, weshalb an jener Stelle einmal ein so hohes Kreuz gestanden haben soll. Es liegen urkundliche Nachweise dafür vor, daß unterhalb jenes Platzes, auf der sogenannten Au, um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Missionskreuz seinen herkömmlichen Standort hatte²⁶. Die erste Nachricht von einer Mission in Waldkirch haben wir aber erst aus dem Jahre 1739. Auch an eine Andeutung des Galgens könnte gedacht werden. Dieser bestand aber aus zwei Stangen mit einem Querholz und hatte seinen Platz in einem lichten Eichenwäldchen hinter jener Bergnase. Die Absicht, dem Beschauer durch die Darstellung des Galgens zu zeigen, daß der Ort mit dem Zeichen der hohen Gerichtsbarkeit ausgestattet war, ließe eine Verschiebung des Standortes wohl rechtfertigen. Es bleibt schließlich in Erwägung zu ziehen, ob es sich nicht um eine

Lär m s t a n g e

handelt. In Kriegszeiten wurden an gut überschaubaren Punkten (Bergen, Hügeln oder Pässen) Wachen aufgestellt, die bei drohender Gefahr rechtzeitig warnen sollten. Die Meldungen wurden durch Boten und Signale weitergegeben. Nachts hängte man auf ein hohe Stange eine Pechpfanne. Durch Schwenken dieses Leuchtsignals wurde Alarm gegeben²⁷. Solche Wachtplätze in nächster Nähe waren u. a. der Wachtbühl bei Buchholz, das Haseneckle und die Hohe Tanne, ein Berg über Waldkirch. Die Zeit der mutmaßlichen Entstehung des Bildes macht die Aufstellung einer Lärmstange am Taleingang durchaus wahrscheinlich.

Auch den Kastelberg rückte unser Maler näher an die Stadt und zeichnete ihn niedriger, damit die stattliche Ruine der

K a s t e l b u r g

recht gut zur Wirkung kam. Er besleißigte sich hierbei einer möglichst getreuen Wiedergabe; doch müssen wir uns sehr davor hüten, aus jeder Kleinigkeit etwas herauslesen zu wollen. Die bemerkenswerteste Feststellung bildet das bisher unbeachtete Austauchen einer Giebelwand im Bereiche des Palas. Spätere Bilder zeigen an jener Stelle einen, dem heutigen Zustand ähnlichen Mauerzipfel. Aus den vorhandenen Bauresten war bisher jene Stelle nicht zu rekonstruieren. Lederle machte daher aus dem noch vorhandenen Rest ein Auslugtürmchen. Aber auch seine phantasievollen Sinnengiebel am Bergfried erweisen sich als Irrtum. Unser Ölbild sowohl als beispielsweise auch die im Anfang des vorigen Jahrhunderts entstandene exakte Zeichnung von M. Ring zeigen übereinstimmend, daß ein Satteldach auf den Giebelwänden ruhte²⁸. Durch die Restaurierung wurde am rechten Bildrand ein Stück Ringmauer sichtbar, das bisher durch den Rahmen verdeckt war. Von besonderer Bedeutung ist

²⁶ Gemeinsame Kostenrechnung der Stadt Waldkirch und der Herrschaften Kastel- und Schwarzenberg 1758/59 (Stadtarchiv Waldkirch Abt. II Ee 1).

²⁷ Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Kreisoberschulrat J. E. Wohleb, Freiburg.

²⁸ Der Verfasser: Die Kastelburg bei Waldkirch. Vortrag im Breisgau-Verein Schau-ins-Land Freiburg, gehalten am 27. 3. 1943 im Hotel zum „Fahnenberg“.

diese Entdeckung jedoch nicht. Schließlich sei noch auf einige helle Flecke hingewiesen, welche von der Bastion dem Hang entlang bis hinter den Obertorturm sichtbar sind. Entweder war dort Ödland oder es soll damit das Reb Gelände angedeutet werden, das sich etwa von jener Stelle zum Fuchslöcher hinzog. 1354 hören wir erstmals von diesen Reben. Noch bis ins 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts waren dort Rebstücke. Über die Qualität der daraus erzeugten Weine ist uns leider nichts überliefert. Der Ertrag scheint, besonders in der letzten Zeit, recht mäßig gewesen zu sein.

Wer mag nun der Künstler und wer der Auftraggeber für dieses Bild gewesen sein? Auch die Darstellung des Maria-Hilf-Bildes scheint uns in diesem Zusammenhang von einer bestimmten Absicht geleitet. Nehmen wir die Frage nach dem Maler vorweg.

Im gesamten gesehen, stellt das Bild kein hervorragendes Kunstwerk dar, ist aber immerhin so beschaffen, daß es die Hand eines geübten Malers erkennen läßt. Wir denken zunächst an einen ortsansässigen Meister. In einem Städtchen von der Größe Waldkirchs war der Kreis der in Betracht kommenden Künstler nicht sehr groß. Vom ausgehenden 17. bis zum 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts kennen wir in Waldkirch nur einen Flachmaler. Es ist dies

Johann Winter,

der am 17. Dezember 1663 als Sohn des stiftischen Landschaftners Joh. Ego. Winter und der Anna Maria Heizmann geboren wurde. Auch seine Mutter entstammte einer stiftischen Beamtenfamilie. Sie war die Tochter des Stiftschaffners Marx Heizmann. Die Eltern starben früh und Johann zog in die Fremde. In den Jahren 1696/99 war er in Rom, 1701 aber wieder in Waldkirch. Noch ehe er 1702 mit der Mannschaft seiner Vaterstadt unter den Fahnen des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (Türkenlouis) ins Feld ziehen sollte, machte er ein Testament und stiftete eine Jahrzeit, aus deren Ertrag die Schächerkapelle beim Spital zu unterhalten war²⁹. Ob er wirklich Soldat wurde, wissen wir nicht. Er verehelichte sich am 2. Juni 1703 mit Maria Anna Stehlin, der Tochter des Ochsenwirts Mathias Stehlin von Simonswald. Im gleichen Jahre arbeitete er für das Heiliggeistspital in Freiburg. Während 9 Wochen malte er an Bühne (Orgelempore) und Lettner der dortigen Spitalkirche 20 Bilder. Auch als Faßmaler trat er in Erscheinung und verbrachte 14 Tage mit der Fassung des Kruzifixes und des Muttergottesbildes. Im folgenden Jahre schuf er ebenfalls für die Heiliggeistspitalkirche in Freiburg das Heilige Grab. Alle diese Arbeiten vollführte er im Taglohn um 3 fl. 9 b. in der Woche. Dann aber bekam er Aufträge um eine feste Summe, so das Altarblatt zum Hochaltar, das er für 90 Gulden fertigte. Dieses Hochaltarbild und die 1707 gemalten Tafeln mit St. Ursula und St. Elisabeth kamen mit dem Inventar der Heiliggeistkirche in die Pfarrkirche in Horben bei Freiburg und sind dort noch erhalten. Gerade das figurenreiche Altargemälde läßt Vergleiche mit unserem Bild zu, die unzweifelhaft bei ihm die Hand Winters erkennen lassen.

Aus Johann Winters Ehe gingen 9 Kinder hervor. Zwei davon ergriffen den Malerberuf, brachten es aber in der Kunst wahrscheinlich nicht zu großer Vollendung. Weder der alte Meister noch einer seiner Söhne wurden zur Ausmalung der neuen

²⁹ Die biographischen Angaben entstammen den Tauf- und Ehebüchern der katholischen Stadtpfarrei Waldkirch und den Ratsprotokollen der Stadt Waldkirch. Die Notizen über die Arbeiten Winters in Freiburg verdanke ich dem Entgegenkommen der Herren Dr. Brenzinger und Dr. Hefele.

Stiftskirche in Waldkirch (erbaut 1732/34) herangezogen. Während der Dater wohl schon zu alt war, scheint man der Kunst seiner Söhne nicht allzuviel zugetraut zu haben. Johann Winter starb am 11. Oktober 1746.

Schwieriger gestaltet sich die Lösung der Frage nach dem Stifter bzw. Auftraggeber. Ob sich dieser jemals aktenmäßig belegen läßt, ist sehr zweifelhaft³⁰. Indessen glaube ich dem Bild verschiedene Andeutungen entnehmen zu können, welche den Stifter mit ziemlicher Sicherheit bestimmen lassen und schließlich auch eine annähernd genaue Datierung des Bildes ermöglichen.

Die Mitte des Landschaftsbildes beherrscht die Friedhofskapelle St. Sebastian. Die Beleuchtung fällt besonders auffallend auf sie und ihre Ummauerung und dann auch auf das große, zweiflügelige, links dahinter stehende Gebäude, das Amthaus. Es ist uns schon aufgefallen, daß gerade dieses so besonders stark hervorgehoben ist. Es ist ein landesherrschaftliches Dienstgebäude, und aus allem, was wir über die Beziehungen des Eigentümers der Friedhofskirche, des Kollegiatstifts, zu den Leuten des Obervogteiamtes wissen, können wir kaum glauben, daß das Stift als Auftraggeber dem Amthaus diese besondere Note hätte geben lassen. Schon allein dieser Umstand läßt uns den Stifter wo anders als bei den Chorherren suchen. Ohne zunächst lange an den Bewohnern des Amthaus heruzurätselfeln, wollen wir uns einmal die Frage vorlegen: Wer interessierte sich in besonderem Maße für die St.-Sebastians-Kirche? Diese im Jahre 1630 erbaute Kirche war noch lange Jahrzehnte ohne Stiftung und ohne würdigen Schmuck. Die Ärmlichkeit ihrer Ausstattung kommt uns aus dem bischöflichen Visitationsbericht vom 4. August 1669 recht deutlich zum Bewußtsein, wo gesagt wird: „In der besagten Kirche selbst besteht keine Stiftung, wohl aber drei Altäre; da eine heilige Handlung dort nicht stattfindet, ist sie mit keinen Paramenten versehen, mag auch übrigens der restliche Bau der Kirche in seinem Kernstück gut genug aufgeführt sein.“ Noch deutlicher wird uns diese franziskanische Armut begreiflich aus einem Rechtfertigungsschreiben des Propstes Georg Alban Meyer aus dem Jahre 1672 (ohne näheres Datum), wo es heißt: „In der neuen Kirche auf dem Gottesacker, welche keine Foundation hat, oder jemals hatte, wo auch keine gewöhnlichen Gottesdienste, weder an des Patrons-, noch am Allerseelentag gehalten werden, mangeln die Altartafeln und Zierade, kein Ehrenmann soll aber sagen, daß diese Kirche nicht mit Dach, Glocken, Gestühl, Fenstern, Türen und Schließern, wie sichs gebührt, versehen sei, wiewohl die Fenster immerhin von nichtsnutzigen Leuten eingeschlagen, wohl auch die Türen aufgebrochen werden und nichts, was man in der Kirche aufbewahren wollte, sicher ist.“ Damals schon wollte der Amtmann Balthasar Jakob Sulger eine ewige Messe in die Friedhofskapelle stiften und zu Ehren des heiligen Gallus einen Altar errichten lassen. Da aber besagter Amtmann ein erklärter Widersacher des Stiftes war, und das von ihm vorgesehene Stiftungsgut kaum zur Anschaffung einer Figur reichen wollte, lehnten Propst und Kapitel dankend ab³¹. Der propstliche Bericht sagt u. a. ausdrücklich, daß Glocken vorhanden seien, während doch der hier sehr minutiös gemalte Tambour des Kirchtürmchens deutlich leer und ohne Glocken dargestellt ist. Allerdings ist seit jenem Bericht von 1672 und der Entstehung unseres Bildes viel Unheil über Waldkirch hereingebrochen. Die Ruine des 1679 eingestürzten

³⁰ Evtl. in Frage kommende Spezialakten des General-Landesarchivs konnten nicht eingesehen werden.

³¹ Beschwerden der weltlichen Beamten gegen die Geistlichkeit des Kollegiatstiftes wegen Mängeln in der Ökonomie und in der Disziplin im Stift 1669/72. (Erzbischöfl. Archiv Freiburg Fajz. 309.)

Obertorturmes sagt genug. Der Dachreiter aber, den wir ohne Glocke sehen, wurde 1716 seinem eigentlichen Zweck zurückgegeben, als die von Johann Georg Gapp in Freiburg gegossene Glocke aufgehängt wurde³². Die Glockeninschrift enthält keinen Stifterhinweis. Dagegen läßt die Anschaffung darauf schließen, daß man beabsichtigte, in der Kapelle Gottesdienste zu feiern. Bei genauer Betrachtung des Bildes stellen wir fest, daß das Fenster der Chorrückwand vor nicht allzulanger Zeit zugemauert wurde. Die Umrisse sind außen noch deutlich erkennbar. Im Innern der Kirche ist hinter dem Altar die hohe spitzbogige Fensternische jetzt noch deutlich sichtbar. Wir schließen aus dieser Wahrnehmung, daß nicht lange vor der Anfertigung unseres Bildes der Altar mit einem Aufbau versehen wurde, der das Fenster entbehrlich machte. Der jetzt in der Kirche stehende Altar stammt in seinen ältesten Teilen aus der Zeit um 1700. Die beiden lebhaft bewegten Standfiguren der Heiligen Petrus und Martin dürften zu gleicher Zeit entstanden sein, während das Mittelbild (Martyrium des heiligen Sebastian) im Jahre 1785 von Maler Pfanner in Freiburg auf Bestellung des Propstes F. J. Birsner geliefert wurde³³. Bezüglich unseres Bildes glaube ich, daß es, wie das ihm benachbarte mit dem heiligen Johannes Nepomuk, auf einem der später entfernten Seitenaltären stand. Letzte Veranlassung für eine bessere Instandsetzung der Kirche gab aber schließlich die am 1. Juli 1719 erfolgte Jahrtagsstiftung des Stifstkustos Joseph Thomas Lieb. Weßel berichtet darüber³⁴: Lieb stiftete 1200 fl. in die Stiftskirche mit der Bedingung, daß in der St.-Sebastians-Gottesackerkirche in Waldkirch auf jeden Monat eine heilige Messe, im Januar aber auf St.-Sebastians-Tag, gehalten werden für ihn, seine Verwandten Dr. Joh. Heinrich Lieb, Physikus in Hagenau im Elsaß, und Maria Ursula Helbling von Hirschfeld³⁵. Weiter sagt Weßel von Lieb: „Er läßt auch die genannte Kirche und den Turm auf seine Kosten reparieren.“ Aus dieser Mitteilung, wie auch aus dem Umstand, daß er in der Sebastianskirche seine Grabstätte fand, spricht eindeutig seine besondere Neigung für dieses bisher sehr vernachlässigte Gotteshaus.

Im Chor der Kirche ist auf der Evangelienseite unter einem kleinen gotischen Fenster das Epitaph für den am 22. Dezember 1720 verstorbenen Kustos J. T. Lieb eingelassen. Die Inschrift darauf besagt, daß es errichten ließ „ex fratre nepos Franciscus Henricus Ignatius Lieb J. V. L. pro tempore grammataeus ibidem“. Auch der Eintrag im Jahrzeitbuch der Stiftskirche vom Jahre 1749 lautet: „Des Hochwürdigsten Herren Josephi Thomae Lieben gewesten Custodis allhier, auch Franz Heinrich Lieben J. D. Licentiaten gewesten Stattschreibers allhier Freindt und guothäter“³⁶. Wieder wird auf den Neffen des Kustos hingewiesen. Aus beiden Texten

³² Die Glocke hat einen Durchmesser von 50 cm und ist ebenso hoch. Die Inschrift lautet: AVSS DEM FEIR FLOSS ICH / JOHAN GEORG GAPP GOSS MICH / IN FREIBURG. Auf einer Seite ein 6,9 cm hohes Flachrelief den hl. Sebastian darstellend, darunter die Jahreszahl 1716, auf der anderen Seite eine 14 cm hohe Kreuzigung mit Maria und Johannes. Ornamente und Plastiken sind schlechte Schablonenarbeit. Desgleichen die Masken an der Krone. Ton: gis'.

³³ Weßel a. a. O. S. 241.

³⁴ Weßel a. a. O. S. 588.

³⁵ Dr. Joh. Heinrich Lieb von Thann war Arzt in Freiburg und vermählt mit Anna Ursula Helbling v. Hirschfeld. Er starb als Physikus in Hagenau. Beide sind die Eltern von Jos. Thomas Lieb, der am 7. 3. 1657 in Freiburg zur Welt kam. — Näheres über ihn s. Friedr. Schaub: Die Matrikel der Universität Freiburg von 1656—1806, Freiburg 1944, Seite 138/39 und Weßel a. a. O. Seite 588.

³⁶ Lieb. Anniv. 1749 (Pfarrarchiv Waldkirch).

geht eine enge Verbindung zwischen diesen beiden Männern hervor, und da der jüngere besonders in die Jahrtagsstiftung einbezogen ist, erhebt sich die Frage, ob nicht auch er zur Verschönerung der Gottesackerkirche beigetragen haben mag.

Franz Heinrich Ignaz Lieb

wurde am 3. November 1680 in Freiburg als Sohn des Franz Heinrich Lieb und der Maria Elisabetha Barbara Schmidlin geboren. Der Vater war in jener Zeit Obervogteiverwalter der Herrschaften Kastel- und Schwarzenberg, und so kam die Familie nach Waldkirch. Als Schwiegersohn des Regimentsrats Schmidlin stand ihm eine gute Laufbahn bevor. Schon besaß er die kaiserliche Resolution für die Amtmannstelle zu Waldkirch, als ihm ein Unfall zustieß, durch welchen er gebrechlich wurde³⁷. Dennoch gab er seine Bemühungen nicht auf und versuchte auch das Amt eines Stadtschultheißen von Waldkirch zu erlangen, welches damals noch mit der Amtmannstelle verbunden war. Der Stadtrat in Waldkirch setzte sich mit Schreiben vom 1. Juni 1683 gegen seine Ernennung sehr energisch zur Wehr und wies auf seine „kind- und närrischeit“ hin. Die Bayerische Chronik nennt leider nicht sein Todesjahr, sondern erwähnt lediglich, daß er in Waldkirch begraben sei. Die Ehe des Obervogteiverwalters war mit fünf Kindern gesegnet. Uns interessiert hier in erster Linie der älteste Sohn Franz Heinrich Ignaz, der mit seinen Geschwistern in Waldkirch aufwuchs. Sein Elternhaus ist die Obervogtei beim oberen Törl, eben das auf unserem Bild so auffallend hervorgehobene schloßartige Gebäude. Durch den frühen Tod des Vaters mag eine engere Beziehung zu seinem Onkel Joseph Thomas entstanden sein, der am 6. August 1699 als Kanonikus nach Waldkirch kam. Am 14. November 1698 wurde der junge Lieb bei der Universität Freiburg als pandectarum iuris canonici immatrikuliert³⁸. Er vermählte sich am 24. November 1704 mit Maria Susanna Pfluog, der Witwe des Archigrammaticus Ferdinand Kaus. Mit dem Grad eines iuris utriusque licentiatum ausgestattet, erheiratete er auch das Amt des Stadtschreibers in Waldkirch, das er bis zu seinem Tode innehatte. Ein Schlaganfall beendete frühzeitig sein Leben am 18. August 1721 im Alter von 41 Jahren³⁹. Wahrscheinlich wurde auch er in der Friedhofskapelle beigesetzt und zwar seinem Onkel gegenüber unter dem Fenster der Epistel-seite. Lediglich eine größere Bodenplatte läßt hier, ebenso wie auf der gegenüberliegenden Seite, auf eine Bestattung schließen. Die Liebsche Jahrtagsstiftung ist die erste und einzige in der Gottesackerkapelle. Wir kennen auch sonst niemand, der sich um jene Zeit außer der Familie Lieb für diese Kirche besonders interessiert hätte. Erst Propst Franz Joseph Birsner (1769—1805) lag die Verschönerung von Sankt Sebastian wieder besonders am Herzen. Daß unser Bild von vornherein für diese Kirche bestimmt war, geht allein schon aus der Betonung hervor, in der sie darauf dargestellt ist, während das ebenfalls besonders stark hervorgehobene Amtshaus im Zusammenhang mit Franz Heinrich Ignaz Lieb diesen als Stifter des Bildes wahrscheinlich macht. Wem sonst sollte das Amtshaus mehr bedeutet haben als die übrigen Häuser von Stift und Stadt, wenn nicht ihm, dem sein Elternhaus eine liebe Erinne-

³⁷ Chronik des Franz Anton Bayer von Buchholz, veröffentlicht im Adreßbuch der Stadt Freiburg 1910 und 1911, herausgegeben von Dr. Hermann Flamm nach dem im Besitze des Freiherrn Huber v. Gleichenstein befindlichen Original. Die im Verzeichnis des Ow-Wachendorfschen Nebenarchivs in Buchholz unter den Nummern 395, 399, 401 und 402 aufgeführten Chroniken, konnte ich dort trotz eifriger Suchens nicht auffinden.

³⁸ Schaub a. a. O. S. 252/70.

³⁹ Totenbuch der kath. Stadtpfarrei Waldkirch im Pfarrarchiv.



Aufnahme: Photo-Schneider, Waldkirch

Maria-Hilf-Bild

in der Friedhofkapelle St. Sebastian zu Waldkirch.

St.-Jakobs-Kirche in Innsbruck. Lukas Cranach malte es 1517 für den Kurfürsten von Sachsen. In dessen Gemäldegalerie erblickte es im Jahre 1611 Erzherzog Leopold V. von Österreich, damals Bischof zu Passau und Straßburg, und weil es ihm unter all den ausgestellten Bildern so gut gefiel, gab es ihm Kurfürst Johann Georg zum Geschenk. Durch den Erzherzog kam es nach Innsbruck, zunächst in die Hofburg und hernach, als die Brandfackel des 30jährigen Krieges sich den Grenzen Tirols näherte, zur öffentlichen Verehrung in die Pfarrkirche St. Jakob. Der Fürsprache Mariens schrieben die Tiroler die Gnade zu, von dem Schrecken des Krieges bewahrt geblieben zu sein. Der Hilferuf an Maria gab sodann dem Bild den Namen, und seine

rungsstätte an sorgenlose Kindertage war? Übrigens deutet das ganz im Halbdunkel liegende Kustoreigebäude, die Kuffelburg, als einziger der Stiftshöfe in ganzer Sicht dargestellt, wohl unmißverständlich auf eine Beziehung zu Kustos Lieb.

In der Themastellung haben wir uns völlig auf das alte Stadtbild konzentriert. Schließlich halten wir für wissenswert zu erfahren, ob für die Fertigung des Bildes nicht ein besonderer Anlaß maßgebend war. Hätte es sich nur darum gehandelt, den bis dahin öden Kirchenraum mit einem Bild zu schmücken, so wäre manche andere Darstellung gewiß naheliegender gewesen als gerade das Gnadenbild von Maria-Hilf zu Innsbruck, selbst wenn man dessen weite Verbreitung im 18. Jahrhundert hierbei voll in Rechnung stellt. Die Darstellung, wie die beiden Engel das gerahmte Wallfahrtsbild schützend über die Landschaft halten, scheint mir doch weit mehr als eine nur zufällige Komposition.

Das Original des Gnadenbildes Maria-Hilf befindet sich auf dem Hochaltar in der

Verehrung verbreitete sich nach allen Seiten. Marquart Freiherr von Schwendi, der Domdekan und Bistumsverweser des Erzherzogs, erhielt schon 1622 die Erlaubnis, für sich eine Kopie des Bildes anfertigen zu lassen, die in Passau zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde. Vor diesem Bilde kniete auch Kaiser Leopold I. im Sommer 1683, als die Türken Wien belagerten. Den Sieg vom 12. September schrieb man wiederum der Hilfe Mariens zu⁴⁰. Papst Innozenz XI. ordnete für die ganze Kirche an, diesen Tag alljährlich zu Ehren des heiligen Namens Mariä festlich zu begehen.

Als Dankagung für wunderbare Rettung und als Bitte um künftigen mildreichen Schutz mag auch das Waldkircher Bild aufgefaßt werden. Wir können die Wunden dreier Kriege am Bilde ablesen. Im 30jährigen Krieg ging (1634) die Kastelburg in Flammen auf und thront seither als Ruine auf ihrer anmutigen Höhe. Der Obertorturm hatte schon zwei Zerstörungen über sich ergehen lassen. Die letzte, im Holländischen Krieg, hinterließ im Jahre 1677 die kümmerlichen Reste, wie wir sie auf unserem Bilde sehen. Nach dem Pfälzischen Erbchaftskrieg (1688—1697) kam der Spanische Erbfolgekrieg (1701—1714), in dessen Verlauf die Niederlegung der Stadtmauern im Jahre 1705 vollzogen wurde. Stadtschreiber Franz Heinrich Lieb schildert uns in einem Ratsprotokoll kurz die Leiden des letzten Jahres dieses Krieges 1713 und hebt dabei hervor, daß Not und Elend diesmal, nach alter Leute Aussage, die des Schwedenkrieges teilweise noch übertroffen habe. Er fährt dann fort: „... doch ist, Gott sei gedankt, die Stadt Waldkirch von Brand (außer des Bürgerhofes und einer Scheune...) und Plünderung verschont geblieben“⁴¹.

Aus der Bayerischen Chronik kennen wir die verwandtschaftlichen Beziehungen der Bayer von Buchholz zu den Lieb⁴². Franz Anton Bayer, dessen Vater aus Innsbruck stammte, ließ für sich und seine Familie in den Jahren 1711/13 in Freiburg ein Wohnhaus bauen, dem er den Namen „zue unser lieben Frauenberg“ gab. Unter den Wappen Bayer-Helbling von Hirzensfeld war bis vor wenigen Jahrzehnten im Felde des Segmentgibels der Türbekrönung das Gnadenbild Maria-Hilf zu sehen, das einem wenig schönen, verschörkelten Monogramm weichen mußte⁴³. Unter den Gästen, welche am 20. Juni 1713 zum ersten Male im neuen Haus speisten, befand sich auch Kustos Lieb. Aber auch dessen Neffen, Franz Heinrich Ignaz, gegenüber zeigten sich die Herren von Bayer sehr gewogen. Am 17. November 1709 krönierte Bürgermeister Johann Stephan von Bayer seinen Großneffen zu einem öffentlichen Notar. Schon drei Jahre zuvor, am 12. März 1706, war er Pate bei der Taufe von Liebs Tochter Maria Elisabetha Johanna. 1714 (26. Oktober) treffen wir seinen Sohn Franz Anton von Bayer als Paten des Franz Josef Thomas, des einzigen Kindes aus Liebs zweiter Ehe mit Barbara Hinterfad von Freiburg. Auch diesem jüngsten Sprossen der Familie Lieb war übrigens kein langes Leben beschieden. Als iur. utr. cand.

⁴⁰ P. Beat Rohner O.S.B.: Maria und Joseph, Einsiedeln, S. 636 f. Dr. Josef Weingartner: Die Pfarrei und die Pfarrkirche von St. Jakob, Innsbruck 1924, S. 143 f. Dr. C. Schreiber: Wallfahrten durchs deutsche Land, Berlin 1928, S. 358. Stephan Beißel S.J.: Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau in Legende und Geschichte, Freiburg 1913, I. Teil, 7. Kapitel.

⁴¹ Friß Jörger: Das Elztal während der Kriege Ludwigs XIV. gegen Deutschland („Das Elztal“, Unterhaltungsbeilage zur Waldkircher Volkszeitung Nr. 4 1937).

⁴² Die Mutter des Franz Anton Bayer, Maria Franziska Helbling, war eine Stieffchwester der Mutter des Jos. Thomas und des Franz Heinrich Lieb.

⁴³ Haus Eisenbahnstraße 15. Abgebildet in Badische Heimat, 7. Jahrgang 1920, S. 112.

starb er schon am 5. Januar 1745 in Freiburg und wurde dort in der Basilika (Münster) beerdigt⁴⁴.

Bei den starken verwandtschaftlichen Bindungen des Hauses Bayer mit der Familie Lieb ist die Verehrung des Innsbrucker Gnadenbildes Maria-Hilf auch bei dieser sehr verständlich und damit von dieser Seite her für die Möglichkeit, daß Franz Heinrich Ignaz Lieb der Stifter des Waldkircher Maria-Hilf-Bildes ist, ein weiterer Hinweis gegeben.

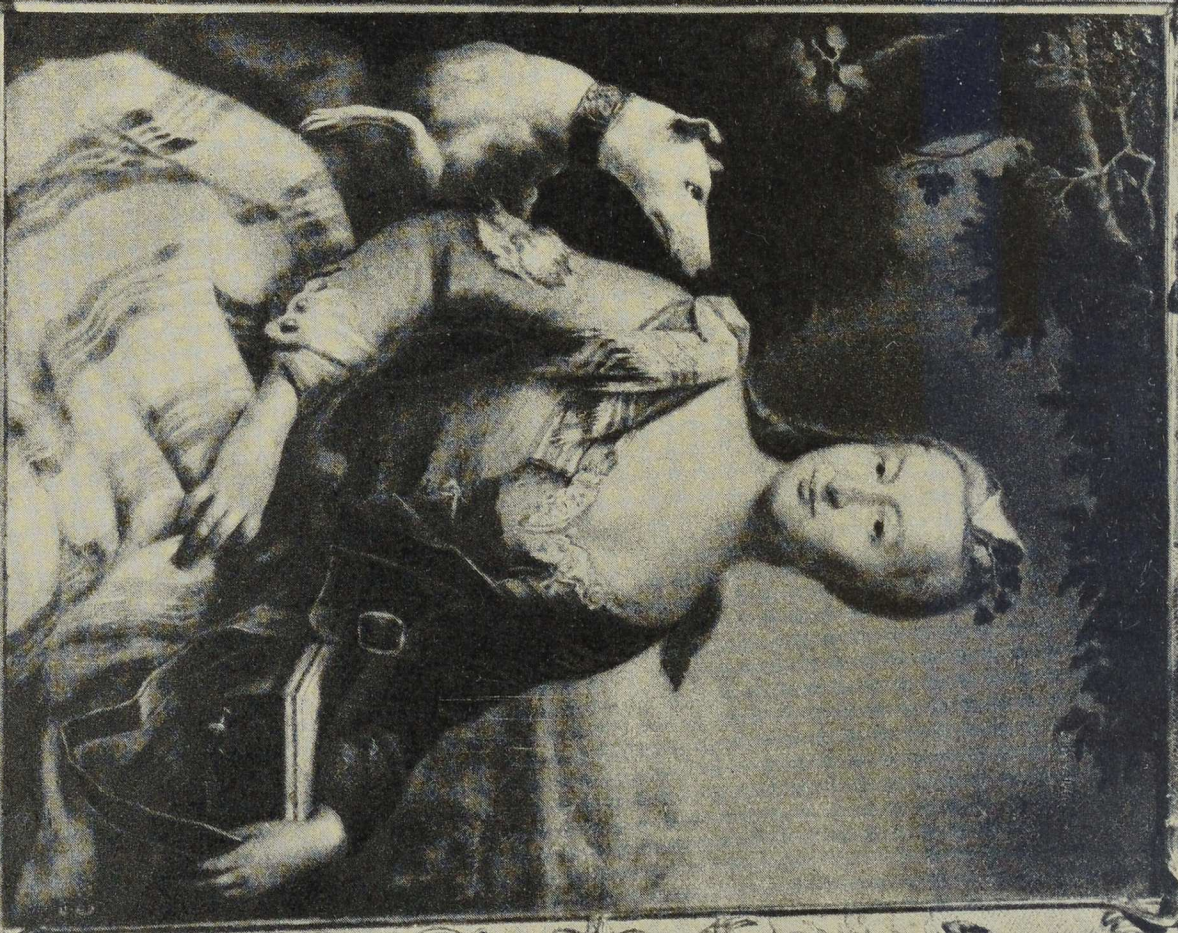
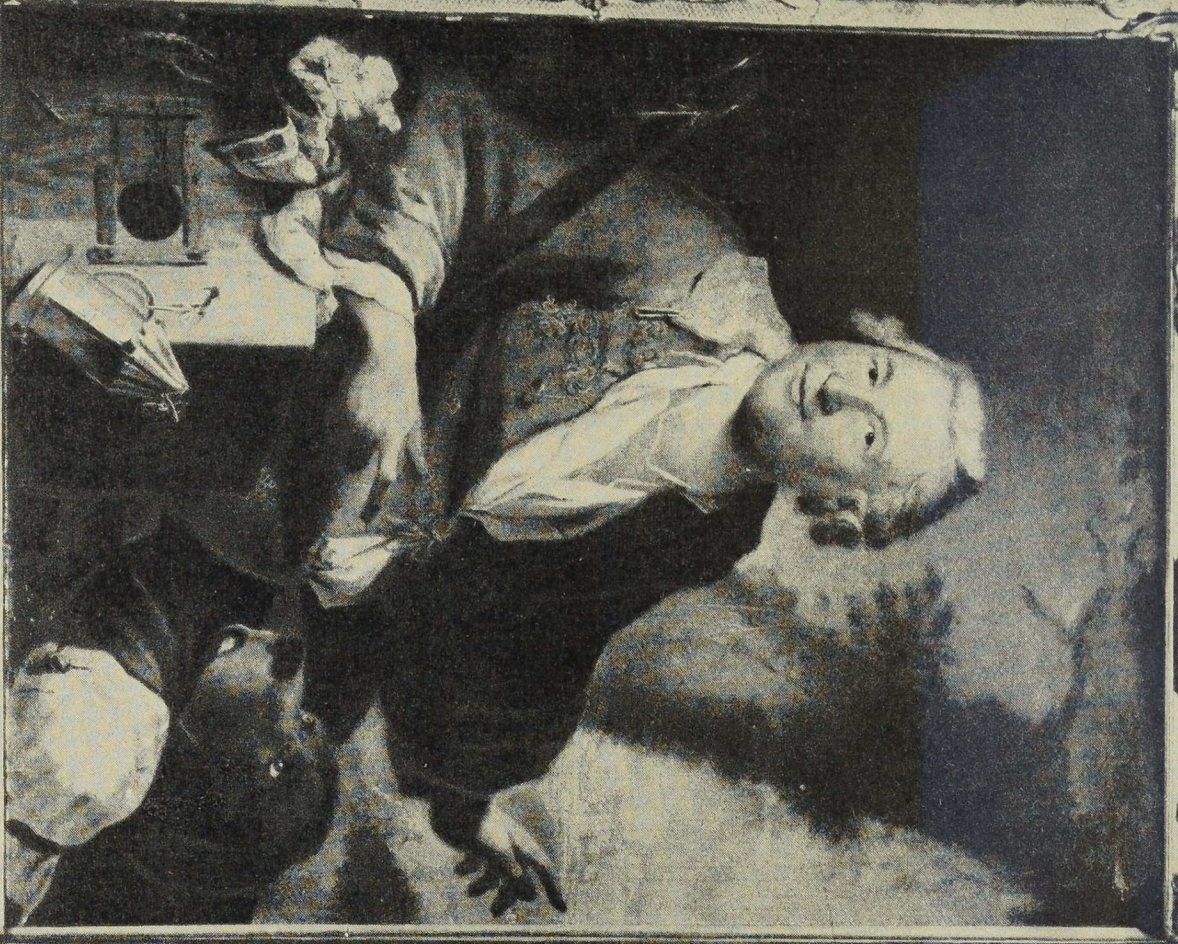
Zusammenfassend ist daher zu sagen. Das vermutlich von Franz Heinrich Ignaz Lieb gestiftete Maria-Hilf-Bild mit der ältesten Ansicht von Waldkirch entstand in der Zeit von 1714/16, wahrscheinlich von der Hand des Waldkircher Malers Johann Winter.

Für den Heimatsfreund ist das Stadtbild von unschätzbarem Wert. Das Gemälde hing viele Jahre, fast unbeachtet, im Langhaus der St.-Sebastians-Friedhof-Kapelle auf der Evangelienseite, hoch oben an der Chorwand, neben dem Schwibbogen. Es war so dunkel geworden, daß von der Landschaft kaum etwas zu erkennen war. Der Entschluß der Stadtverwaltung, auf Anregung des Verfassers dieses Bild durch einen erfahrenen Restaurator wiederherstellen zu lassen, war um so mehr zu begrüßen, als die Gefahr bestand, daß durch weitere Abblätterungen der Farbschicht wertvolle Teile verloren zu gehen drohten. Der Freiburger Restaurator Paul H. Hübner übernahm im Frühjahr 1944 die Instandsetzung. Seiner Kunstfertigkeit ist es zu danken, daß das Bild wieder sein ursprüngliches Aussehen zurückerhielt und in leuchtender Farbenpracht neu erstand.

Seine Arbeit ermöglichte ihm eine Reihe interessanter Feststellungen, welche geeignet erscheinen, die Geschichte unseres Ölbildes wertvoll abzurunden. Das Bild ist 172 cm hoch und 91,5 cm breit, auf Leinwand gemalt und war ursprünglich auf einen Spannrahmen genagelt. Ob der jetzige Rundstabrahmen so alt ist wie das Bild, steht nicht fest. Die Wiederherstellung wurde auch auf diesen ausgedehnt und ergab, daß die bis dahin auf ihm vorhandene Marmorierung später erst aufgemalt wurde. Jetzt zeigt der einfache Holzrahmen wieder seine alte versilberte und blau lasierte Fassung. Er war seitlich etwas schmaler wie die bemalte Leinwand, weshalb diese beim Einrahmen umgebogen, zum Glück aber nicht beschnitten wurde. Um die ganze Malerei sichtbar zu machen, wurde der Rahmen jetzt beiderseits entsprechend erweitert. Im Bogenfeld des Oberteils ist eine Anflückung der Leinwand erkennbar. Daß sie von einem Wechsel des Rahmens herrührt, ist zwar möglich, aber nicht nachweisbar. Die gleiche Feststellung machen wir übrigens bei dem auf der anderen Seite neben dem Schwibbogen hängenden gleichgroßen Vollbild des heiligen Johannes Nepomuk. Jenes Bild ist wohl etwas jünger und vermutlich aus der Werkstätte eines von Johann Winters Söhnen. Es ist für unsere Betrachtung aber insofern doch von Interesse, weil es wahrscheinlich vom gleichen Maler stammt, welcher das Oberteil unseres Bildes ziemlich unkünstlerisch übermalte. Bei einer „Renovierung“ wurden beide Bilder auf Holztafeln geklebt. Aus der Substanz des Leimes zu schließen, geschah dies im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Der Grund hierfür ist wahrscheinlich darin zu erblicken, daß die Leinwand infolge von Feuchtigkeit sehr gelitten hatte. Es war damals schon ein molekularer Verfall der Farben eingetreten. Durch die Feuchtigkeit hatten sich Farbschollen gelöst und waren abgefallen. Anstatt den verlorenen mole-

⁴⁴ Taufbücher der kath. Stadtpfarrei Waldkirch im Pfarrarchiv.

kularen Zusammenhang mit chemischen und physikalischen Mitteln wieder herzustellen, übermalte der damalige „Ausbesserer“ die Schäden mit Tubenölfarbe. Am Landschaftsbild änderte er glücklicherweise nichts, außer einer Ergänzung des etwa verlorengegangenen Querbalkens bei dem Kreuz am Berghang. Bei der Renovierung des Jahres 1944 wurde das Bild von den Übermalungen befreit, von der Holztafel gelöst und auf eine Kunstfaserplatte aufgeklebt. Um Einwirkung von Feuchtigkeit künftighin auszuschalten, wurde die Platte isoliert. Wo Farbe abgeblättert war, wurden die Stellen ausgekittet und ausretuschiert.



Johann Christian Wenzingers Bildnisse des Reichsfreiherrn Ferdinand Sebastian v. Sickingen zu Hohenburg auf Ebnet und seiner ersten Gemahlin

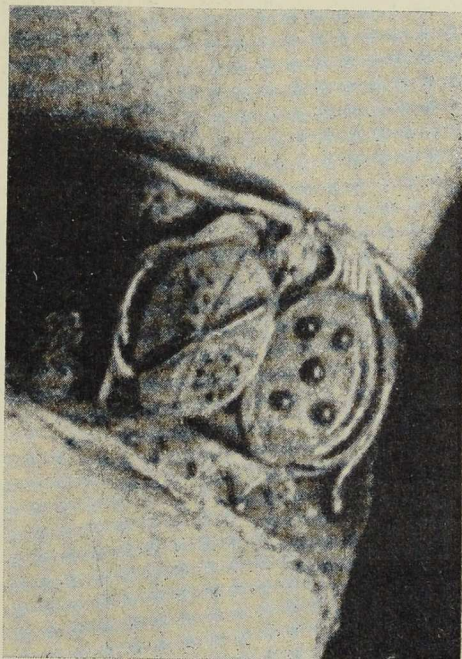
Von Rudi Keller, Freiburg i. Br.

Die „Bildnis-Sammlung der oberrheinischen Adels-, Bürger- und Bauern-Geschlechter“ des Badischen Generallandesarchives zu Karlsruhe enthält in ihren Nummern 1126 und 1127 die Wiedergabe zweier Bildnisse aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die für Geschichte und Kunstgeschichte des Breisgaus wegen der Persönlichkeit der Dargestellten und wegen der Frage nach dem bisher unbekanntem Meister Interesse beanspruchen.

Die Originale, Ölbilder, auf Leinwand gemalt, je 106 × 81 cm in den Keilrahmenmaßen, welche ein einziger, von künstlerischer Hand geschnitzter, fein gegliederter und in Louis-XV-Ornamentik aufgelöster, vergoldeter Holzrahmen vereint, befinden sich in Freiburger Privatbesitz¹.

Nach der Überlieferung der Besitzerfamilie sollen der Erbauer des Schlosses zu Ebnet, Freiherr von Sickingen, und seine Gemahlin, geborene von Greiffenclau, dargestellt sein. Diese Tradition findet ihre volle Bestätigung durch das Alliance-Wappen Sickingen-Greiffenclau, welches als Beschlag des Hundehalsbandes auf dem Damenbildnis wiedergegeben ist.

Johann Ferdinand Sebastian Meinrad² Reichsfreiherr von Sickingen zu Hohenburg wurde 1714³ als Sohn des 1706⁴ in den Reichsfreiherrnstand erhobenen Ferdinand Hartmann von Sickingen zu Hohenburg, Kaiserlichen Rats und Präsidenten des vorderösterreichischen Breisgauer Ritterstandes⁵, und der Maria Elisabeth Sidonia Reichserbmarschallin Reichsgräfin von Pappen-



Alliance-Wappen Sickingen-Greiffenclau
auf dem Hundehalsband.

(Ausschnitt aus dem Damenporträt)

¹ Siehe die Besitzgeschichte der Bilder am Schlusse dieses Aufsatzes.

² v. Hattstein, Die Hoheit des Deutschen Reichsadels I. (Fulda 1729) S. 557.

³ Mitteilung des Herrn Wilhelm v. Beck.

⁴ Gräfl. Taschenb. 1911 (Gotha) S. 872.

⁵ Poinignon, Das Großherzogliche Palais zu Freiburg i. Br., in Schauinsland 1885.

Zu nebenstehendem Bild:

Johann Christian Wenzinger, Ferdinand Sebastian Reichsfreiherr v. Sickingen zu Hohenburg auf Ebnet und seine erste Gemahlin Maria Anna Sophia, geb. Reichsfreiin v. Greiffenclau zu Vollrads.
Besitz: v. Beck, Heidelberg. Aufnahme: Photo-Röbke, Freiburg i. Br.

heim geboren⁶. Seit dem Tode des Vaters 1742⁷ verfügte er über den ausgedehnten Sickingenschen Erbesitz. Er war Miterbherr der Reichsherrschaft Landstuhl⁸ in der Pfalz, Herr zu Hohenburg im Elsaß⁹, beides aus früh-Sickingenschem Erwerb, und im Breisgau Herr zu Ebnet, Wiesneck, an und auf dem Schwarzwald (Wittental, Breitnau, Hintergarten usw.)¹⁰, auch Mit-Teilherr zu Riegel und Littenweiler, aus dem von Falkenstein-Snewli von Landeckschen Erbe, das durch die Ehe seiner Ahnfrau, der letzten Snewli von Landeck, Anna, 1567 an die Hohenburger Linie der Sickingen gefallen war¹¹. Ferdinand Sebastian war ferner Kastenvogt des Cisterziensfrauenklosters und adeligen Damenstiftes Günterstal¹², der Römisch Kaiserlichen und Königlichen Majestät Wirklicher Kämmerer¹³ und Wirklicher Geheimer Rat und, wie sein Vater, Präsident des vorderösterreichischen Breisgauer Ritterstandes mit dem Titel „Ezzenz“¹⁴.

Er war zweimal verheiratet. Im Alter von etwa 25 Jahren vermählte er sich am 15. Juni 1739 zu Mainz¹⁵ mit der 17jährigen, am 15. April 1722 zu Friedberg in der Wetterau geborenen¹⁶ Maria Anna Sophia, Tochter des Reichsfreiherrn Johann Erwein von Greiffenclau zu Dollrads in Guntheim, Erbtruchsess des Hochstifts Mainz, und dessen vierter Gemahlin, Maria Dorothea Ferdinanda, Reichsfreiin von Frankenstein¹⁷. Die Ehe währte 19 Jahre. Maria Anna Sophia starb im Alter von 36 Jahren am 2. Oktober 1758 zu Ebnet¹⁸.

Bereits in vorgerückten Jahren hat Baron Sickingen nochmals geheiratet. Seine zweite Gemahlin, Maria Anna, geborene Reichsgräfin Schenk von Castell¹⁹, welche ihm 1769 ihren ersten Sohn geschenkt hatte²⁰, überlebte ihn. Er starb im Alter von etwa 58 Jahren am 23. November 1772²¹ in seinem neuerbauten Freiburger Stadthause eines plötzlichen Todes infolge eines Herzleidens und wurde zu Ebnet in der

⁶ v. Hattstein a. a. O. S. 557.

⁷ Karl Josef Rößler, Das Schloß zu Ebnet, in Schauinsland 1934. Johannes Hüll, Franz v. Sickingens Nachkommen (Ludwigshafen 1886), S. 36 gibt als Todesjahr Ferdinand Hartmanns v. Sickingen 1734 an.

⁸ Beschriftung auf seinem hier wiedergegebenen Bildnis von unbekanntem Künstler, Oberrh. B.-S. 1379.

⁹ Gemeinde Wingen, hart an der Grenze zwischen Elsaß und Pfalz.

¹⁰ Poinsignon, a. a. O.

¹¹ Kindler v. Knobloch, Oberbad. Geschlechterbuch II. S. 429.

¹² u. ¹³ Beschriftung auf dem Bildnis Oberrh. B.-S. 1379.

¹⁴ Peter P. Albert und Max Wingenroth, Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten (Augsburg-Stuttgart 1923) S. 255 f.

¹⁵ u. ¹⁶ Mitteilung des Herrn Wilhelm v. Beck, der sich im Besitze von beglaubigten Kirchenbuchauszügen befindet.

¹⁷ Hattstein a. a. O. I S. 244.

¹⁸ Mitteilung wie Anmerk. ¹⁵.

¹⁹ Poinsignon a. a. O. S. 6.

²⁰ P. P. Albert u. M. Wingenroth a. a. O. S. 256.

²¹ Mitteilung wie Anmerk. ¹⁵.

Grablege seines Geschlechtes beigelegt²². Ferdinand Sebastian hinterließ mehrere Kinder, die aus beiden Ehen hervorgegangen waren²³.

Ohne Zweifel werden das Freiherrliche von Sickingensche Archiv²⁴ und das Archiv des Breisgauer Ritterstandes noch manches Wissenswerte über sein Leben und Wirken enthalten. Doch ist die Forschung in diesen wegen Luftkriegsgefährdung geborgenen Quellen zur Zeit nicht möglich. Nur wenige Angaben aus der Literatur stehen uns augenblicklich zur Verfügung²⁵.

Sickingen begegnet uns vor allem als Bauherr. Nach harten, kriegsbeschwerten Zeiten des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts breitete sich endlich der Segen einer glücklicheren Zeit, der Maria-Theresianischen Epoche, über unsere österreichischen Vorlande aus. Kunst- und Kulturleben blühten auf, und da ist es unter dem begüterten Adel die Familie von Sickingen, die durch ihren Reichtum und durch ihren großen Lebensstil zu deren Förderung mit an erster Stelle beigetragen hat.

Ferdinand Sebastian von Sickingen und seine erste Gattin, geborene von Greiffenclau, lassen 1749 den Neubau ihres Schlosses zu Ebnet durch den Basler Architekten und Ingenieur Johann Jacob Fechter²⁶ beginnen. Zu seiner schöneren Ausgestaltung wird als Architekt und Bildhauer Johann Christian Wenzinger²⁷ hinzugezogen. Benedikt Gambs²⁸ verfertigte die Deckengemälde der Säle. Im Giebelfeld der Gartenseite krönt, von Schwan²⁹ und Greif³⁰ als Schildhaltern flankiert, das Alliance-Wappen Sickingen-Greiffenclau den Bau³¹. Wir haben es auf dem Halsband des Hundes unseres Damenporträts wiedergefunden.

Ob Sickingen im Jahre 1756 schon Präsident des Breisgauer Ritterstandes war, als letzterer sein altes Gesellschaftshaus „zum Ritter“ in Freiburg (heute Münsterplatz 10, Erzbischöfliches Palais)³² ebenfalls durch den Basler Johann Jacob Fechter neu erbauen ließ, kann augenblicklich nicht festgestellt werden. Doch ist es zu vermuten. Er wird es gewesen sein, der, als Präsident, auch dem Ritterstand für seinen Neubau

²² Albert u. Wingenroth a. a. O. S. 257.

²³ Eine Stammtafel der Ebneten Sickingen, die allerdings an Fehlern in den Daten und der Generationsfolge reich ist, bringt J. B. Trenkle, Geschichte der Pfarrei Ebnet, in Freib. Diöcesan-Archiv Bd. 4 Heft 1 S. 87. — Über die frühere Geschichte der Sickingen: Johannes Hüll a. a. O. und W. Schneegans, Franz v. Sickingen, seine Nachkommen usw. (Kreuznach 1867). Beide wenig erschöpfend. — Die Sickingen sind Kraichgauer Uradel mit dem Stammort Sickingen bei Bretten. Vgl. Kunstdenkmäler Badens, Bd. IX 1. Abt. S. 134 ff.

²⁴ Im Badischen Generallandesarchiv zu Karlsruhe.

²⁵ Im Kriegsjahr 1944.

²⁶ Geb. 1717, † 1797.

²⁷ Geb. zu Ehrenstetten 1710, † zu Freiburg 1797.

²⁸ † zu Ebnet 1751. Über Gambs siehe Hermann Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock (Augsburg 1930) S. 102 f.

²⁹ Wappen Sickingen: in schw. (spät: mit r. Schildrand) 5 silb. Kugeln (2, 1, 2). H3 ein g. Schwanenhals mit schw. Schnabel u. r. Zunge, auf dem Rücken 3 r. Kugeln besteckt mit schw. Hahnenbüscheln, HD ganz g. (spät auch: schw./g.).

³⁰ Wappen Greiffenclau: geviert: 1. u. 4. von silb. u. bl. geteilt und mit einem g. Lilienhassel belegt. 2. u. 3. in schw. ein silb. Schräglingsbalken. H3 ein Greifenfuß mit silb. u. bl. Federn, HD bl./silb.

³¹ Über die Baugeschichte: Dr. R. v. Frenhold, Breisgauer Herrenhäuser (Würzburg-Aumühle 1939) S. 11 ff. u. Karl Josef Röhler a. a. O.

³² P. P. Albert u. M. Wingenroth a. a. O. S. 157 ff., zerstört 1944.

diesen Meister, den Architekten seines eigenen Schlosses, ausgesucht und empfohlen hat. Als dieses neuerstellte schöne Haus zehn Jahre darauf, 1766, durch das Direktorium des Ritterstandes an die umfassendere Korporation der drei vorderösterreichischen Breisgauer Landstände (Prälaten-, Ritterstand und Städte) als ihr zukünftiges



Aufn.: Oberb. Bildnis-Sammlung, Generallandesarch. Karlsruhe Nr. 1379.

Unbekannter Maler, Ferdinand Sebastian Reichsfreiherr
v. Sickingen zu Hohenburg auf Ebnet.

Besitz: Städtische Sammlungen, Freiburg i. Br.

„Landhaus“³³ verkauft wird, tätigt er jedenfalls, als Präsident des Ritterstandes, den Verkaufsakt und erwirbt für den Erlös die beiden Häuser „zum roten Böcklin“ und „zum Amtmann“ in der Pfaffengasse, um aus ihnen dem Ritterstand ein neues Gesellschaftshaus errichten zu lassen (heute Herrenstraße 9, sogenanntes Weibischöfliches Palais)³⁴.

Haben wir ihn hier, aus seiner ständischen Funktion heraus, als vermutlichen Bauschöpfer zweier Regierungsgebäude gesehen, so begegnen wir seiner segensreichen Baulust bald wieder bei der Erstellung eines prächtigen Stadthauses für sein Geschlecht. Diesmal mit seiner zweiten Frau, geborene Gräfin Schenk von Castel, beauftragt Exzellenz von Sickingen im Jahre 1770 den französischen Architekten Michel d'Inyard, das Stadtpalais in der Salzstraße im neuen Stil Louis XVI zu errichten (heute Nr. 21, Großher-

zogliches Palais)³⁵. Es war ihm nicht vergönnt, die Freude der Vollendung zu erleben. Das Haus war kaum unter Dach, als der Bauherr verstarb.

Noch mehr wie das Schloß in Ebnet erzählt uns die Innenausstattung dieses Palais von der hohen Kultur der Sickingen und deren historisch politischen Zugehörigkeit. Die Stuckarbeiten des Kaisersaales³⁶ sind mit Reliefbildnissen der Römischen Kaiser deutscher Nation aus dem Hause Habsburg und den Emblemen ihrer Macht geschmückt³⁷. Das Leben der Breisgauer Sickingen, vor allem in der Zeit Ferdinand Sebastians, spiegelte im Rahmen einer wohlbegüterten Adelsfamilie das Leuchten

³³ In Österreich übliche Bezeichnung für das Haus der Landständetagungen. So auch z. B. in Wien und Linz.

³⁴ P. P. Albert u. M. Wingenroth a. a. O. S. 27, zerstört 1944.

³⁵ P. P. Albert u. M. Wingenroth a. a. O. S. 250 ff., zerstört 1944.

³⁶ Der Mittelsaal des 1. Obergeschosses.

³⁷ Albert u. Wingenroth a. a. O. S. 272 f., teilweise in Bildwiedergabe auf Abb. 354 bis 360.

des Heiligen Reiches und der Erhabenheit des Erzhauses Österreich wider, dem sie dienten. Ein Leuchten im Ablauf unserer Heimatgeschichte, dessen Strahlen sich wohl-tuend über den Breisgau breiteten und das als ferner, traumhafter Glanz aus der Vergangenheit noch heute zu erwärmen weiß.

Wenn Poinignon schreibt³⁸, Ferdinand Sebastians Enkel, Wilhelm von Sickingen-Hohenburg³⁹, habe aus Stolz, „da er nur Untertan eines Kaisers sein wollte“, seinen Breisgauer Besitz aufgegeben und sei nach Österreich weggezogen⁴⁰, als Baden sich 1805 den Breisgau von Napoleon erhandelt hatte, so ist das ein etwas flaches Urteil. Es übersieht zum mindesten die tragische Lage für ein treues Vasallengeschlecht, wenn der Erbbesitz in die Hoheit eines neuen, historisch und metaphysisch völlig anders bedingten Staates⁴¹ gerät. Für den Breisgau bedeutete der Wegzug der Sickingen eine Verarmung an Substanz seines geschichtlich verwurzelten Lebens. Die Auflösung dieser uralten, von den Falkenstein und Snewli ererbten Bluts- und Besitzeinheit ist höchst bedauernswert⁴².

Wenden wir uns nach diesem Blick auf Persönlichkeit und Welt der Sickingen den beiden Porträts zu. Sie sind von seltener Eleganz. Der Baron und die Baronin ließen sich nicht in würdigen Staats- oder prächtigen Gesellschaftsroben malen, sondern in der freien und ungeordneten, wenn auch aus kostbaren Stoffen zusammengefügtten Kleidung eines Savoyardenpaares; der Herr mit Wanderstab und Murmeltierkäfig, die Dame mit dem Leierkasten. Vielleicht der gelungene Einfall einer Festkostümierung, der hier im Bilde verewigt werden sollte. Prächtig in der lichten, leuchtenden Farbgebung, zeigen die Bilder eine äußerst geschickte Komposition.

Mehrere Achsen, sich in einem Punkte auf der rechten Seite der unteren Bildhälfte überschneidend, teilen die Fläche des Herrenbildnisses auf und vereinen sie wieder. So läuft eine Horizontale vom Unterarm, der auf dem Murmelkasten ruht, über die Hand zum treu ausblickenden Hunde, diesem lebenden Attribute, das, als geschicktes Eckfüllsel, das Lebensrechte des Bildes steigert. Die beiden Diagonalen, deren eine aus dem Vordergrund von der Laterne am Kasten über die Hand und dem Baumstamm entlang schräg nach hinten in den Raum wächst, während die andere, windschief zu ihr,

³⁸ a. a. O. S. 8.

³⁹ Geb. 1777, † 1855.

⁴⁰ wo seine Nachfahren blieben. Bisher letzte Erwähnung im Gräfl. Taschenb. (Gotha) 1936.

⁴¹ In der Napoleonischen Epoche hat der Badische Staat durch seine Abwendung von unserem alten Reiche und durch die Mediatisierungen und Säkularisierungen, die seinen Besitz vergrößern mußten, unsere einst dem Reiche so nahe und doch so vielgestaltete und -gestufte Heimat in betrauernswerter Weise vereinheitlicht und in die Enge seiner mittelstaatlichen Interessensphäre gebracht, damit aber auch der allgemeinen Nivellierung des 19. Jahrhunderts großen Vorschub geleistet. — Der Badische Staat hat 1809 auch den Besitz der abgewanderten Sickingen gekauft. Einen Teil desselben, darunter Ebnet, veräußerte er an eines seiner Minister-Geschlechter, Gayling v. Altheim. — Nach der Revolution 1920 wählt sich der letzte regierende badische Fürst, der hochverehrungswürdige Großherzog Friedrich II., nicht die spezifische Heimatsphäre seiner Dynastie, sondern Freiburg zum Wohnsitz, und verlebte eben im einstigen Palais der Sickingen mit seinen Bildern der habsburgischen Kaiser des heiligen Römischen Reichs, seine letzten Lebensjahre.

⁴² Sie gestaltete sich für die Familie sehr verhängnisvoll. Poinignon a. a. O. Der in österr. Staatspapieren angelegte Kauferlös ging im Staatsbankerott verloren. — Joseph Reichsgraf v. Sickingen-Hohenburg, der Sohn des erwähnten Wilhelm, geb. 1833, war der erste, welcher die bisherige Stiftsfähigkeit seines Geschlechtes, das noch in seiner Generation die hohen Proben des Sternkreuz- u. bapr. St.-Georgs-Ritter-Ordens leisten konnte, durch eine bürgerliche Ehe aufgab.

durch Wanderstab und Bein angegeben wird, bilden ein in den Raum gestelltes Andreas-Kreuz. Jede der Achsen, in ihrem Verlauf Licht- und Schattentöne wechselnd, bald oben hell und unten dunkel, bald umgekehrt. Gerade das Herrenbildnis wirkt sich in meisterhaft geglückter Weise in die dritte Dimension aus. Durch Einbeziehung der Arme und Hände ins Räumliche wird die Ruhe des Sitzens in Bewegung übergeleitet und die Lebendigkeit des Dargestellten erhöht. Der wirre, hellbraune Savoyardenrock ist mit bräunlich-goldenen Flechttressen bestickt. Ein Knopf, noch an einem Faden baumelnd, kann jeden Augenblick abfallen. Der Ärmelausschlag in zartroter Mittelstönung bildet einen ausgleichenden Übergang zum hervorquellenden Hemd und zur lichten Fläche des Handrückens. Die kurzen Hosen sind rötlichbraun. Kontrastreich zu ihnen, wiederum die Bildecke belebend, wirken die hellen, gestreiften Unterhosen, die ein Band unterhalb des Knies zusammenfaßt.

Im oberen, höheren und weiteren Winkelraum des Diagonalachsenkreuzes befindet sich, wiederum durch einen achsenartigen Strahl vom Sternschnittpunkt über die Linien der Gewandöffnungen und des durch sie sichtbar gewordenen, schlampig geordneten Hemdes vertikal emporgewiesen, als Hauptblickpunkt, das Antlitz des Dargestellten. Ein Gesicht voll sprühenden Lebens, weltoffen, genießerisch, ja, in seinen geröteten Farben fast wie durch Bacchus' Geist belebt. Kleine, kluge und listige Augen lassen einen scharfen Verstand ahnen. Doch mit dem Ausdruck liebenswürdiger Gastlichkeit laden sie die Gesellschaft seines Kostümfestes⁴³, zu dem er sich in diesen lustigen Habit gestürzt hat, und alle, die je sein Bild betrachten sollen, ein, an der Geselligkeit seines Hauses teilzunehmen.

Ich halte es nicht für unwesentlich, sich einen Augenblick mit der landschaftlichen Bedingtheit eines solchen Gesichtes zu beschäftigen, das wenig von der Schwerblütigkeit unserer breisgauischen Alemannen zu verraten scheint.

Ohne Zweifel müssen wir den Ebneten Zweig der Sickingen als ein Breisgauer Geschlecht in Anspruch nehmen. Doch damit haben wir nur die väterliche Aszendenz Ferdinand Sebastians in gerader männlicher Linie landschaftlich determiniert. Für sein gesamtes Bluterbe, auch über Mutter, Großmütter und Ahnfrauen sagt uns seine Ahnentafel anderes. Auf seiner 16-Ahnen-Probe⁴⁴ nämlich können nur drei Familien als eigentlich alemannisch angesprochen werden. Fünf sind schwäbischen, eine vermutlich österreichischen und der Rest von sieben fränkischen Ursprungs. Sind wir nun versucht, in seinem Gesicht die Stirnbreite und den massiven, gewiß eigenwilligen und selbstbewußten Kopf, auch die geformten Züge der Nase dem alemannischen Erbe zuzurechnen, so mag er den aus den Augen sprechenden klaren und realistischen Verstand aus dem Schwäbischen bezogen haben. Die Lebendigkeit, Umgänglichkeit, Weltoffen- und Weltklugheit seiner Augen und seines Mundausdruckes aber werden wohl von seinem starken fränkischen Blutsanteil herrühren. All dies in ihm

⁴³ Dgl. Oberrh. B.-S. 261 u. 259. Bildnisse des Reichsgrafen Johann Friedrich Fridolin v. Kageneck auf Munzingen und seiner Gemahlin Maria Anna Franziska Eleonore Eva geb. v. Andlau-Andlau in Türkentracht (um 1750), vermutlich ebenfalls den Einfall eines Kostümfestes festhaltend.

⁴⁴ v. Hattstein a. a. O. I. S. 557. Die Ahnenfamilien der 16ner-Reihe sind: 16. v. Sickingen-Hohenburg (al.), 17. v. Reinach (al.), 18. v. Ostein (al.), 19. Faust v. Stromberg (rh.-fr.), 20. Kämmerer v. Worms-v. Dalberg (rh.-fr.), 21. v. Cronberg (rh.-fr.), 22. Echter v. Meßpelbrunn (fr.), 23. Kämmerer v. Worms-v. Dalberg (rh.-fr.), 24. Marschall v. Pappenheim (schw.), 25. Graßwein v. Weyer (vermutl. oest.), 26. v. Westernach (schw.), 27. Marschall v. Pappenheim (schw.), 28. Schenk v. Stauffenberg (schw.), 29. v. Leonrod (fr.), 30. Schenk v. Geyern (fr.) und 31. v. Wernau (Werdenau) (schw.).

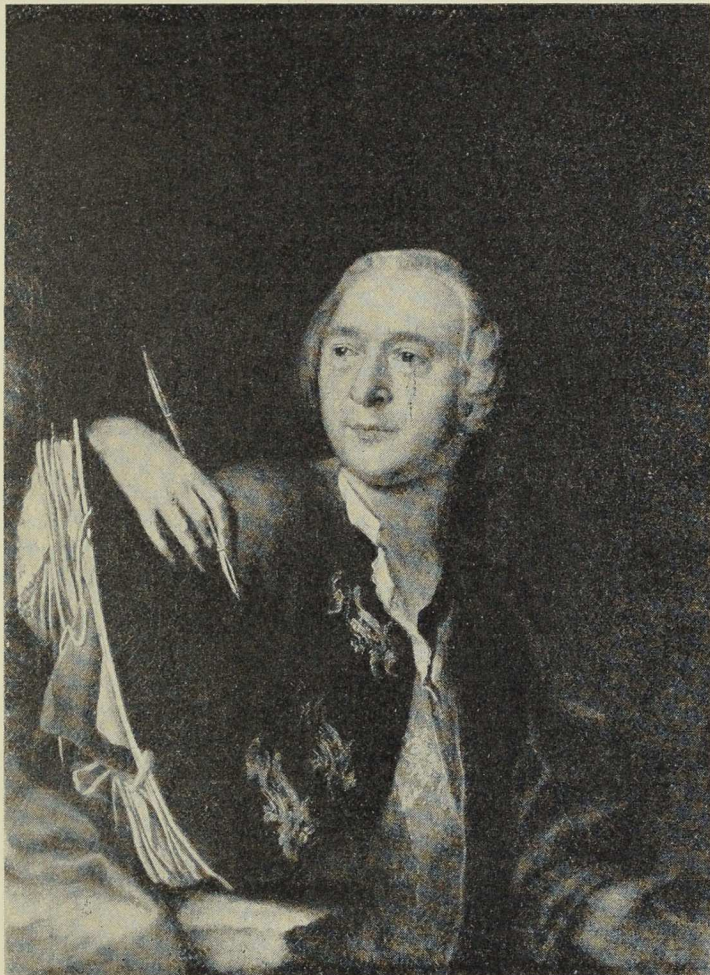
vereint zu einer Persönlichkeit, wie sie durch seine Bauschöpfungen bestätigt wird, und geformt in der Dimension einer feinen Bildung und großen Lebenswelt. Selbstverständlich, ohne daß eine solche Analyse je Anspruch auf Richtigkeit erheben wollte.

Der Vordergrund des Bildes endlich ist durch den Murmeltierkasten bestritten, der durch seine Kante eine Vertikalbetonung liefert und durch seine Licht- und Schattensflächen die plastische Wirkung weiter vertieft. Im Hintergrunde sieht man in einer lichten, vaporösen Landschaft eine Burg vor Bergen, weit in der Ferne, vermutlich ohne individuelle Bedeutung. Zusammen mit den Blättern und Schatten des Baumes wirkt hier das Bild fast gobelinartig.

Wir kennen mit Bestimmtheit nur noch ein Bildnis von Ferdinand Sebastian von Sickingen. Es ist weit schlichter, schematischer und allgemein gehalten, wenn auch sein Künstler nicht zu den minderen Porträtisten gezählt werden darf.

Dermutlich findet er sich jedoch auch auf dem großen Landschaftsgemälde von Joseph Mellling aus dem Jahre 1772 im Antichambre des ersten Obergeschosses des Palais in der Salzstraße wieder⁴⁵. Dort dargestellt als älterer Herr, auf einen Stock gestützt und begleitet von zwei Damen im Garten seines Ebneten Besitzes spazierend und von einem jungen Herrn begrüßt.

Das Damenbildnis ist einfacher gehalten wie sein Pendant, mehr in die Fläche gesetzt, mehr betont frontal, wenn auch nicht unter Verzicht auf das Räumliche. Der Schnittpunkt der Kompositionsachsen liegt hier auf der linken Seite der oberen Bildhälfte, doch sind die Achsen nicht so augenfällig. Sie folgen weniger dem Gegenständlichen als mehr den Licht- und Schattentönen auf den Stoffen des Kostüms, das aus einer lichtblauen, am Brustausschnitt zartrot gerandeten und am Ärmel in gleicher Farbe aufgeschlagenen Bluse über einem getönt weißen, mit rotblauem Streifenmuster versehenen Rock besteht. Über den zartroten, mit weißen Spitzen besetzten Bruststeinsatz



Aufn.: Oberh. Bildnis-Sammlung, Generallandesarchiv Karlsruhe Nr. 143

Johann Christian Wenzinger, Selbstporträt

Besitz: Städt. Sammlungen, Freiburg i. Br. (aus dem Klinischen Hospital)

⁴⁵ Abb. bei Albert u. Wingenroth a. a. O. S. 266, Abb. 344, zerstört 1944.

zieht sich eine unordentlich vernebelte Goldschnur. Das Kopfstuch ist weiß und gleicht sich in der Farbe seiner Randstreifen dem Saum der Bluse an. Auf den gelben Mantelwurf springt ein Windspiel auf und blickt fragend zur Herrin⁴⁶ auf, ob sie seine spielende Übeltat, ihr den Ärmel zersezt zu haben, nicht zürnend aufgenommen hätte. Der Baum im Hintergrund wirkt mehr kulissenartig, nicht so in den Raum gehend, wie auf dem Gegenstück. Die Landschaft, ebenfalls die Ferne eröffnend, ist weißlich lichterfüllt. Auch dieses Bild bezaubert, trotz seiner zart gewählten Töne, durch die Leuchtkraft seiner schönen Farben.

Würde man die beiden Porträts räumlich getrennt betrachten, mögen sie dahin befremdlich wirken, daß sie in der Haltung der Dargestellten eigentlich gar nicht als Pendants erscheinen. Dennoch ist gerade die Zusammengehörigkeit vom Künstler meisterhaft gelöst. Die Originale sind ja, nur durch eine schmale Rahmenleiste getrennt, in einem einzigen Rahmen zu einer Einheit zusammengefügt. Durch die verschieden starke Wendung der Oberkörper, die beim Herrn einen größeren Winkel erreicht wie bei der Dame, wird, bei Beibehaltung des Dreiviertelprofils für jeden der beiden Köpfe, gewissermaßen die Wirkung des Stereoskops erzielt, das heißt, durch diesen Trick für die Optik des menschlichen Auges das Gefühl der Räumlichkeit für das gesamte Doppelbild erhöht.

Beide Bilder sind unsigniert; wenigstens konnte bis jetzt keine Signatur ermittelt werden⁴⁷.

Wer mag nun aber der Künstler dieser beiden Sickingen-Porträts sein? Wir wissen von den Porträtmeistern des Barock und des Rokoko, die in unserer Heimat wirkten, noch sehr wenig. Doch vermögen wir zu urteilen, daß die Maler, die uns sonst im 18. Jahrhundert innerhalb des Oberrheingebietes begegnen, von Ausnahmen abgesehen, meist nur eine durchschnittliche oder gar mindere Porträtkunst erreicht haben, jedenfalls dem Schöpfer dieser Bildnisse weit nachstehen, mögen sie Hauwiler, Kisling⁴⁸, Manlich, Tanich, Keiser oder wie nur immer, ja selbst Johann Joseph Kauffmann oder A. Zeller heißen. Unser Meister verrät schon eine außergewöhnliche Begabung. Es will mir scheinen, wie wenn in seinen Bildern eine glückliche Vermählung der lichten und leuchtenden Farbgebung, wie sie den Großmeistern der österreichischen Wandmalerei⁴⁹ eignet, mit der Feinheit der Formgebung französischer Porträtkunst stattgefunden hätte.

Suchen wir zunächst unser Alliance-Bild zu datieren. Die Zeitspanne zwischen den zunächst allein aufzeigbaren festen Daten, dem Heiratsjahr der Dargestellten 1739,

⁴⁶ Ihr hohes und schmales Gesicht wirkt vor allem vornehm und klug. Jugendlich und dem Leben zugewandt, doch beherrscht von matronaler Würde, verrät sie durch den etwas stehenden Blick eine gewiß nicht unkomplizierte Frauenseele. Ihr Blut ist vorwiegend rheinfränkisch. Die Greiffenclau sind mittelrheinischer Uradel. Ihre 16ner-Probe (v. Hattstein a. a. O. I. S. 244) weist folgende Familien auf: 16. v. Greiffenclau (rh.-fr.), 17. v. Reiffenberg (rh.-fr.), 18. zu Elz (rh.-fr.), 19. v. Kerpen (rh.-fr.), 21. Schugbar gen. Milchling (rh.-fr.), 22. v. Rheinsberg (rh.-fr.), 23. Göler v. Ravensburg (fr.), 24. v. Frankenstein (fr.), 25. v. Kerpen (rh.-fr.), 26. v. Eppe (n. sächs.), 27. v. Amelunzen (n. sächs.), 28. Breidtbach v. Büresheim (rh.-fr.), 29. v. Mezenhausen (rh.-fr.), 30. v. d. Lепен (rh.-fr.), 31. Brömser v. Rüdeshelm (rh.-fr.).

⁴⁷ Auf der Rückseite der ursprünglichen Leinwand des Herrenbildnisses, wohl für das Gesamtdoppelbildnis geltend, befindet sich lediglich die Zahl „11“, vermutlich eine alte Inventarnummer aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts.

⁴⁸ Siehe Gerda Kircher, Badische Hofporträtisten des 18. Jahrhunderts, in Zeitschr. für Gesch. d. Oberrh. NF 56. H. 1/3.

⁴⁹ zu denken etwa an Maulpertich.

als dies a quo, und dem Todesjahr der Dame 1758, als dies ad quem, ist jedenfalls zu verengen. Maria Anna Sophia war bei ihrer Verheiratung erst 17 Jahre alt. Hier dürfte sie jedoch schon in den reiferen Jahren dargestellt sein. Ein Alter von 27 bis 28 Jahren könnte angenommen werden, womit wir etwa ins Jahr 1750 gekommen wären. Dies angenommen, hätten wir den Herrn im Alter von etwa 36 Jahren vor uns, da er 1714 geboren ist. Es könnte zutreffen. Vielleicht mag er aber auch einige Lebensjahre älter erscheinen. Jedenfalls kommen die Jahre um oder kurz nach 1750 für die Erstellung in Frage. Die nämliche Zeit, in der das Ebnetter Schloß erbaut und folgend gewiß mit Bildern und Möbeln ausgeschmückt wurde.

Von Malern, welche damals für Sickingen gearbeitet haben, sind uns nur zwei bekannt: Benedikt Gambs und Joh. Christian Wenzinger. Benedikt Gambs hat, wie schon erwähnt, vor allem das Deckengemälde im großen Gartensaal ausgeführt. Auch die Plafondausmalung dreier weiterer Zimmer rühren von ihm her. Nach den mir in Hermann Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barocks, vorliegenden Wieder- gaben von Gambs Freskogemälden wird er wohl aus der Zahl der in Frage zu ziehenden Bildmeister ausscheiden müssen. Wenn Ginter⁵⁰ für das Deckengemälde das Urteil fällt, „das Gehaben der Gestalten ist nicht ohne eine gewisse Steife“, so kann ein gleiches Urteil gewiß nicht für unsere Porträtgestalten ausgesprochen werden. Gambs Ebnetter Zeit⁵¹ will mir auch für die Erstellung dieser Porträts nicht ausreichend lange genug erscheinen. Am 15. Juni 1750 bewirbt er sich noch für den Auftrag der Kirchausmalung zu Appenweier, führt ihn dann in den folgenden 93 Tagen durch und kann also erst im Spätjahr 1750 nach Ebnet gekommen sein. Noch in diesem Jahre stellt er dort das große Deckengemälde fertig, das von ihm⁵² signiert und mit 1750 datiert ist. Er hatte nun noch die andern Zimmer in Ebnet auszumalen. Vor dem 14. Juni 1751 hatte er aber schon wieder das Hochaltarblatt in St. Ulrich perfertigt und beginnt an diesem Datum bereits mit der Ausmalung der Bibliothek in St. Peter. Sein kurzer Ebnetter Aufenthalt dürfte also durch die Innenausmalung des Hauses hinreichend ausgefüllt gewesen sein. Allerdings wird er in seiner St.-Peter- Zeit wohl öfters in Ebnet gewesen sein, wo er sich mit einer Bediensteten der dortigen Herrschaft verheiratet hatte. Nach Vollendung seiner Arbeit in St. Peter mit dem 25. Oktober 1751, in der Zeit nach dem 6. November, wird er dann nochmals als „Maler bei Herrn von Sickingen“ genannt⁵³. Doch auch hier ist die verbleibende Zeit kurz. Am 15. November 1751 ist er im Ebnetter Schloß verstorben.

Wir müssen aber die Frage, die sich auch Dr. Friedrich Hesele⁵⁴ unabhängig von meinen Forschungen gestellt hat, untersuchen, ob diese Bildnisse nicht als ein Werk des andern Malers erkannt werden müssen, der im Auftrage Baron von Sickingens beschäftigt war, nämlich Joh. Christian Wenzingers. Wenzinger hat nachgewiesener- maßen an der architektonischen wie vor allem skulpturellen Aus- schmückung des Schlosses in Ebnet entscheidend mitgewirkt, wenn auch nicht er, wie früher angenommen wurde,

⁵⁰ Ginter a. a. O. S. 102.

⁵¹ Siehe Ginter a. a. O. S. 102 ff.

⁵² oder für ihn

⁵³ in den Akten seiner Bewerbung um das akademische Bürgerrecht in Freiburg, siehe Ginter a. a. O.

⁵⁴ Direktor des Stadtarchivs Freiburg i. Br. Er stellte sich diese Frage wegen der künst- leri- schen Beziehung Wenzingers zur Familie v. Sickingen.

sondern Johann Jacob Fechter für den Hauptplan des Neubaus in Anspruch genommen werden darf⁵⁵. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn Exzellenz von Sickingen diesen hervorragenden Künstler auch in seiner Eigenschaft als Maler zur Ausschmückung seines Hauses herangezogen hätte.

So viel wir nun über Wenzingers Plastiken wissen, so wenig ist sein Werk auf dem Gebiete der Malkunst erhellt. Ginter nennt neben seinen Kirchenmalereien nur eine kleine Anzahl weltlicher Arbeiten, unter ihnen sein Selbstporträt im Klinischen Hospital⁵⁶. Aber gerade dieses Selbstbildnis⁵⁷ hilft uns weiter und läßt uns beim Vergleich mit den Sickingen-Porträts zu einem einwandfreien Schluß gelangen. Es ist ohne Zweifel von der gleichen Hand gemalt. Neben dem Gesamteindruck können folgende Merkmale hervorgehoben werden, die allen drei Bildnissen eignen: die gut gemalten Hände mit besonderer Durchbildung der Fingergelenke, die persönliche Handschrift des Künstlers in der Schattenhervorhebung der Nasenflügel und Mundwinkel, die exakte Ausführung der individuellen Merkmale des Augenraumes mit Lid und Deckfalte und die originelle, liebevolle Ausführung der Einzelheiten in der Bekleidung, der Tressen, Schnüre, Bänder, Spitzen, Säume und so weiter. Dann aber springt ohne weiteres für das Sickingensche Herrenporträt und das Selbstbildnis die ähnliche Wendung des Körpers, die gleiche Kopfhaltung, die gleiche freie Öffnung des Kleides und Hemdes am Hals und vor allem die gleiche Raumhaftigkeit des gesamten Bildes ins Auge.

Wir können die Ansicht Ginters nicht teilen, daß es sich bei dem Selbstbildnis um eine technisch zwar gute Ausführung handle, jedoch ohne persönliche Note. Unter Hinzuziehung der beiden Sickingen-Bildnisse ist dieses Urteil für das Werk des gemeinsamen Meisters sogar völlig abzulehnen⁵⁸. Ohne Zweifel handelt es sich hier um Schöpfungen aus großem Können und mit einer sehr individuellen Note.

Können wir nun das Selbstbildnis einwandfrei Wenzinger zuschreiben, so ist nicht zu zweifeln, daß auch die Sickingen-Bildnisse seiner Hand entstammen. Für seine Zuschreibung bestehen aber folgende Bedenken⁵⁹:

Von Wenzinger befinden sich drei Selbstbildnisse⁶⁰ im Besitze der Städtischen Sammlungen Freiburg i. Br.⁶¹. Sie geben ihn in verschiedenen Lebensaltern wieder. Das jugendlichste wird um 1750 datiert⁶², das mittlere, welches hier allein zum Ver-

⁵⁵ Siehe Karl Josef Rößler a. a. O. und Dr. R. v. Frenhold a. a. O. S. 11 ff.

⁵⁶ Ginter a. a. O. S. 87.

⁵⁷ Die Rahmenplakette dieses Bildnisses aus neuerer Zeit besagt: „Joh. Chr. Wenzinger 1710—1797, Selbstbildnis um 1760“. Auf der Rückseite des Rahmens steht mit Ölfarbe geschrieben: „WS 1796“. Ich vermute, daß dies die Zeit des Erwerbs des Bildes durch die Klinik bedeutet: Winter-Semester 1796.

⁵⁸ Es müßte denn sein, daß Ginter eines der beiden andern sogenannten Selbstbildnisse Wenzingers im Auge hatte. Siehe über diese weiter unten im Text.

⁵⁹ Auf diese Bedenken wurde ich von Herrn Univ.-Prof. Dr. Werner Hoack, Direktor der Städt. Sammlungen zu Freiburg, aufmerksam gemacht.

⁶⁰ Siehe hier auch Prof. Dr. Peter P. Albert, Christian Wenzingers Letzter Wille u. Nachlaß. Zshr. d. Freiburger Geschichtsvereins 41 Bd. (1928) S. 60 Anm. 1.

⁶¹ Die alle aus dem klinischen Besiß stammen.

⁶² Oberrh. B.-S. 1436. Auf der neueren Rahmenplakette des Originals: „Joh. Chr. Wenzinger 1710—1797, Selbstbildnis um 1750“.

gleiche mit den Sickingen-Porträts herangezogen werden kann, um 1760⁶³, und ein Altersbild um 1790⁶⁴. Jedes dieser Bildnisse verrät nun aber eine durchaus verschiedene Malweise. Es kann kaum angenommen werden, daß alle drei Bilder von ein und demselben Meister herrühren, selbst wenn man berücksichtigt, daß ein Künstler im Laufe seines Lebens selbstverständlich dem sich ändernden Zeitgeist und Zeitstil unterworfen ist. Immerhin mag die gleiche Autorschaft für die Bildnisse von 1750 und 1760 erwogen werden. Die Klärung der Zuschreibungsfrage für alle drei Selbstbildnisse überschreitet jedoch den Rahmen meines Themas. Es darf nur nicht unberücksichtigt bleiben, daß es sich, zum mindesten bei dem einen oder andern dieser Bildnisse, um Werke handeln kann, die zwar Wenzinger darstellen, nicht aber von ihm selbst, sondern von einem andern Künstler gemalt worden sind. Trotz dieser Erwägung muß aber andererseits angenommen werden, daß zum mindesten eines der drei Bilder ein wirkliches Selbstporträt Wenzingers ist. Nur welches von ihnen, bleibt die Frage. Wenn ich nun dazu neige, das mittlere von 1760 dafür zu beanspruchen⁶⁵, so entspringt dies nicht nur dem Wunsch, in Wenzinger den Meister der Sickingen-Porträts wiederzufinden, es verführt mich hierzu vielmehr der Blick auf die von Alois Siegel ihm zuerkannte Verkündigungsmadonna im Pfarrhaus zu Buchholz⁶⁶. Auch bei ihr begegnen wir nämlich der gleichen persönlichen Handschrift, die wir aus der Malweise der Sickingen-Bildnisse und des mittleren Selbstporträts ablesen können. Wir erkennen die gleiche Manier in der Schattenziehung der Nasenflügel, die gleiche charakteristische Durchbildung der Fingergelenke und, besonders im Vergleich mit dem Sickingenschen Damenporträt, die gleiche birnenförmige Handwurzel-Mittelhandpartie. Nur daß hier die Hand der Gottesbraut, unbeschwert von menschlichen individuellen Prägungen, als wundervoll geformtes und verklärtes Idealbild erscheint.

Ich will daher die Schöpfung Wenzingers für die beiden Sickingen-Bildnisse und das mittlere Selbstbildnis mehr wie nur vermutungsweise annehmen⁶⁷.

⁶³ Diese Datierung scheint mir allerdings nicht ganz einwandfrei. Der Zeit der Haartracht und des vermutlichen Alters des Dargestellten wegen ist sie wohl etwas früher anzusetzen, mehr um oder kurz nach 1750. Es dürfte also auch dieses mittlere Selbstbildnis nicht viel später wie die Sickingen-Porträts entstanden sein.

⁶⁴ Oberrh. B.-S. 1434. Auf der neueren Rahmenplakette des Originals: „Joh. Chr. Wenzinger 1710—1797, Selbstbildnis um 1790“.

⁶⁵ Dagegen spricht auch nicht der seitlich gerichtete Blick der Augen. Wohl wird ein Selbstporträtist im allgemeinen seinen Blick, dem er im gegenüber aufgestellten Spiegel, aus welchem er sein Konterfei gewinnt, begegnet, gerade gerichtet darstellen. (Diese Forderung erfüllt das Bild von 1750.) Der seitliche Blick kann aber durchaus mittels zweiter Spiegelung abgeschaut werden, falls er nicht durch die Ingeniosität der geistigen Darstellung des Künstlers auf die Leinwand geworfen wurde.

⁶⁶ Siehe Ginter a. a. O. Tafel 36.

⁶⁷ Herr Univ.-Prof. Dr. W. Noack, dem ich meinen schon abgeschlossenen Aufsatz vorlegte, teilt mir mit, daß er durch vergleichende Untersuchungen an den Gemälden Joh. Chr. Wenzingers innerhalb seines Seminars 1943 inzwischen zur Überzeugung gekommen sei, daß das Selbstbildnis um 1760 eine eigenhändige Arbeit Wenzingers darstelle, möglicherweise auch das frühere um 1750, sicher aber nicht das Spätbildnis um 1790, das seiner Malweise nach wohl von Simon Göser angefertigt sein dürfte. Man könne daher wohl mit Bestimmtheit sagen, daß die beiden Sickingen-Porträts ebenfalls eigenhändige Arbeiten von Wenzinger sind. Die Verkündigungsmadonna im Pfarrhaus zu Buchholz dagegen sei vermutlich eine genaue Kopie Simon Göasers nach dem Original von der Hand Wenzingers, das sich heute in Karlsruher Privatbesitz befinde.

Zum Schlusse möge noch die Besitzgeschichte der Sickingen-Porträts aufgezeigt sein. Es ist anzunehmen, daß das Doppelbildnis einst im Schlosse zu Ebnet, wo es wohl auch entstanden ist, an hervorragender Stelle, etwa in einem der Empfangssäle hing. Es wird also nicht unter jene Familienbilder zu zählen sein, welche im Stadtpalais durch den Maler Franz Josef Rösch⁶⁸ in den Jahren 1773 bis 1775 „gebüzet, gewaschet, und mit zubereiteten Spervirnis überzogen, auch die Rahmen von Staub gesäubert und abgerieben“ wurden⁶⁹. Hier dürfte es sich wohl um Familienporträts aus älteren Sickingenschen Generationen gehandelt haben, die für das neuerstellte Palais wieder schön hergerichtet wurden. Unsere beiden Bilder lassen jedenfalls keine Spur einer Restaurierung erkennen, wie auch die Rückseite noch die ursprüngliche Leinwand zeigt, eine Rentoilierung also nicht stattgefunden hat.

Ob die Bilder dann erst bei Auflösung des Hauses Ebnet, das 1809 verkauft wurde⁷⁰, oder schon eine Zeit vorher, etwa bei erreichter Volljährigkeit der von Ferdinand Sebastian nachgelassenen, teilweise minderjährigen Kinder und der wohl in diesem Zeitpunkt durchgeführten Erbteilung aus Ebnet kamen, läßt sich heute nicht genau feststellen. Sie befanden sich jedenfalls folgend im Besitze des Schwiegerohnes der Dargestellten, des Freiherrn Franz Anton von Baden, k. k. österreichischen Kämmerers, Wirklichen Geheimen Rats und Präsidenten des vorderösterreichischen Breisgauer Ritterstandes (geb. 1739, gest. 1818)⁷¹, der mit Sophie Antonia Walburga Reichsgräfin⁷² von Sickingen-Hohenburg (geb. Ebnet 15. Mai 1746) vermählt war. Er bewohnte zuerst sein Stammschloß Liel im südlichen Breisgau, danach bezog er die Kartause bei Freiburg, die er 1783 nach Aufhebung des Klosters in der Josephinischen Säkularisation gekauft hatte. In der Kartause hingen nun die beiden Bilder und vererbten sich dort zunächst auf den Sohn der Dorgenannten, den Letzten von Baden zu Liel, Freiherr Anton Karl⁷³, großh. bad. Geh. Rat, später Staatsrat, auch Stadt- und Polizeidirektor zu Freiburg, dann nach dessen Tode (gest. 14. Februar 1830) auf seine Schwester Maria Anna Elisabeth (geb. 1788, gest. 1866), die mit Christian Friedrich Jacob Freiherrn von Türckheim zu Altdorf, k. k. österreichischer Major (geb. 1782, gest. 1846), vermählt war, welcher den Namen der erloschenen von Baden dem seinen zufügte. Weiter kamen die Bilder im Erbwege auf den Sohn dieses Ehepaares, Bruno Freiherrn von Türckheim genannt von Baden, k. k. österreichischen Rittmeisters (geb. 1826, gest. 1874). Als bald nach des letzteren Tod, 1879, bei Minderjährigkeit seiner Kinder, die Kartause wieder verkauft worden war, gelangten die Bilder mit dem andern Inventar vorübergehend bis zur Volljährigkeit des jüngsten Sohnes nach Mahlberg zu einem von Türckheimschen Onkel und fielen bei der Verteilung des elterlichen Nachlasses der Tochter des 1874 verstorbenen Freiherrn Bruno, Anna Freiin von Türckheim genannt von Baden, zu, die den nachmaligen Generalmajor Leonhard

⁶⁸ 1724/77.

⁶⁹ Siehe Albert u. Wingenroth S. 257.

⁷⁰ K. J. Röpler a. a. O. S. 97.

⁷¹ Diese und die folgenden Lebensdaten wurden mir von Herrn Wilhelm v. Beck mitgeteilt, der sich im Besitze von beglaubigten Kirchenbuchauszügen befindet.

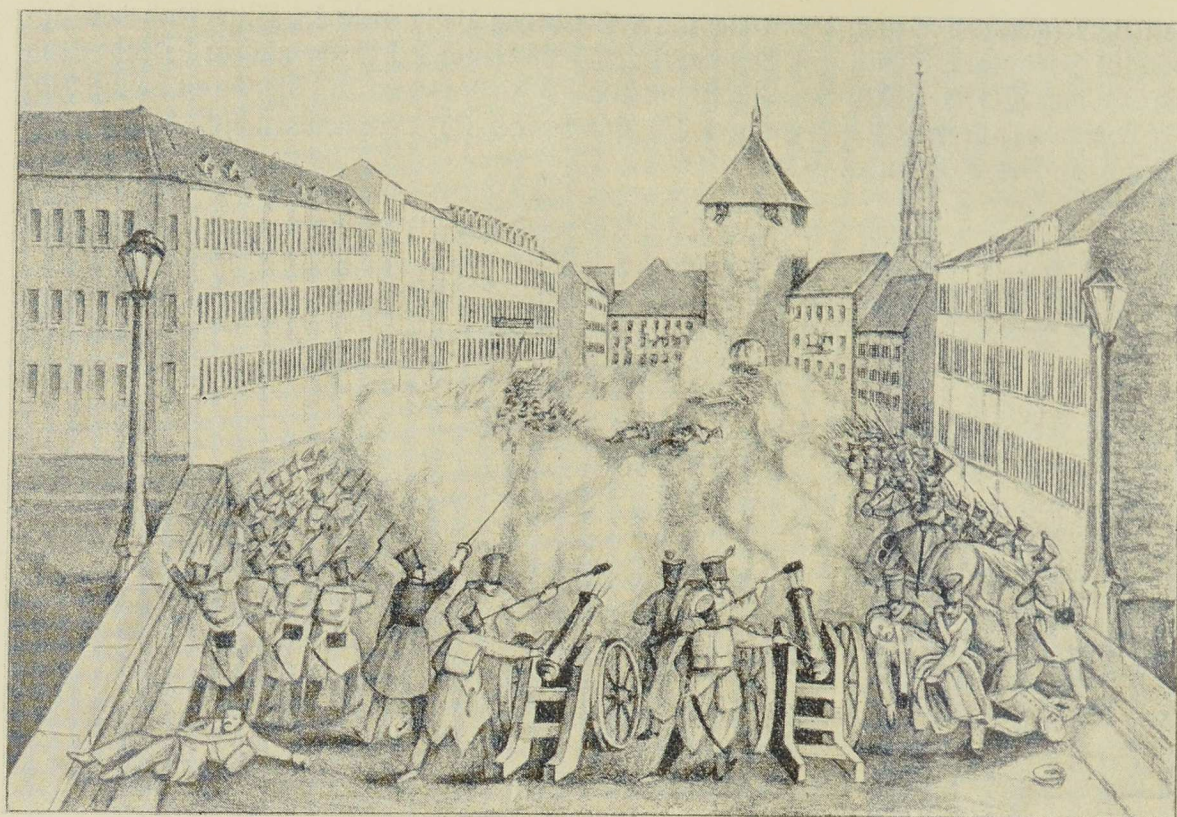
⁷² Reichsgräfl. Standeserhöhung d. d. Wien 19. 2. 1790 für ihre Brüder Johann, Nepomuk, Kajimir und Ferdinand.

⁷³ v. Weech, Badische Biographien I. S. 29 f.

von Beck (geb. 1856, gest. 1935) ehelichte. In deren Besitz, also im Eigentum der Ur-
enkelin Ferdinand Sebastians von Sickingen und seiner ersten Gemahlin befinden sich
die Bilder heute ^{74, 75}. Den Dargestellten ist somit bis auf den Tag die Gunst beschieden,
als Ahnen in ihren Bildnissen einer Nachfahrenfamilie anzugehören und dadurch im
lebendigen Sippenleben zu stehen.

⁷⁴ Die Angaben über die Erbfolge und Aufbewahrungsorte verdanke ich der freundlichen
Mitteilung der Besitzerin. Die Bildnisse waren von 1939 bis 1941 der Sammelbergung des
Kunst- und Geschichtsgutes aus südbadischem Privatbesitz beigegeben und in Schloß Zeil
in Oberschwaben verwahrt.

⁷⁵ 1944 bei Abfassung der Arbeit. Frau Anna v. Beck ist inzwischen verstorben. Die Bilder
gelangten an ihren in Heidelberg wohnenden Sohn, nachdem sie lange Zeit dem Augustiner-
museum leihweise überlassen worden waren. Ihre enge Verbindung mit dem Breisgau
möge der Besitzerfamilie stets gegenwärtig sein!



Die Erstürmung der Barrikade am Breisacher Tor zu Freiburg i. Br.
durch die großh. hessischen Bundestruppen am 24. April 1848

Lithographie Städt. Sammlungen, Freiburg i. Br. (unsigniert)

Freiburg in der 48er Revolution

Von Joseph L. Wohleb

Das Thema meiner Darstellung ist, wie die Formulierung ihres Titels andeuten will, ganz eng gefaßt. Es kam mir lediglich darauf an, die Vorgänge in Freiburg selbst und dessen nächster Nachbarschaft aneinanderzureihen. So wird denn die Gesamtgeschichte der 48er Revolution kaum gestreift, von den Namen der führenden Köpfe sind nur jene genannt, die mit unserer Stadt unmittelbar zu tun hatten.

Die Quellen meiner Darstellung sind einseitig. Die Akten des Generallandesarchives in Karlsruhe, die ich durcharbeitete, können nicht anders als tendenziös sein, für den Großherzog, gegen die Revolutionäre. Vollends da sie — wie etwa das für den April 1848 vorab verwendete „Operationsjournal der II. Division des VIII. Armeekorps“ — von den gegen die Freischärler eingesetzten Truppenkommandeuren stammen. Kein Wunder, daß in ihnen meist nur von „Rebellen“ die Rede ist!

Doch auch die meisten übrigen zeitgenössischen Darstellungen bewegen sich, soweit sie nicht als Rechtfertigungsschriften bewertet werden müssen, in derselben Richtung. In Dutzenden von Berichten, Briefen und Einzelskizzen, die ich in der Hand hatte, herrscht das Ablehnende vor, zumeist in schroffer Form. Die Verteidiger des Revolutionsgedankens andererseits, die ihre Rechtfertigung überliefert haben, stehen im Zwielicht; ihre Argumente überzeugen nicht. Dabei muß, darüber sind wir uns heute klar, ein gewaltiger Strom von Begeisterung und Hingabe an eine Idee das Land überflutet haben, und wir bedauern nur, daß unzureichende Mittel Leid und bitteres Sterben brachten statt wirksamer in die Zukunft weisender Erfolge.

Neben den Bezeichnungen „Revolutionäre, Freischaren, Freischärler, Ausständische, Insurgenten, Rebellen“ begegnen wir häufig dem Ausdruck „Sensenmänner“. In den militärischen Berichten werden Sensen als Ausrüstungsstücke ausdrücklich erwähnt.

Daß Sensen, auch falls sie wie Bajonette gehandhabt werden, unzureichende Angriffs- und Abwehrwaffen sind, wenn die andere Seite über Gewehre und Kanonen verfügt, ist klar, und schon der Versuch, mit Sensen den Krieg führen zu wollen, wirkt rührend naiv.

Aber die Sense ist wohl mehr ein Symbol — ähnlich dem Bundschuh, wie denn überhaupt gelegentlich der Aufmarsch mit Fahnen und Trommeln, als nachhallender Kampfruf an die Zeit der Schweizer Morgensterne von Anno dazumal, an die Bundschuhzeit bei uns gemahnt und um 300 Jahre überholt wirkt. Die Sense erscheint als ein dekorativer Bestandteil der „Banner“ genannten Verbände, die bis dahin von regulären Truppen immer verjagt worden waren. Und dabei waren diese Truppen regulär offenbar hauptsächlich in der Bewaffnung, weniger — es ist von Rekrutenverbänden die Rede — in der Ausbildung. Für die Moral der Truppe fällt damit der Seitenhieb ab, daß — schon damals, im Frühjahr 1848 — kein fester Verlaß auf die länger Gedienten war. Die Truppenleitung zog vor, Rekrutenverbände dem „vollen Kugelregen“, wie es an einer Stelle heißt, auszusetzen. Dabei ist Kugelregen natürlich ein relativer Begriff wie auch die Terminologie: „heißer Kampf, Gefecht, schwere Verluste“. Wir sind in dieser Hinsicht leider ganz andere Maßstäbe gewöhnt.

Nebenbei einen Beleg für die blutleere Verbundenheit der Freischärler mit der Fahne! In einem Einzelgefecht schlagen die Truppen den Revolutionären eine Brücke, das Hin und Her abzubrechen, indem man ihnen auf ihre Bitte hin die verlorene Fahne, wie der Bericht sagt, „zuwirft“. Sie trollen sich befriedigt ihres Weges rückwärts . . .

Eine auffällig oft verwendete „Waffe“ sind die Gedichte. Ich denke zum Beispiel an die Flut der Ergüsse Herweghs und die Spottlieder der anderen Seite, wie etwa das bekannte Heckerlied. Auch im Federkrieg der Kampflieder hallt wohl eine Reminiscenz wider. Mit „Leier und Schwert“ hatte man ein Menschenalter zuvor gekämpft.

So vermischen sich im Gesamtbild die verschiedenartigsten Linien und Farben: gute und un gute Züge, Reales und Romantisches, Unzulängliches, Mittelmäßiges, Hohles und von edlem Schwung Getragenes. Unter dem Schlußstrich steht als Negativum das Versagen, die moralische und physische Unzulänglichkeit der Mitgänger, deren Tapferkeit sich häufig im Verkrümmeln unterwegs und im Zurückweichen, wenn es ernst galt, erschöpft hatte. Als Positivum war die Leistung der gegen die Revolutionäre eingesetzten moralischen und physischen Kräfte nicht abzustreiten. Über beides lassen die Memoiren führender Köpfe — die übliche Nachkriegserscheinung — nicht im Zweifel.

Doch nun zu den Vorgängen in Freiburg selbst.

Die fieberhafte Unruhe, die seit der Offenburger Versammlung im März 48 das Land durchflutete, erfaßte Freiburg, als anfangs April im Seekreis Hecker und Fickler die allgemeine Erhebung proklamierten und das Gerücht ging, Hecker sei mit einer Schar von vielen Tausenden im Anmarsch auf Freiburg. Daraufhin wurde auf den 11. April eine Gemeindeversammlung einberufen und darin eine öffentliche Erklärung beraten und beschlossen. Sie besagte: Beide Staatsformen, Monarchie und Republik, sind vernünftig und gleich erstrebenswert für das auf Freiheit und Recht gegründete Wohl des Staates. Doch erklärt sich die Bürgerschaft offen und entschieden gegen jedes Unternehmen, durch welches auf gesetzwidrige Weise die bestehende, neuerdings beschworene Verfassung verletzt oder gar umgestürzt werden sollte. In einem solchen frevelhaften Beginnen erkenne die Bürgerschaft die unvermeidliche Entstehungsursache eines unseligen Bürgerkrieges, der den Verlust der jetzt errungenen Freiheit und die Unmöglichkeit der Erreichung des gemeinsamen Zieles ohne Zweifel zur Folge hätte, nämlich die Erstrebung der Freiheit, Macht und Größe und Wohlfahrt des gesamten Vaterlandes.

Unterdessen mehrten sich die wilden Gerüchte, Hecker wolle sich mit Gewalt der Stadt bemächtigen, und so kam in einer zweiten Gemeindeversammlung am 14. April ein Neutralitätsbeschluß folgenden Wortlauts zustande: „Für den Fall, daß der revolutionäre Aufruf des Friedrich Hecker und Gustav Struve vom 12. des Monats bei dem größeren Teil der Bevölkerung des Seekreises wirklich Anklang finden sollte und daß dann große, bewaffnete Massen nach dem Breisgau ziehen und insbesondere auch nach Freiburg sich wenden sollten, so erklärt die Bürgerschaft, daß sie der Bewegung der Bevölkerung des Seekreises kein Hindernis entgegensetzen, also auch nicht feindselig entgegentreten werde, daß sie sich dagegen von jeder Teilnahme an der Bewegung lossage. — Die Bürgerschaft erklärt ferner für diesen Fall, insbesondere gestützt auf die Bürgerwache, mit aller Kraft dahin zu wirken, daß in der Stadt Freiburg Gesetz und Ordnung gehandhabt und insbesondere die Sicherheit der Person und des Eigentums geschützt werde. — Sollten einzelne Personen der Stadt der revolutionären Bewegung sich anschließen wollen, worüber diese mit ihrem Gewissen zu Rate gehen mögen, so könne die Bürgerschaft solches nicht hindern.“

Dieser Entschluß wurde von allen anwesenden 900 Bürgern gegen eine Stimme gebilligt und drei Tage später in einer neuen Gemeindeversammlung nochmals gutgeheißen.

Als wegen des Beschlusses dem Bürgermeister Josef von Rotteck, dem Sohn des Historikers Karl von Rotteck, von der Regierung großes Befremden und starke Mißbilligung ausgesprochen wurden, wies dieser zur Rechtfertigung darauf hin, die Stadt sei von Militär ganz entblößt und man habe Revolutionäre in den eigenen Reihen zu fürchten. Der nächste Gedanke sei der der Selbsterhaltung, der Sorge für die Stadt, für Sicherheit der Person und des Eigentums gewesen.

Als Rotteck in den nächsten Tagen gewahr wurde, daß Hecker sich allenfalls mit einigen Hundert der Stadt nähere, erklärte er, der Gemeindebeschluß habe keine Geltung mehr; Rotteck forderte jetzt zum energischen Widerstand auf und schlug vor, die Eingänge der Stadt zu verrammeln. Dies unterblieb indes, da die württembergischen Truppen dem Heckerschen Zug schon den Weg verlegt hatten.

In der Nacht des 19. April veranlaßte die Freiburger Freischar, die aus einigen 400 bestand, einen Auflauf und forderte die Herausgabe der angeschafften Sensen.

Nachdem das Verlangen zuerst abgeschlagen worden war, bekam sie die Freischar am 21. April doch, unter der Bedingung, daß sie sich unter den Befehl der Bürgerwehr stelle.

Auf den Karstamstagvormittag wurde eine bewaffnete Volksversammlung auf den Karlsplatz einberufen, um gegen die angeordnete Beschränkung des Wahlrechts zum Frankfurter Parlament Verwahrung einzulegen. Die Stadt glich einem Ameisenhaufen. Alles war unterwegs. Aus der Umgebung kamen bewaffnete Scharen auf mit Kränzen geschmückten Wagen mit Fahnen angefahren, teilweise unter klingendem Spiel. Im wesentlichen wiederholte die Versammlung die Offenburger Beschlüsse. Doch scheint damals eine große Zahl der Versammlungsteilnehmer das Erfolglose des Vorhabens geahnt zu haben. Sie erklärte, unbeteiligt bleiben zu wollen. Es schadete offenkundig der Sache der Freischärler, daß sich hartnäckig das Gerücht erhielt, auf der Scheideck über Kandern sei General von Gagern meuchelmörderisch niedergeschossen worden. Dies war nun allerdings nicht richtig, sondern Gagern war im Verlauf des Gefechts gefallen. Aber das die Freischaren bedenklich belastende Gerücht seiner Ermordung fand allgemein Glauben.

Da es schon auf den Abend ging und die Versammlungsteilnehmer durch den anhaltenden Regen durchnäßt waren, so hat man um Nachtlager für die Unbemittelten, was die Stadt auch gewährte.

Neben den Vorsichtigen gab es natürlich auch Unentwegte und solche, die es für gut hielten, zwei Eisen im Feuer zu behalten. Während die schwarzrotgoldenen Fahnen aus den Fenstern wehten, machte sich der Freischärler Hermann Mors, ein Student aus Neustadt, mit einigen Unentwegten auf, um in Horben zu erkunden, wie es mit dem Heckerschen Zug stehe. Dort erfuhr er, daß Sigel und Struve von Todtnau her im Anmarsch seien und mit 5000 Mann nach Freiburg zögen. Am nächsten Morgen kam er mit dieser Kunde gerade nach Freiburg zurück, als auf dem Münsterplatz beraten wurde, welche Partei man ergreifen wolle: jene der Freischaren oder die der Regierung. Leidenschaftlich wurden beide Ansichten verfochten. Auf Mors' Nachricht hin siegte der Entschluß, es mit den Freischaren zu halten. Beschlossen wurde weiter, Mors mit 100 Mann dem Freischarenzug entgegenzuschicken. Sie kamen unbehelligt nach Horben; die um Freiburg lagernden Truppen ließen sie an sich vorbeiziehen.

In Horben traf Mors in den frühen Mittagsstunden mit den Freischaren unter der Führung von Struve zusammen. Ihren Anblick hatte sich Mors, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, anders vorgestellt. Statt einer malerisch anzusehenden Schar fand er einen bunt zusammengewürfelten Haufen mit banditenmäßigem Anstrich. Die Schar bestand aus Freischärlern mit Gewehren und Sensenmännern. Sie verfügte über zwei Kanonen.

Durch die Gewgltmärsche der letzten Tage, die öfters durch hohen Schnee führten, waren die Haufen sehr gelichtet. Es mögen 400 Mann gewesen sein, die in Horben mit Struve eintrafen. Gegen den ausdrücklichen Befehl Sigels, seine Ankunft abzuwarten, setzten sie den Marsch nach Freiburg fort.

Die Freischaren, denen die Freiburger Freischärler entgegengeeilt waren, bildeten nämlich die Vorhut der gegen Freiburg marschierenden Sigelschen Kolonne. Wir wollen, während sie den Weg fortsetzen, die Persönlichkeit ihres Führers etwas näher betrachten¹.

¹ Die Charakterisierung stützt sich auf Paul Siegfried, Basel und der erste badische Aufstand im April 1848; Baseler Neujahrsblatt, 1926, S. 27. — Auf S. 37—40 der vorzüglichen Arbeit befaßt sich der Verfasser mit Sigel und dessen Zug nach Freiburg.

Gustav von Struve, 1805—1870, den Repräsentanten des linken republikanischen Flügels, hatte nicht die Wallung eines heißen Blutes der Revolution zugeführt, sondern die Denkarbeit der Studierstube. Von Haus aus Jurist, betätigte er sich mit eisernem Fleiß auch auf ganz andern Gebieten. So hat er sich mit der Schädellehre, der Phrenologie, befaßt und diese heute fast vergessene Wissenschaft um mehrere Werke bereichert. Aufs strengste enthielt er sich aller geistigen Getränke, verabscheute auch den Tabak und eiferte spitzig gegen den Fleischgenuß, in welche Verdammnis er selbst die Eier einschloß. Für die vegetarische Lehre hat er auch emsig geschrieben; besser als viele Worte kennzeichnet sein ganzes Wesen der Titel eines dieser Werke: „Die Pflanzenkost als Grundlage einer neuen Weltanschauung.“ Denn alle seine Forderungen verfolgte er, ein scharfer Denker, zugleich aber auch ein weltfremder Gelehrter und schlechter Menschenkenner, bis in die äußersten Konsequenzen, ganz unbekümmert um die Möglichkeit ihrer Durchführbarkeit in der wirklichen Welt. So hielt er es auch in der Politik.

Struve war der Sohn eines Livländers, der in Karlsruhe russischer Gesandter gewesen war, und wahrscheinlich einer asiatischen Mutter. Die fremde Abstammung prägte sich deutlich in seinem Äußern aus: ganz unansehnlich, ja häßlich, schien er mit seinem gelb-hageren, von dünnem schwarzem Bart umrahmten Kalmückengesicht unter dem kahlen Schädel geradenwegs aus der mongolischen Steppe zu den alemannischen Republikanern gestoßen zu sein. Unliebenswert, schwung- und humorlos, stand er auch innerlich dem süddeutschen Wesen vollkommen fremd gegenüber. Wohl trat er mit fanatischem Eifer für seine politische Überzeugung ein. Jedoch sein Fanatismus war eiskalt. Seine Schriften sind langweilig zu lesen, und wenn der Finsterblickende mit seiner hohen Füstelstimme in trockenen Worten zum Volk redete, vermochte er nie, es zu begeistern, ja brachte es häufig sogar gegen sich und die republikanische Sache auf. So oft er deshalb in den Revolutionskämpfen sich als Führer irgendwo betätigte, mißlang das Unternehmen; wo Struve seine Hände hatte, da gab es unfehlbar ein Unglück. Bewundernswert an ihm sind nur seine Willenskraft, die keinerlei Mißerfolg beugen konnte, und seine eiserne Beharrlichkeit. Ihr steht dann freilich gegenüber das völlige Fehlen jeglicher Bedenken bei der Wahl der Mittel, die er anwenden wollte. „Die Feinde des Volkes“, schreibt er einmal, „müssen, als ihrer Natur nach der Menschheit feindlich, wie die wilden Tiere ausgerottet werden.“

Doch zurück zur Vorhut Struves der Sigelschen Kolonne. Die Kolonne, die Sigel von Todtnau her gegen Freiburg heranbringen wollte, zählte zunächst 3000 bis 4000 Mann und besaß vier Geschütze. Sigel hatte sich von Struve einreden lassen, daß er von den bei Kandern auf der Scheideck und im Wiesental geschlagenen und geflüchteten Republikanern großen Zuzug erhalten werde. Doch was sich einfand, war kaum der Rede wert. Aber über dem Warten hatte Sigel zwei Tage verloren und damit der badischen Regierung gerade die Zeit eingeräumt, Freiburg mit Truppen zu umstellen und ruhig alle Maßnahmen zur Verteidigung der großherzoglichen Sache zu treffen. Durch jenen unglückseligen Rat hat Struve somit auch diesem Unternehmen gleich zu Beginn das Rückgrat gebrochen. Und vollends hat er es dann durch sein Benehmen auf dem Zug selbst zugrunde gerichtet.

Der nun folgende Bericht über das Ostersonntagsgefecht bei Günterstal, wie ich es — unrichtig — zunächst einmal bezeichne, stützt sich auf das eingangs erwähnte Operationsjournal; er wird sich hinterher durch anderweitige Angaben ergänzen lassen.

Während der großen Freiburger Volksversammlung am 22. April bezogen die um Freiburg lagernden hessischen, nassauischen und badischen Truppenverbände Aufstellung

auf dem Gutleutfeld zu beiden Seiten der Straße nach St. Georgen. Vereint waren 4 Bataillone, 3 Schwadronen und 8 Geschütze. Da sich keine Notwendigkeit ergab einzugreifen, rückten die Truppen wieder in ihre Unterkünfte. Die hessischen Truppen, die bis jetzt am Ausgang des Höllentals die Verbindung mit den württembergischen Truppen hergestellt hatten, bezogen Quartiere bei Munzingen, Ober- und Niederrimsingen, die Reiterei in Tiengen und Opfingen, die Artillerie in Munzingen. Die badischen Truppen rückten wieder nach St. Georgen, Uffhausen, Wendlingen, Wolfenweiler, Schallstadt und Mengen.

Am gleichen Tag, Karfreitag, dem 22. April, teilte General von Miller, der Kommandeur der Württemberger, mit, daß sein Korps Kolonnenspitzen bis St. Blasien und Dogern am Hochrhein vorgeschoben und in zweiter Linie Waldshut, Birkendorf und Lenzkirch besetzt habe.

Ebenfalls am 22. April erfuhr der badische Kriegsminister, General Hoffmann, welcher nach dem Tod des Generals Gagern den Oberbefehl übertragen bekommen und sein Hauptquartier in Müllheim genommen hatte, daß die Volksversammlung in Freiburg insofern gut — gut im Sinn der Regierung — ausgefallen sei, als der Antrag auf Erklärung der Republik verworfen wurde. Er ordnete deshalb mit den bei Müllheim vereinigten Abteilungen auf den 23. einen Streifzug ins Wiesental an, um mit den Württembergern in Verbindung zu kommen, die von Waldshut nach Säckingen weiter vorrücken wollten.

Für seine Person begab sich Hoffmann am 23. April, dem Ostersonntag, nach Freiburg, wo er sich mit den Generalen Pfaff, dem Kommandeur der Hessen, und von Cloßmann, dem Kommandeur der schwachen badischen Verbände, besprechen wollte. In Schallstadt erfuhr er durch den Freiburger Regierungsdirektor, daß die Freischärler die Herren der Stadt seien, diese militärisch besetzt hielten und einen bewaffneten Zuzug von dem Korps Hecker erwarteten. Er schickte deshalb sogleich an General Pfaff, welcher, wie wir hörten, am Tag zuvor um Munzingen Quartiere bezogen hatte, die Aufforderung, nach St. Georgen zu rücken.

Sodann begab er sich von Schallstadt sogleich nach Freiburg, wo General von Cloßmann mit einer badischen Kompanie den südlichen Stadtausgang gesperrt hatte. Ihr gegenüber hielten bewaffnete Freischärler den Eingang nach Freiburg besetzt. Eine weitere badische Kompanie war in Merzhausen aufgestellt. Im Anzug gegen Freiburg waren zwei weitere badische Kompanien, eine Schwadron badischer Dragoner und ein Zug badische Fußartillerie aus ihren Unterkünften in und bei St. Georgen und das 2. Bataillon des badischen 4. Infanterieregiments aus seinen Quartieren in und bei Wolfenweiler. Von den hessischen Truppen um Munzingen, die bereits von General von Cloßmann zum Zuzug befohlen worden waren, kam die Nachricht ein, daß sie sich nach 2 Uhr in Marsch setzen könnten.

Die Stadt hatte eine tumultuöse Nacht hinter sich. Am Abend war der Obmann der Turner, der Student Heinrich von Langsdorff, von den Freischärlern zum General und Anführer ernannt worden. Er hatte die Würde angenommen, sein Pferd bestiegen und mit zündenden Worten die Zaghaften mitzureißen versucht. Freibier und die Aussicht auf Plünderung nach dem „Sieg“ lockerten die Bremsen. In der Nacht zum Ostersonntag hatte man alle Tore und Eingänge der Stadt durch Barrikaden verrammelt, das Pflaster aufgerissen, Chaisen und Wagen umgestürzt und vor die Eingänge gestellt, darüber große Fässer, die man mit Pflastersteinen füllte, Biertische, Schnapsbänke und alles, wessen man habhaft werden konnte. Und dahinter stellten sich die Freischärler als Verteidiger.

Nervös wurde die Atmosphäre vollends, als bekannt wurde, daß General Hoffmann vor der Stadt stehe. Die Aufzeichnungen eines Freiburger Bürgers, des Gemeinderats Franz Xaver Hoch, verraten uns, jener habe sich „beim neuen Zollhaus nächst der Brücke vor dem Breisachertor“ aufgehalten². Die Aufzeichnungen besagen noch mehr über die Situation jener Stunden:

Die Freischaren hatten ihre Vorposten bis zur Brücke vorgeschoben, und jenseits der Brücke stand ein Vorposten der badischen Truppen den Freischärlern so nahe, daß die beiderseitigen Wachen leicht miteinander hätten sprechen können. Längs der Dreisam auf- und abwärts waren ebenfalls Militärposten aufgestellt, und vom Zollhaus bis über das Brückewirtshaus in der Wiehre sah man auf der Landstraße badisches Militär, Infanterie, Artillerie mit 2 Geschützen und Dragoner.

Dem Bürgermeister, der sich nach 1 Uhr bei Hoffmann melden ließ, erklärte dieser, daß er nun Ordnung machen wolle, da der Bürgermeister es nicht könne. Er werde zwar in friedlicher Absicht in Freiburg einmarschieren, aber bei einem etwaigen Widerstand Gewalt brauchen. Er bewilligte zugleich, daß die Teilnehmer an der Volksversammlung frei aus Freiburg abziehen dürften, indes nicht in südlicher Richtung. Der Bürgermeister besprach sich hierauf mit den Freischaren. Sie verzichteten auf den freien Abzug. In einer zweiten Besprechung erklärte Hoffmann 4 Uhr als den Zeitpunkt seines Einrückens in Freiburg.

Darüber war es halb 4 Uhr geworden. — Im folgenden habe ich über das Gefecht zu berichten, das in der Literatur als das „Gefecht bei Günterstal“ bezeichnet wird. Tatsächlich begann es am Talausgang im Hölderle und endete in Günterstal. Den Verlauf soll zunächst das Operationsjournal schildern; ich bitte dies der reichlich spröden Darstellung zugute zu halten. Zu bedenken bitte ich weiterhin, daß die Wiehre noch in der Hauptsache in einem kleinen Siedlungskern um die alte Wiehrekirche bestand, deren Friedhof, heute Spielplatz an der Ecke von Erwin- und Dreikönigstraße, weit vor der Stadt und Geraumes vom Dorf Wiehre ablag.

Um halb 4 Uhr nachmittags erschien aus „dem“ Günterstal hervor eine Kolonne Freischaren, an ihrer Spitze zwei kleine Kanonen. Das vor Freiburg stehende kleine Korps kam dadurch in die Gefahr, von vorn und im Rücken umfaßt zu sein. Vor sich die aufständische Stadt, im Rücken eine starke Kolonne Freischaren; wie stark, konnte nicht beurteilt werden, da der Wald und die Biegung des Weges das Ende der Kolonne nicht sehen ließen. Die Lage war kritisch. „Von der Stadt abziehen und eine Stellung seitwärts nehmen, wie vielleicht die Klugheit geboten hätte, hieß die Stadt für immer aufgeben, da nicht nur die Freischaren der Kolonne die Insurgenten der Stadt verstärkt hätten, sondern auch weil der Einzug der Freischaren in die Stadt als ein großer Sieg die Sache des mit den Waffen aufgedrungenen Republikanismus in solchem Maß gesteigert haben würde, daß ein Zuzug in Masse und ein allgemeiner Aufstand die unfehlbare Folge gewesen wäre.“ General Hoffmann entschloß sich deshalb, in der kritischen Lage zu einem kritischen Mittel zu greifen und Front nach z w e i Seiten zu machen. Er traf hiernach folgende Disposition: Das Bataillon des 2. Badischen Infanterieregiments blieb in seiner Stellung an der Dreisam und hielt zu diesem Zweck die Brücke vor dem Martinstor, die seit 1842 bestehende mittlere Brücke, die heutige Kaiserbrücke, sowie die drei Wege besetzt, die von dem Schwabentor nach der Vorstadt Wiehre und nach Günterstal führten.

² Mit „Breisachertor“ ist immer das Martinstor gemeint, nicht das Tor an der Gartenstraße, das diesen Namen offenbar erst später bekam.

Das Bataillon des 4. Badischen Infanterieregiments nahm Front rückwärts, marschierte durch die Wiehre und wandte sich gegen die von Günterstal her anrückende Freischarenkolonne. Ebendahin rückten die Schwadron badische Reiterei und die badische Artillerie. Die Infanterie entwickelte sich links an den äußersten Häusern der Wiehre, links von ihr und mehr zurück die Artillerie, zu ihrer Deckung ein Zug der 1. Kompanie des Bataillons auf dem äußersten linken Flügel. Von der Reiterei schob sich ein Zug rechts rückwärts der Infanterie. Die beiden übrigen Züge blieben in der Höhe des Kirchhofs der Wiehre zur Beobachtung der linken Flanke.

Die Freischarenkolonne machte am Waldausgang halt, besetzte die vorliegenden Häuser und den Waldsaum — also das Gebiet beim Sternwaldeck, wo sich das Wirtshaus zum Pfauen, später zum Sternen, befand. Ein Abgesandter, ein ehemaliger Artillerieunteroffizier Kuenzer aus Konstanz, ritt trotz allem Zuruf dicht an die Artillerie heran, um sie aufzufordern, nicht auf ihre Brüder zu feuern. Als er abgewiesen und mit Schreckschüssen verjagt wurde, machte die Freischarenkolonne Miene, vorzugehen.

Nun befahl Hoffmann der Artillerie zu feuern. Schon die ersten Kartätschenschüsse der beiden Geschütze bewirkten, daß die Kolonne kehrtmachte und die meisten die Waffen wegwarfen. Sie flüchteten hinter die Häuser und eilten kurz darauf und ohne zu feuern noch weiter zurück. Nur die Schützen hielten am Waldsaum festen Stand. Aus dieser Stellung vertrieb sie die gegen sie eingesetzte 4. Kompanie.

Der Rest des Bataillons rückte vor und stellte sich gedeckt hinter einer sanften Geländewelle am Ausgang des Tales in der Mitte von dessen Sohle auf. Dem Bataillon folgte hinter dem rechten Flügel der Zug Reiterei, jedoch nur mit Mühe, da der von Wassergräben durchschnittene und aufgeweichte Boden für die Pferde schwer passierbar war.

Nach kurzer Gegenwehr hatten die Büchschützen in stetem Feuern vom Waldrand aus den Rückzug auf der dicht bewachsenen östlichen Talwand angetreten, während auf dem Weg nach Günterstal und im übrigen Talraum niemand mehr zu bemerken war.

Halbwegs zwischen der Wiehre und Günterstal wurde das badische Bataillon auf den Weg nach Günterstal gezogen und rückte in Marschordnung, kleine Spitzengruppen vor sich, gegen Günterstal vor. Unterwegs stieß eine halbe hessische Kompanie zu den Badenern.

Bei Günterstal nahmen die Freischärler nochmals Aufstellung, ihre Artillerie feuerte, aber ohne jede Wirkung. Ein badisches Geschütz brachte das feindliche Feuer schon nach dem zweiten Schuß zum Schweigen. Nun gaben die Rebellen Günterstal auf. Die Infanteriekolonnen rückte hierauf gegen Günterstal vor und entsandte Patrouillen um und durch das Dorf bis über den jenseitigen Dorfrand hinaus.

Gefahr drohte nun nur noch von der westlichen Talwand her. Sie wird 300 Schritte vor dem Dorf so steil, daß nur mit größten Schwierigkeiten Seitenpatrouillen auf die Höhe geschickt werden konnten. Auf diesen mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Höhen waren von den Rebellen Büchschützen versteckt, welche nunmehr ein sehr lebhaftes Feuer auf die Kolonne eröffneten. Es war von nur geringer Wirkung. Wegen des bedeutenden Böschungswinkels des Abhangs und weil der Weg längs des steilen Bergfußes hinläuft, gingen die Schüsse meistens zu hoch. — Ich bitte, sich diese Büchschützen zu merken; wir werden uns nachher noch mit ihnen zu beschäftigen haben.

Da das Hauptziel für jetzt Freiburg blieb, so wurde nach der Flucht der Freischaren wegen vorgerückter Tageszeit um 6 Uhr abends der Rückmarsch nach Freiburg angetreten, zunächst unter dem Feuer der Büchschützen.

Bei den vor der Stadt zurückgelassenen Truppen hatte sich nicht viel Bemerkenswertes abgespielt. Aus den Häusern am Stadtrand heraus waren Schüsse gefallen, einzelne Gruppen Bewaffneter hatten versucht, aus dem oberen Teil der Stadt, also über die Schwabentorbrücke, gegen den Wald zu gelangen, um zu den Freischaren zu stoßen. Soweit es ihnen glückte, den Waldrand zu erreichen, machten sie den allgemeinen Rückzug mit. Zahlreiche Freischärler blieben aber schon unterwegs hängen, setzten sich in Gartenhäuschen fest und ließen sich mühelos daraus wieder vertreiben.

Unsere Quelle verzeichnet als Opfer des Gefechtes 3 Tote und 8 Verwundete. Auf der Gegenseite seien über 20 Mann gefallen. Die von den Freischaren gewegeworfenen Waffen, nämlich Sensen und Gewehre, seien zerstört und eine Menge von Fahnen, Fähnlein und Trommeln erbeutet worden.

Die Korpsleitung ahnte nicht, daß die Büchschützen, die von der gegen Horben ansteigenden Talseite her die badischen Truppen beschossen, gar nicht Teile der Struveschen Vorhut waren, sondern etwas ganz anderes: Sigels Kolonne selbst.

Franz Sigel, 1824—1902, war der Sohn eines Oberamtmanns im Unterland. Er hatte als Leutnant bei der badischen Artillerie gestanden, den Heeresdienst seiner politischen Grundsätze wegen jedoch kurz zuvor aufgegeben und sich einem bürgerlichen Beruf zuwenden wollen. Als die Revolution ausbrach, stellte er ihr sogleich seine nicht unbedeutenden militärischen Fähigkeiten zur Verfügung. Zunächst in Mannheim, dann in Konstanz schulte er die bewaffneten Volksvereine, die Volkswehr, bei welcher der 24jährige den Rang eines Obersten bekleidete. Als Hecker in Konstanz eintraf, schloß Sigel sich ihm sofort an, obschon ihm der Auszug beim Mangel eines durchdachten Feldzugsplanes und jeglicher Vorbereitung bedenklich überstürzt schien. Nachdem ihm von Hecker zunächst Donaueschingen, später Todtnau als Sammelpunkt und schließlich Freiburg als Ziel bezeichnet war, ließ er sich durch nichts abbringen, das Ziel auch zu erreichen. Allerdings beschwächte ihn in Todtnau Struve, wie wir hörten, sich aufzuhalten und kostbare Zeit zu verlieren und damit auch zahlreiche unentschlossene Mitgänger. Über seinen Zug gegen Freiburg berichtet Sigel in seinen „Denkwürdigkeiten“ — damit kommt auch die andere Seite zu Wort — nun folgendes:

„Unglücklicherweise hatten sich die drei ersten Banner mit den Schützen und der Artillerie, ohne meine Ankunft abzuwarten, von Horben aus auf Freiburg zu in Bewegung gesetzt, und zwar waren sie, wie ich später erfuhr, durch Abgesandte aus der Stadt und besonders durch Struve dazu veranlaßt. Ohne die nötigen Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen, stiegen sie in das Tal und zu dem Dorfe Günterstal hinab und bewegten sich in Marschkolonnen das Tal entlang auf Freiburg zu. Aber an der Mündung des Tales angekommen, trafen sie plötzlich auf den Feind, der sich dort aufgestellt hatte und sie nach kurzem Parlamentieren mit Geschütz und Artillerie empfing. Unsere Schützen und die Artillerie leisteten zwar einigen Widerstand, die Musketiere aber und die Sensenmänner, welche bei diesem plötzlichen Angriffe an Verrat glaubten, gerieten bald in Unordnung und wandten sich zur Flucht. Der Feind folgte auf dem Fuße nach und besetzte im Tale das Dorf Günterstal. Gerade in diesem Moment traf ich mit dem 3. Banner ein und nahm sofort das Gefecht auf, indem ich von den Höhen den Feind angriff. Zugleich drang Doll, welcher seiner Kolonne vorausgeeilt war, mit etwa 100 Mann in Günterstal ein, und so wurde der Feind aus dem Tale getrieben, wandte sich wieder gegen Freiburg und blieb in der Nacht in der Nähe der Stadt.“

Wenn wir den Truppenbericht und den Bericht Sigels gegeneinanderhalten, können wir feststellen, daß sich offenbar jede Partei als erster Sieger vorkam! Doch weiter!

„Wir folgten dem Feind bis an die Mündung des Tales. Aber da wir hier nur mit etwa 150 Mann ankamen, gingen wir über Günterstal nach Horben zurück. Höchst auffallend und bezeichnend für Struve ist es, daß, als wir vor Freiburg standen, mir ein Bote von ihm einen Zettel übergab, auf dem die Worte standen: ‚Ich und meine Gemahlin sind in St. Ulrich. G. Struve.‘ St. Ulrich liegt über zwei Stunden südlich von Freiburg. Voll Erstaunen und Entrüstung ließ ich ihm durch den Boten sagen, er solle mitsamt seiner Frau Gemahlin zum Teufel gehen. — In Horben fanden wir etwa 400 Mann von den 4000 — einschließlich 37 Mann vom Ettenheimer Banner, die von Freiburg aus zu uns gezogen waren, und weitere 100 Mann, die sich endlich auch eingefunden hatten. Da Abgesandte aus Freiburg uns aufforderten, möglichst bald in die Stadt zu kommen, und uns versprachen, das Tor nach dem Tale zu offen zu halten, so wurde beschlossen, noch einen Versuch zu machen.“

Über diesen von vornherein nicht sehr zuversichtlichen Versuch später!

Nachdem am Abend die Freiburger Freischärler die vier städtischen Kanonen gewaltsam an sich gebracht und auf die Angriffspunkte am Martinstor, bei der Barrikade in der Jesuitengasse, beim Predigertor und am Zähringertor aufgestellt und ihre Barrikadenbauten eifrig fortgeführt hatten, setzte am Montagmorgen um 9 Uhr General Hoffmann die Truppen zum Sturm auf Freiburg an. Ostermontag, 24. April 1848.

Über die Örtlichkeiten habe ich wohl nicht viel zu sagen.

Das Martinstor erschloß die alte Große Gasse, die Kaiser-Joseph-Straße, von Süden, das Zähringertor, an der Kreuzung von Zähringer-, heute Habsburgerstraße, und Albert-Ludwig-Straße gewährte von Norden her den Zugang. Dort war eine Vorstadt im Werden, die „Zähringervorstadt“ zwischen dem „Tor“ und dem Altstadt-kern. Es ist sachlich nötig, zu bemerken, daß das Zähringertor nur der Bequemlichkeit halber Tor hieß, aber gar keines war. Es bestand lediglich in einem Wachtthaus auf der einen Straßenseite und einem Zollhaus auf der andern. Die Barrikade in der Jesuitengasse, der späteren Bertholdstraße, war beim spätern Löwenbräugarten aufgebaut; dort führte eine Brücke über den Gewerbebach. Das Predigertor schließlich haben wir uns an der Südecke des Fahnenbergplatzes zu denken. Trotzdem die Stadt an vielen Stellen keinen Mauerring mehr trug, spielte der Zugang durch die Tore doch noch eine sehr betonte Rolle!

Die Verteidigung der Stadtzugänge konzentrierte sich auf die Barrikaden. Daneben waren aber auch die Häuser zunächst der Barrikaden, die Gärten und Gartenhäuser wie auch die alten Festungshügel beim Breisacher Tor (Hochallee), an der Jesuitengasse (Theaterhügel), der Hügel an der untern Ringstraße mit Büchenschützen besetzt.

Folgen wir an Hand des Journals zunächst dem gegen die Barrikade in der Jesuitengasse eingesetzten, aus badischen, hessischen und nassauischen Truppen bestehenden Verband, dessen Angriff Hoffmann selbst leitete. Er nahm, mit zwei Geschützen ausgerüstet, zwischen Bahnhof und unterer Bertholdstraße eine Ausgangsstellung ein.

Nachdem in die Weinberge rechts und links der Straße kleine Infanteriesicherungen entsandt worden waren, eröffnete um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr die Artillerie das Feuer und zerstörte innerhalb zwanzig Minuten die Barrikade so weit, daß sie sturmreif

war. Die feindliche Kanone — feindlich im Sinn des Berichtenden — war bald nach der Eröffnung des Feuers zum Schweigen gebracht worden.

Die beiden badischen Geschütze rückten nun vor. Eines proßte unweit der Barrikade ab und feuerte zweimal mit Kartätschen, worauf auch das Gewehrfeuer aus den Häusern zu beiden Seiten der Barrikade verstummte. Die Sturmkolonne rückte weiter vor, überstieg die Barrikade und drang in die Stadt ein.

Die Freischärler hatten die Flucht ergriffen. Nur einzelne hielten sich noch in den Straßen, um durch ihr Feuer die Kolonne zu verwirren, hielten aber nicht stand, sondern flohen, sobald sie ihren Schuß abgegeben hatten. Hie und da fielen auch Schüsse aus den Fenstern. Ein Schuß aus einer Seitenstraße vor dem Eingang der Kaiserstraße, also der Universitätsstraße, streifte General Hoffmann und tötete den an seiner Seite marschierenden Unteroffizier, welcher der Kolonne als Führer diente. Daraufhin entsandte Hoffmann je ein nassauisches Halbbataillon nach links und rechts, um die Seitenstraßen zu säubern.

In der Kaiserstraße wandte sich die Kolonne gegen das Martinstor, um mit den dort angreifenden Hessen in Verbindung zu kommen und, soweit nötig, die „Insurgenten“ an der Barrikade vor dem Tor im Rücken zu nehmen. Diese waren aber bereits geflohen, und Hoffmanns Kolonne kam gerade in dem Augenblick an, als die Spitze der hessischen Kolonne vor der Barrikade erschien. Hier stieß die durch die Universitätsstraße nach rechts vorgedrungene kleine Truppe wieder zur Kolonne. Diese schlug nunmehr den Weg zurück und durch die Salzgasse zum Theater (Augustinermuseum) ein, zerstörte dort eine Menge Sensen und wendete sich gegen das Schwabentor. An der oberen Linde stieß sie auf eine Kanone, die ein Freischärler auf ganz geringe Entfernung abzufeuern im Begriff war, als ihm ein Schuß die Hand verwundete. Letztlich marschierte Hoffmann durch die Pfaffengasse (Herrenstraße) zum Karlsplatz, dem gemeinsamen Sammelpunkt.

Das an der Universitätsstraße nach links entsandte hessische Halbbataillon marschierte durch die obere Eisenbahnstraße und die Schusterstraße und Herrenstraße bis zum Schwabentor, vertrieb die auf der Brücke aufgestellten Freischärler, mit ihnen mehrere Schüsse wechselnd. Deren Fahnenträger und mehrere Freischärler fielen, so daß die Kolonne eine Fahne erbeutete.

Die hessische Kolonne, mit der sich Hoffmann beim Martinstor getroffen hatte, war von der Wiehre her gekommen. Sie hatte ihre Ausgangsstellung jenseits der Dreisam, da Freischärler die Häuser zu beiden Seiten der „Vorstadt“, also der Kaiserstraße etwa beim Amtsgericht, besetzt hatten. Bei der Barrikade vor dem Martinstor stand eine Kanone.

Die hessische Artillerie nahm zunächst ihre Aufstellung jenseits der Dreisambrücke und feuerte mit Vollkugeln gegen die Barrikade, die Schützen richteten ihr Feuer gegen die Fensteröffnungen. Bald war es möglich, eine Kompanie über die Brücke vorzuschieben, die sich dann rasch in den Häusern rechts und links festsetzte. Der Kanonenzug folgte über die Brücke, nahm etwa 450 Schritte vor der Barrikade eine zweite Aufstellung und griff jetzt mit Kugeln und Kartätschen die Barrikade an. Der Widerstand wurde rasch schwächer und erlahmte bald ganz. Nun rückte die Kolonne über die Barrikade in die Stadt ein.

Den Angriff auf die Barrikade am Predigertor führte eine Kolonne durch, die aus Badenern, Hessen und Nassauern gemischt war. Ihre Artillerie, berichtet das Journal, hatte mit sehr ungünstigen Ortsverhältnissen zu kämpfen, da die Straße,

die spätere Friedrichstraße, von unten her eine Biegung macht, so daß das Tor selbst und die Barrikade erst in einer Nähe von 200 Schritten eingesehen werden konnten. In dieser Entfernung wurden beide Geschütze abgeprobt. Sie beschossen zunächst die weiter zurückliegenden Häuser, aus denen ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhalten wurde, mit Kartätschen. Als dieses Feuer zum Schweigen gebracht war, konnten die Geschütze noch etwas vorgebracht und das Predigertor selbst und die benachbarten Häuser mit Kartätschen beschossen werden. Dann wurde die Artillerie zurückgezogen, ihrer ganz ungeschützten Stellung wegen.

Nun rückte die Sturmkolonne gegen die Barrikade vor. Die feindliche Kanone, welche wegen der Krümmung der Straße nicht genügend hatte beschossen werden können, gab auf geringe Entfernung einen Kartätschenschuß ab und fügte der Sturmspitze Verluste zu. Die Kolonne selbst geriet durch diesen Schuß ins Stocken, faßte sich aber rasch wieder, nahm die Kanone, überstieg die Barrikade und rückte in die Stadt ein. Sie durchzog die Schiffgasse und wandte sich von der Kaiserstraße aus nach dem Karlsplatz, wo sie mit der Hoffmannschen Kolonne zusammentraf.

Gegen das Sähringertor wurde lediglich eine Kompanie angesetzt. Sie ging vom Bahnhof her die Straße längs des neuen Spitals vorwärts — gemeint ist also die Albertstraße, an deren rechter oberer Seite seit 1829 der Spitalbau auftragte. Der Eingang in die Stadt wurde gleichfalls durch eine Kanone verteidigt, auch hatten sich Freischärler in den benachbarten Häusern und Gärten festgesetzt.

Die Kompanie eröffnete das Gefecht und vertrieb die in den Gartenhäusern eingekesselten Insurgenten. Auf der Höhe des Spitals wurde sie hauptsächlich aus dem Spital und den nächstgelegenen Häusern sehr lebhaft beschossen und sah sich hierdurch, besonders durch zwei aus der Nähe erhaltene Kartätschenschüsse, genötigt, einige Schritte zurückzuweichen. Die Kompanie ging jedoch wenig später nochmals zum Angriff vor, bemächtigte sich der stehengebliebenen Kanonen und vereinigte sich — bei Verlust eines Toten und sechs Verwundeter — mit dem Rest des Bataillons auf dem Karlsplatz.

Damit waren die Kämpfe an den Stadteingängen und in der Stadt selbst beendet. Es war darüber etwa $\frac{1}{2}$ 12 Uhr geworden.

Wir erinnern uns, daß von Schießereien an der Schwabentorbrücke die Rede war. Die Freischärler dort hatten sich vom Sternwald her zunächst gegen die Wiehre vorgeschoben, dann, hier unter Feuer genommen, dem Waldsaum entlang gegen den südöstlichen Stadtrand. Wir stoßen damit wieder, was der Verfasser des Operationsjournals nicht ahnen konnte, auf die Hauptkolonne Sigels, die am Nachmittag zuvor in Horben angekommen war. Nicht sehr zuversichtlich hatte Sigel den Versuch, Freiburg zu entsetzen, in Aussicht gestellt.

„Am Ostermontag“ — schreibt Sigel in seinen Denkwürdigkeiten — „setzten wir uns mit unsern 400 Mann gegen Freiburg in Bewegung, wobei uns ein junger Turner aus der Stadt namens Vital Schweizer als Führer diente. Um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu lenken, hogen wir zwischen Günterstal und der Stadt in den Sternwald ein und gelangten so in die unmittelbare Nähe von Freiburg. Unterwegs hörten wir Kanonendonner und schlossen daraus, daß die Freischaren in der Stadt sich noch gegen den Feind verteidigten. Aber als ich mit Mögling³ zusammen an der Spitze unseres Vortrupps von 30 Mann aus dem Sternwalde herauskam,

³ Theodor Mögling, württembergischer Pfarrerssohn, von den Burschenschaften herkommend, mit Hecker wohl die ansprechendste Gestalt unter den republikanischen Führern.

herrschte in der Nähe und in der Stadt eine verdächtige Stille, das Feuern hatte aufgehört, kein Feind ließ sich blicken. So erreichten wir die Dreisambrücke und überschritten sie. Die Hauptkolonne folgte uns in einer Entfernung von einigen hundert Schritten. Das ‚Tor unserer Hoffnung‘ war noch weit offen, so daß man in die Straßen der Stadt sehen konnte. Da plötzlich zeigten sich links im Rücken von uns feindliche Schützen und Kavalleristen, auch sahen wir zu gleicher Zeit, wie eine dunkle Masse zu beiden Seiten den Durchgang durch das Tor verschloß. Die Gewehre blitzten, und unsere Schar wurde von einem heftigen Schützenfeuer empfangen, dem auch sogleich unser Fahnenträger, ein blühender junger Mann aus Ettenheim, zum Opfer fiel; andere unserer Gefährten wurden getötet oder verwundet.

Getäuscht und überrascht hielten wir einen Augenblick inne, begriffen aber sogleich unsere Lage, die keineswegs beneidenswert war. Vorrücken konnten wir nicht mehr; denn wir hatten den tatsächlichen Beweis, daß die Stadt und das Tor bereits in den Händen des Feindes war — über die Brücke zurückgehen, war uns auch nicht mehr möglich, da sich ihr der Feind schon von der andern Seite näherte — die Unterstützungskolonnen war noch zu weit zurück, um uns aus der fatalen Lage zu befreien. Sie hielt einen Augenblick und zog sich dann zurück. Unsere kleine Schar suchte sich deshalb so gut wie möglich zu retten: Ein Teil wandte sich nach rechts und warf sich in die nächsten Häuser und Gärten vor der Stadt.“

„Mögling und ich selbst“, berichtet Sigel weiter, „gingen mit einem anderen Teil nach links, überstiegen die Umzäunung eines Holzhofes (an der Dreisamstraße, nächst der Schwabentorbrücke) und wollten in einem größeren Gebäude Schutz suchen. Bei näherer Besichtigung fanden wir jedoch die Brüstung der Fenster im Innern so hoch, daß wir uns in dem Hause wie in einer Falle befunden hätten. Trotzdem sprangen die meisten von einem Holzstoße aus hinab, während Mögling und ich mit vier Gefährten in dem Holzhof blieben und versuchten, uns so gut wie möglich zwischen großen Holzstöcken zu decken. Die feindlichen Schützen umstellten zwar den Hof, gingen aber seltsamer-, für uns glücklicherweise nicht auf eine nähere Untersuchung ein.

Mittlerweile begann es zu regnen, und da wir in einem kleinen Graben lagen, so befanden wir uns bald in einer recht lästigen Patsche. Nachdem wir so mehrere Stunden lang zugebracht hatten, kamen wir endlich zu dem Entschluß, einen der Unsrigen als Kundschafter in die Stadt zu schicken. Die Sache glückte. Nach einiger Zeit kam unser Gefährte mit der guten Botschaft zurück, wir sollten ihm folgen; ein guter Freund erwartete uns hinter der Stadtmauer und werde für uns sorgen. Leise und behutsam ging es dann über die Mauer nach der Stadt. Die Gewehre unserer Begleiter sowie unsere Säbel mußten zurückgelassen werden. Nur eine Pistole behielt ich und auch meine schwarzrotgoldene Schärpe, welche ich im Mantelärmel verbarg. Damit war also praktisch der ‚Feldzug‘ beendet — wir hatten nicht Freiburg, sondern Freiburg hatte uns eingenommen!

Die Stadt Freiburg wimmelte von Soldaten; denn es waren während des Tages ungefähr 5000 Badener, Hessen, Darmstädter und Nassauer eingezogen. Sie besetzten die Tore und die öffentlichen Plätze, patrouillierten durch die Straßen und machten sich in den Quartieren und Wirtshäusern breit. Auch eine förmliche Hezjagd auf alle ‚Rebellen‘ und Freischärler hatte begonnen, besonders aber auf die Turner, welche unter von Langsdorff die Stadt verteidigt hatten.“

Ehe wir uns noch kurz mit der Gestalt des Freischarenführers Langsdorff befassen, sei dem resignierten Gesamtergebnis Sigels die selbstbewußte Zusammenfassung des Operationsjournals gegenübergestellt:

„Wie notwendig und rechtzeitig die Einnahme von Freiburg am Ostermontag war, zeigen die später eingekommenen Nachrichten von Zuzügen und Aufständen, welche auf denselben Tag bestimmt waren und zur Ausführung kamen. An demselben Vormittag stand Herweghs Schar im Münstertal und in Krozingen, nur drei Stunden von Freiburg und im Rücken des Angriffs, den sie sehr hätte stören können, aber nicht zu stören wagte. Freischarenzüge hatten sich im Tal von Achern, im oberen Kinzigtal und an anderen Orten gebildet, waren an demselben Ostermontag bis in die Nähe von Freiburg vorgerückt, aber wieder umgekehrt, sobald sie die Einnahme von Freiburg erfuhren. An demselben Tag fanden auch andere Ortsaufstände statt, so bei Sinsheim, gegen Heidelberg usw. Alles zeigt, daß dieser Ostermontag für die Republikaner um jeden Preis ein wichtiger Tag werden sollte. Dessen Folgen wendete die Einnahme von Freiburg ab.“

Der Name Langsdorff dürfte den Älteren unter uns ein Begriff sein.

Geboren 1822 in Brasilien, war Langsdorff 1829 nach Deutschland gekommen, hatte in Freiburg, Heidelberg und wieder in Freiburg studiert und wurde als Repräsentant der Turnerschaft, wie gesagt, zum Führer der Freiburger Freischärler ernannt. Sein Amt trug ihm später den Namen „der Münstergeneral“ ein. Die bösen Mäuler behaupteten, er habe aus Gagerns Schicksal gelernt, daß sich ein General nicht zu sehr der Gefahr aussetzen dürfe. Tatsache ist allerdings, daß Langsdorff die Kämpfe von der Höhe des Münsterturmes aus mit einem Fernrohr beobachtete und durch ein Sprachrohr zu kommandieren versuchte. Die Führung endete ruhmlos. Die Fama schandmaulte: Als Langsdorff die Truppen in die Stadt einrücken sah, habe er sich schnell noch oben auf dem Turm den Bart abnehmen lassen, sei schon vor 10 Uhr dem Karlsplatz zugeeilt und hinterher über den Schloßberg entflohen.

Ein Weg ins Ungewisse lag vor dem jungen Studenten. Er flüchtete in Frauenkleidern nach Straßburg, kam nach Innerfrankreich, wieder in die Schweiz und schließlich nach Amerika. Nach Erlaß der Amnestie 1862 kehrte Langsdorff nach Deutschland zurück, praktizierte als Arzt und Zahnarzt in Mannheim, siedelte dann nach Freiburg über, verließ Freiburg 1905 zu einer sechsjährigen, ruhelosen Reise durch Amerika und fand schließlich 1910 endgültig nach Freiburg zurück, wo er hochverehrt 1921 fast 100jährig zur Ruhe einging, Sohn und Symbol eines vorwärtstürmenden, bewegten Jahrhunderts.

Weitere Kämpfe erlebte unser Freiburg weder 1848 noch 1849, wohl aber noch mehrfach aufgeregte Zeiten. Erinnerung sei daran, daß im März 1849 in Freiburg das Erste Schwurgericht tagte, dazu aufgerufen, den bei der Herbstherhebung 1848 gefangenen Struve und dessen Gefährten, den Studenten Karl Blind, abzuurteilen⁴.

Die Fülle des Stoffes gestattet leider nicht, hier auf die Ereignisse des Jahres 1849 näher einzugehen — Freiburg kam in ihnen ohne Kämpfe durch, gelangte aber zu trauriger Berühmtheit: 57 Freiburger wanderten in die berüchtigten Rastatter Kasematten, in Freiburg selbst wurden durch das Kriegsgericht drei Todesurteile ausgesprochen. Und diese Urteile wurden an Maximilian Dortu, Friedrich Neff und Gebhard Kromer beim Friedhof der Wiehre, weit vor der damaligen Stadt draußen, durch Erschießen vollzogen.

⁴ Vgl. A. Grosch, Der erste Schwurgerichtsfall in Baden. „Schau-ins-Land“, 41, 1914, S. 95—108.

Das Ergebnis von 1848 und 1849 läßt uns abschließend mit Heinrich Schreiber¹⁵ fragen und feststellen: „Wer trüge nicht die verhängnisvollen Jahre mit ihren Ereignissen, Hoffnungen und Täuschungen in lebhaftem Andenken, wer wäre nicht in Freude und Schmerz vielfältig davon berührt worden? Eine neue glorreiche Zeit des Vaterlandes mit Fortschritten jeder Art schien daraus hervorzugehen, und nach einem kurzen, lockenden Traum kehrte die alte Zeit mit den meisten ihrer Rückschritte zurück.“

Liste der Gefallenen und an Verwundungen Gestorbenen

Aus den Sterbebüchern der:

St. Ma. = Kath. Pfarrei St. Martin. Evg. Pf. = Evg. Stadtpfarrei.

Mü. = Kath. Münsterpfarrei. Wie. = Kath. Pfarrei Wiehre.

Keine Einträge befinden sich in: Kath. Pfarreien Günterstal, Haslach, Herdern, Horben, Hofgrund.

St. Ma. 23. April, 4 Uhr:

Johann Keller, von Billafingen, A. Überlingen, 22 Jahre, Soldat im 4. Inf.-Regt. Gestorben „beim Angriff auf die Freischaren“.

St. Ma. 23. April, 5 Uhr:

Franz Joseph Gilliar, von Philippsburg, Gefreiter im 4. Inf.-Regt. „Beim Angriff gegen die Freischaren erschossen.“

St. Ma. 23. April, 6 Uhr abends:

Sebastian Fleuchaus, von Gerlachsheim, 21 Jahre, Soldat im 4. Inf.-Regt. Gestorben „beim Angriff auf die Freischaren“.

St. Ma. 23. April, 4 Uhr:

Matthias Müller, von Ruchenschwand, Amt St. Blasien, Ehemann der Anna Gaßer dort, 33 Jahre. Gestorben „an einer Schußwunde“.

St. Ma. 24. April, vormittags zwischen 10 und 11 Uhr:

Jgnaz Holl, Korporal im 2. Inf.-Rgt. „Bei Einnahme der Stadt erschossen.“

St. Ma. 24. April, vormittags zwischen 10 und 11 Uhr:

Franz Xaver Trotter, von Sandhausen b. Heidelberg, Korporal im 2. Inf.-Rgt. „Bei Einnahme der Stadt erschossen.“

St. Ma. 24. April, vormittags zwischen 10 und 11 Uhr:

Karl Fütterer, von Steinbach bei Bühl, Soldat im 2. Inf.-Regt. „Bei Einnahme der Stadt erschossen.“

St. Ma. 24. April, vormittags zwischen 10 und 11 Uhr:

Joseph Gößmann, von Bischweier bei Rastatt, Soldat im 2. Inf.-Rgt. „Bei Einnahme der Stadt erschossen.“

Evg. Pf. 24. April:

Johann Georg Adam Michel, von Lierscheid bei St. Goarshausen, Soldat im Hess. 2. Rgt. „Derselbe wurde in dem am 24. April bei Freiburg stattgehabten Gefecht durch einen Schuß getötet.“

St. Ma. 24. April, vormittags:

Michael Beckenbach, aus Wiesenbach, Amt Neckargemünd, 21 Jahre, Soldat im 2. Inf.-Rgt. Gestorben „beim Angriff auf Freiburg“.

¹⁵ Heinrich Schreiber: Die bürgerlichen Bewegungen in den Jahren 1848 und 1849. Ein Kapitel seiner Autobiographie, herausgegeben von Wolfgang F. Hunn. „Schau-ins-Land“, 1941, S. 148—167.
Als Augenzeuge der Kämpfe beim Jähringer Tor ergänzt Schreiber unsern Bericht mit einigen persönlichen Notizen.

- Ev. Pf. 24. April, ebenfalls: Johann Michael Beckenbach, von Wiesenbach, Amt Neckar-
gemünd. Gefreiter im 2. Inf.-Regt. „Derselbe wurde in dem am 24. April bei
Freiburg stattgehabten Gefecht durch einen Schuß getötet“.
- St. Ma. 24. April, 11 Uhr morgens:
Kreszentia Streicher geb. Müller, Ehefrau des Maurers Peter Streicher,
35 Jahre.
Gestorben „an einem von den stürmenden Soldaten erhaltenen Schuß“.
- St. Ma. 24. April, zwischen 10 und 11 Uhr:
Jakob Heine, Eisenbahnarbeiter, hier, 38 Jahre.
„Erschossen beim Angriff der Soldaten auf die Stadt.“
- St. Ma. 24. April, zwischen 10 und 11 Uhr:
Heinrich Schwab, lediger Schlossergesell von hier, 27 Jahre.
„Erschossen von den Soldaten beim Einstürmen in die Stadt.“
- St. Ma. 24. April, vormittags in der Wiehre:
Johann Mayer, Tagelöhner, 48 Jahre.
„Wurde beim Sturm der Bundestruppen gegen die Stadt erschossen.“
- Wie. 24. April, ebenfalls:
Georg Mayer, Tagelöhner und Bürger dahier.
„Bei dem zwischen den Bundestruppen und den Rebellen der Hecker'schen Frei-
scharen dahier vorgefallenen Treffen erschossen.“
- St. Ma. 24. April, 10 Uhr morgens:
Stanislaus Schulz, Polizeidiener, 63 Jahre.
- St. Ma. 24. April, vormittags zwischen 10 und 11 Uhr:
Lorenz Künzle, Tagelöhner und Ehemann der Cäzilia Algaier von Waldkirch,
60 Jahre.
- St. Ma. 24. April, zwischen 10 und 11 Uhr morgens:
Franz Xaver Fischer, Chirurg von Kenzingen, verheiratet mit Maria Becherer
dieselbst, 46 Jahre.
- St. Ma. 24. April, zwischen 10 und 11 Uhr morgens:
August Schwoana, verheirateter Schmied von Ettenheim, 34 Jahre.
„Beim Stürmen der Stadt.“
Chavoen! Offenbar Sigels Fahnenführer, der vor dem Schwabentor fiel.
- St. Ma. 24. April, zwischen 10 und 11 Uhr morgens:
Johann Stadelhofer, lediger Skribent von Konstanz, 30 Jahre.
„Erschossen von den Soldaten beim Stürmen der Stadt.“
- Mü. 24. April, nachmittags 4 Uhr:
Joseph Baldinger, Bürger und Schneidermeister, hier, 27 Jahre alt.
(Unbestimmt.)
- St. Ma. 26. April, ½7 Uhr morgens, im Militärspital:
Fortunatus Rothmund, von Einbach, Amt Wolfach, 21 Jahre, Soldat im
2. Inf.-Regt.
- St. Ma. 28. April, 8 Uhr abends, im Militärspital:
Joseph Springmann, von Waldulm, Amt Achern, 25 Jahre, Soldat.
- St. Ma. 1. Mai, 7 Uhr, „im allgemeinen Krankenspital“:
Beda Sulger, lediger Schustergeselle von Egg, Filial Allmannsdorf, 20 Jahre.
„An erhaltenem Schuß.“
- St. Ma. 1. Mai, 8 Uhr morgens:
Josef Gastlicher, verheirateter Tagelöhner von Waldburg, Amt Ettenheim, 34 Jahre.
„An einer Schußwunde.“
- St. Ma. 2. Mai, 12 Uhr morgens, „im allgemeinen Spital“:
Josef Fesenmeyer, lediger Tagelöhner von Reuthe, 38 Jahre.
Gestorben „an einer Schußwunde“.
- St. Ma. 3. Mai, 2 Uhr morgens, „im allgemeinen Krankenspital“:
Josef Strohmayer, lediger Drechslergeselle von Meersburg, 25 Jahre.
„An erhaltenem Schuß.“

- St. Ma. 3. Mai, 6 Uhr abends, „im allgemeinen Krankenspital“:
 Mathias G u t r u f, lediger Bauernknecht von Löffingen, 24 Jahre.
 „An erhaltenem Schuß.“
- Evg. Pf. 14. Mai, im Militärspital:
 Hugo E y r i n g, von Wiesbaden, 20 Jahre, Leutnant im Nass. 2. Inf.-Rgt.
 „Am Ostermontag schwer verwundet.“
- St. Ma. 6. Juni, 9 Uhr morgens, im Militärspital:
 Valentin T r o z l e r, von Untergrombach, Amt Bruchsal, 25 Jahre, Soldat im
 4. Inf.-Rgt.
- St. Ma. 8. Juni, 7 Uhr morgens, im Militärspital:
 Benedikt S c h l e i c h e r, von Steibheim, Amt Bretten, 22 Jahre, Soldat bei den
 Bad. Dragonern.
- Evg. Pf. 13. Juni, im Hospital:
 Georg W o l f, von Öschelbronn, Amt Pforzheim, 21 Jahre, Soldat im 4. Inf.-Rgt.

An die Gefallenen erinnern das „Soldatenkreuz“ am Waldweg nach Günterstal und das
 „Soldatengrab“ auf dem Alten Friedhof hinter dem Sautierschen Grabdenkmal.

43. Vereinsbericht

(ausgegeben mit dem 69. Jahrlauf)

Seit unserm letzten Vereinsbericht vom März 1941 füllen die Chronikseiten der Vereinsgeschichte einige Tatsachen, die für das Leben des Breisgauvereins Schauinsland von Bedeutung waren, wie etwa das von der Regierung 1944 erlassene Verbot jeglicher Tätigkeit. Wir buchen diesen Griff nach der Notleine und ähnliche heute nur noch der Vollständigkeit halber. Grauenhafte Reichweite dagegen erlangten die jeden einzelnen berührenden Geschehnisse: der Bombenangriff auf Freiburg am 27. November 1944, der große und wertvollste Teile unserer Stadt zerstörte, die letzten Monate und das schließliche Ende des „totalen“ Krieges, das Chaos der Nachkriegsjahre.

Während all dieser Jahre wurden zahlreiche hochverehrte Mitglieder unseres Vereins abgerufen. Wir halten die Erinnerung an die große Zahl unserer verstorbenen Gaubrüder in Treue und Dankbarkeit fest.

Am 25. April 1947 konnte sich der Breisgauverein Schauinsland neu konstituieren.

Aus gesundheitlichen Gründen trat 1948 Gaugraf Stadtarchivdirektor Dr. Friedrich Hefele vom Amte des Vereinsvorsitzenden zurück. Er hat den Verein seit 1936 mit großem Erfolg geleitet. Schon von 1926 an war er Schriftleiter. 1949 verlangte seine Gesundheit, daß er auch dieses Amt abgab. Dr. Hefele hat die Vereinszeitschrift zu einem wertvollen und wissenschaftlichen heimatgeschichtlichen Publikationsorgan auszugestalten gewußt. Der Verein wird ihm aufrichtige Dankbarkeit bewahren.

Die Geschäfte führen heute als:

Vorsitzender und Gaugraf: Josef H o l l e r , Ministerialdirektor a. D.

Stellvertretender Vorsitzender: Dr. Karl S. B a d e r , Generalstaatsanwalt und Universitätsprofessor.

Geschäftsführender Vorsitzender: Joseph S. W o h l e b , Kreisoberschulrat und Archivrat.

Verwalter: Hans H e r t r i c h , Betriebssekretär.

Schriftleiter: Rudi K e l l e r .

Nach 1941 konnten wir erst im Januar 1950 wieder ein Heft unserer Zeitschrift, Band 68 (1949), herausbringen. Dagegen haben wir auf Vortragstätigkeit nicht verzichtet, solange es irgend anging bzw. überhaupt möglich war. Keine programmatische Erklärung vermöchte es, die Interessensphäre des Vereins besser darzutun, als die Liste der von 1941 bis Sommer 1950 gehaltenen Vorträge, die wir, den Gepflogenheiten der früheren Berichte entsprechend, hier anreihen. Es sprachen:

1941

- Dienstag, 1. April, auf der „Stube“: Archivdirektor Dr. Friedrich Hefele über „Sitten und Bräuche im alten Freiburg“, 1. Teil.
 Dienstag, 22. April, und Dienstag, 29. April, auf der „Stube“: 2. und 3. Teil.

1941/42

- Mittwoch, 29. Oktober, auf der „Stube“: Universitätsprofessor Dr. Hans-Walter Klewiz über „Die Anfänge der Zähringer im Breisgau“.
 Mittwoch, 26. November, im „Oberkirch“: Oberstudiendirektor a. D. Otto Stemmler über „Freiburg und der Breisgau in den Tagebüchern des Abtes Georg Gaißer von St. Georgen-Dillingen (1621—1655)“.
 Mittwoch, 7. Januar, im „Oberkirch“: Dr. K. S. Bader über „Der süddeutsche Adel am Ende des alten Reichs“.
 Mittwoch, 28. Januar, im „Fahnenberg“: Kreisschulrat a. D. Richard Dorer über „Aus der Familien- und Hofgeschichte eines Schwarzwalddorfes (Schönwald)“, mit Lichtbildern.
 Donnerstag, 12. Februar, in der Universität: Rudi Keller über „Bildnissammlung oberrheinischer Adels-, Bürger- und Bauerngeschlechter“, mit Lichtbildern.
 Dienstag, 17. Februar, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde): Professor Dr. Friedrich Schaub über „Die Herkunft der Freiburger Studenten von 1460—1914“.
 Donnerstag, 19. März, im „Fahnenberg“: Oberkorrektor J. Dotter über „Geschichte des Klosters Rheinau bei Schaffhausen mit seinen Beziehungen zum Breisgau und dem weiteren Land Baden“.
 Montag, 30. März, in der Universität: Oberbaudirektor Dr. J. Schlippe über „Denkmalpflege und Heimatschutz im Elsaß“, mit Lichtbildern.
 Mittwoch, 15. April, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut): Geheimrat Dr. Karl Martin über „Die savonische Einwanderung in das alemannische Süddeutschland“.

1942/43

- Mittwoch, 4. November, im „Fahnenberg“: J. E. Wohleb über „Wehranlagen des 17. und 18. Jahrhunderts im Schwarzwald“.
 Donnerstag, 26. November, im „Fahnenberg“: Universitätsprofessor Dr. A. Allgeier über „Der Doppeladler im Siegel Kaiser Sigismunds. Sein Ursprung und seine Erklärung“, mit Lichtbildern.
 Montag, 14. Dezember, auf der „Stube“: Meister Kleinhans erzählt von seinen Besteigungen der Münsterpyramide.
 Montag, 28. Dezember, im „Fahnenberg“: Archivdirektor Dr. Friedrich Hefele über „Die Baumeister des Freiburger Münsterturmes“.
 Mittwoch, 27. Januar, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde): Oberarchivrat Dozent Dr. K. S. Bader über „Verfassungsgeschichtliche Grundlagen der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft“.

- Mittwoch, 3. Februar, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde): Studienrat Hermann Schilli über „Bauernhäuser des Schwarzwaldes“.
- Freitag, 26. Februar, im „Fahnenberg“ (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut): Rektor A. Eisele, Kandern, über „Gewerbe und Handwerk in Alt-Kandern“.
- Mittwoch, 3. März, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde): Hauptkonservator Dr. Oscar Paret, Stuttgart, über „Gab es Pfahlbauten?“.
- Samstag, 27. März, im „Fahnenberg“: Hermann Rambach, Waldkirch, über „Die Kastelburg bei Waldkirch“.
- Freitag, 16. April im „Fahnenberg“: Universitätsprofessor Dr. Paul Wenckke, Frankfurt, über „Freiburg im ersten Reichskrieg gegen Frankreich“ mit Lichtbildern.
- Anlässlich der Zusammenkunft der Arbeitsgemeinschaft Südwestdeutscher Geschichtsvereine (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde):
- Samstag, 15. Mai, im Kaufhausaal: Universitätsprofessor Dr. H. HeimpeI, Straßburg, über „Karl der Kühne und Deutschland“, und
- Sonntag, 16. Mai, im Kaufhausaal: Professor Dr. F. Schaub über „Die Universität Freiburg — in Schwaben“.
- Freitag, 25. Juni, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde): Professor Dr. Dannenbauer, Tübingen, über „Adelsherrschaft bei den germanischen Stämmen“.

1943/44

- Donnerstag, 9. Dezember, im „Fahnenberg“: Hauptlehrer J. C. Wohleb über „Schwarzwälder Glashütten“.
- Mittwoch, 5. Januar, in der Universität: Oberbaudirektor Dr. J. Schlippe über „Ein Jahrtausend deutscher Baukunst auf elsässischem Boden“, mit Lichtbildern.
- Mittwoch, 9. Februar, in der Universität: Universitätsprofessor Dr. G. Kraft über „Frühgeschichtliche Siedlungen im Breisgau auf Grund neuer Funde und Ausgrabungen“, mit Lichtbildern.
- Mittwoch, 23. Februar, in der Universität: Oberstudiendirektor C. Wohleb, Baden-Baden, über „Die Stadt Baden im Mittelalter“.
- Mittwoch, 22. März, im „Fahnenberg“: Universitätsprofessor Dr. Fr. Beyerle über „Der Arme Heinrich des alemannischen Dichters Hartmann von Aue als sozialgeschichtliches Problem“.
- Mittwoch, 12. April, in der Universität: Rechtsanwalt Dr. Hermann Kopf über „Auf badischen Spuren in der Rheinpfalz“, mit Lichtbildern.
- Mittwoch, 19. April, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde): Dozent Dr. K. S. Bader über „Die Reichsstädte des schwäbischen Kreises am Ende des alten Reiches“.
- Mittwoch, 7. Juni, in der Universität (in Verbindung mit dem Alemannischen Institut und der Gesellschaft für Geschichtskunde): Universitätsprofessor Dr. Friedrich Mez über „Die ländlichen Siedlungen des Breisgaus“, mit Lichtbildern.

1947/48

- Freitag, 18. Juli, auf der „Stube“: Pfarrer Dr. B. Schelb, Bözingen, über „Zwei Siedlungen des Frühmittelalters auf dem Boden der Stadt Freiburg“.
- Donnerstag, 24. Juli, in der Universität: Oberbaudirektor Dr. J. Schlippe über „Zerstörung und Wiederaufbau von Alt-Freiburg“, mit Lichtbildern.
- Dienstag, 28. Oktober, und Mittwoch, 29. Oktober, in der Universität: Oberbaurat F. Bosch über „Das Freiburger Münster heute und morgen, vom Baumeister gesehen“, mit Lichtbildern.
- Dienstag, 25. November, auf der „Stube“: Erzbischöflicher Archivar a. D. Dr. Joseph Clauß über „Die Patrone des Münsters und der Stadt“.
- Mittwoch, 10. Dezember, auf der „Stube“: Archivdirektor Dr. Fr. Hefele über „Die Michaelskapelle im Freiburger Münster“.
- Donnerstag, 22. Januar, in der Universität: Museumsdirektor Professor Dr. Werner Noack über „Johann Christian Wenzinger — zu seinem 150. Todestag“, mit Lichtbildern.
- Mittwoch, 21. April, in der Universität: Dr. Adolf Weis über „Der Freiburger Münsterturm — Hüttengeometrie und Meisterweisheit“, mit Lichtbildern.
- Dienstag, 11. Mai, auf der „Stube“: Oberstudiendirektor Dr. K. Person, Präsident des Badischen Landtags, über „Die Nacht zwischen Breisgau und Ortenau“.

1948/49

- Dienstag, 26. Oktober, auf der „Stube“: Prälat Professor Dr. A. Allgeier über „Pater Trudpert Neugart von St. Blasien und seine Geschichte des Bistums Konstanz“.
- Donnerstag, 11. November, in der Universität (in Verbindung mit der Kunstwissenschaftlichen Gesellschaft): Museumsdirektor Professor Dr. W. Noack über „Freiburg im Breisgau, ein Meisterwerk romanischer Stadtbaukunst“, mit Lichtbildern.
- Dienstag, 21. Dezember, auf der „Stube“: Universitätsprofessor Dr. R. Newald über „Erasmus von Rotterdam in Freiburg“.
- Montag, 21. Februar, auf der „Stube“: Kreisoberschulrat Joseph L. Wohleb über „Freiburg in der 48er Revolution“.
- Mittwoch, 6. April, auf der „Stube“: Dr. Erika Schillinger über „Adelige und Freie im Breisgau zur Zähringerzeit“.
- Mittwoch, 18. Mai, auf der „Stube“: Hermann Rambach über „Die Stadt Waldkirch im Mittelalter — Das bürgerliche Leben in guten und bösen Tagen“.
- Samstag, 6. August: Besuch der Stadt Waldkirch; Besichtigung der Kirche und der Kastelburg. Führung: H. Rambach.

1949/50

- Montag, 24. Oktober, auf der „Stube“: Pfarrer Dr. J. Schelb über „Kirchenpatrone und Flurnamen“.
- Mittwoch, 9. November, auf der „Stube“: Landgerichtsrat Dr. J. Federer über „Johann Georg Schlosser im Prozeß Mirabeau-Tonneau“.

Freitag, 25. November, in der Universitätsbibliothek: Oberbibliotheksrat Dr. E. Klaiber über „Zwei Hundert-Jahr-Feiern im Freiburger Buchhandel“, mit einer Ausstellung „400 Jahre Freiburger Buchdruck“. Der Vortrag ist in erweiterter Form unter dem Titel „Buchdruck und Buchhandel in Freiburg i. Br.“ im Druck erschienen. 1949 Freiburg. Fr. Wagnersche Universitätsbuchhandlung.

Montag, 5. Dezember, in der Aula des Rathauses: Generalstaatsanwalt Professor Dr. K. S. Bader über „Konradin Kreuzers heimatliches Wirken — Zum 100. Todestag des badischen Komponisten“.

Montag, 30. Januar, auf der „Stube“: Hauptlehrer Paul Priesner, über „Der kulturgeschichtliche Wert der alten Totenbücher der Pfarreien Sölden, Bollschweil und St. Ulrich“.

Montag, 27. Februar, auf der „Stube“: Dozentin Dr. Elisabeth Schmid über „Das jungsteinzeitliche Jaspisbergwerk am Isteiner Klotz“.

Donnerstag, 30. März, in der Universität: Museumsdirektor Professor Dr. W. Noack über „Freiburger Goldschmiedekunst im 13. Jahrhundert“, mit Lichtbildern.

Freitag, 14. April, in der Universität: Ingenieur Adolf Wanger über „Das Maßsystem des Freiburger Münsters und seine Anwendung am Bau“, mit Lichtbildern.

Mittwoch, 24. Mai, auf der „Stube“: Kreisoberschulrat Joseph E. Wohleb über „Aus der Geschichte des Colombischlößles und der Familie Colombi“.

Mittwoch, 28. Juni, auf der „Stube“: Kustos des Münzkabinetts Karlsruhe, Dr. Friedrich Wielandt über „Der Breisgauer Pfennig und seine Stellung unter den mittelalterlichen Währungen Alemanniens“.

In Waldkirch begründete Hermann Rambach im Winter 1947 die erste Heimatgruppe unseres Vereins. Sie entfaltete gleichfalls eine rege Vortragstätigkeit.

1947/1948

Samstag, 11. Oktober, im Rathaussaal: Realschuldirektor Hermann Fischer, Waldkirch, über „Das Elztal und seine Entstehung“.

Mittwoch, 19. November, im Rathaussaal: Pfarrverweser Dr. Heinrich Roth, Lahr-Dinglingen, über „Waldkirch im Licht der Frühgeschichte“.

Donnerstag, 18. Dezember, im Rathaussaal: Hermann Rambach, Waldkirch, über „Dom Siedlungsbau bis zur Stadterhebung“.

Mittwoch, 14. April, im Rathaussaal: Pfarrverweser Dr. Heinrich Roth, Lahr-Dinglingen, über „Das Frauenkloster St. Margaretha“.

Dienstag, 25. Mai, im Rathaussaal: Hermann Rambach, Waldkirch, über „Die Schwarzenberger als Freivögte von St. Margarethen“.

Dienstag, 29. Juni, im Rathaussaal: Hermann Rambach, Waldkirch, über „Die Herren der Stadt im Mittelalter“.

1948/49

Mittwoch, 22. September, im Rathaussaal: Hermann Rambach, Waldkirch, über „Die Stadt Waldkirch im Mittelalter; 1. Teil: Entstehung und Aufbau“.

Dienstag, 26. Oktober, im Rathaussaal: Oberforstrat i. R. Fritz Jörgler, Waldkirch, über „Die Stadt Waldkirch im Mittelalter; 2. Teil: Entstehung von Land- und Forstwirtschaft“.

- Dienstag, 16. November, im Rathausaal: Hermann R a m b a c h , Waldkirch, über „Die Stadt Waldkirch im Mittelalter; 3. Teil: Ämter und Würden“.
- Dienstag, 14. Dezember, im Rathausaal: Generalstaatsanwalt Professor Dr. Karl Siegfried B a d e r , Freiburg, über „Die Stadt Waldkirch im Mittelalter; 4. Teil: Das Stadtrecht“.
- Mittwoch, 27. April, im Rathausaal: Hermann R a m b a c h , Waldkirch, über „Die Stadt Waldkirch im Mittelalter; 5. Teil: Das bürgerliche Leben in guten und bösen Tagen“.
- Sonntag, 15. Mai, auf der Kastelburg: Führung durch Hermann R a m b a c h , Waldkirch.
- Mittwoch, 29. Juni, im Rathausaal: Hermann R a m b a c h , Waldkirch, über „Die Ereignisse in Waldkirch während der Volksaufstände im Jahre 1848 und 1849“.
- Mittwoch, 13. Juli, im Festsaal von St. Margaretha: Stadtpfarrer Dr. Heinrich R o t h , Lahr-Dinglingen, über „Das Kollegiatstift St. Margaretha von seinen Anfängen bis zum Zeitalter der Reformation“.

1950

- Dienstag, 14. März, im Festsaal von St. Margaretha: Hermann R a m b a c h , Waldkirch, über „Das Kollegiatstift St. Margaretha im Zeitalter der Reformation“.
- Samstag, 20. Mai, im Rathausaal: Oberbaudirektor Dr. Josef S c h l i p p e , Freiburg, über „Burgen im Breisgau“, mit Lichtbildern.

Wir danken dem Ministerium des Kultus und Unterrichts, der Kreisverwaltung Freiburg und der Stadtverwaltung Freiburg für gegebene Zuschüsse und der Staatskanzlei für einen namhaften Druckkostenzuschuß für die Arbeit von Dr. Münzel.

Die Kriegs- und Nachkriegsjahre haben dem Verein schwerste Einbußen in seiner Mitgliederzahl und Vermögenssubstanz gebracht. Neue Geldmittel, neue Mitglieder, neue Mitarbeiter sind für ihn lebensnotwendig. Vor allem kann er nur bestehen, wenn er einen steten Zugang an neuen Mitgliedern hat. Es gibt sicher, gerade heute, viele, die sich nach Neigung und Interessen unserm Heimatverein anschließen, wenn sie von seinem Dasein und seiner Tätigkeit wüßten. Darum ergeht an jedes Mitglied die herzliche Bitte: Werben Sie für den Verein, sprechen Sie in Ihrem Freundeskreis immer wieder von ihm, seinen Vorträgen, den Veröffentlichungen. Nennen Sie uns die Namen von Persönlichkeiten, die gewonnen werden können, laden Sie Gäste zu den Vorträgen ein! Jedermann ist herzlich willkommen.

Freiburg im Breisgau, im Dezember 1950.

Der Vorstand.

